

Die Grenzen sozialer und räumlicher Zugehörigkeit

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

doctor philosophiae

(Dr. phil.)

eingereicht an

der Kultur -, Sozial - und Bildungswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-
Universität zu Berlin

von

Henrik Schultze

Präsidentin der Humboldt-Universität zu Berlin

Prof. Dr. –Ing. Dr. Sabine Kunst

Dekanin der Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät

Prof. Dr. Julia von Blumenthal

Gutachter:

1. Prof. Dr. Talja Blokland

2. Prof. Dr. Christine Hentschel

3. Prof. Dr. Karin Lohr

Tag der Verteidigung: 07.04.2017

Inhalt

Einleitung.....	5
Kapitel 1 Forschungsdesign und Methoden	10
1.1 Die Forschungsfrage und die Ziele des Projekts.....	10
1.2 Parcours durch das konzeptionelle Framework	12
1.3 Methodischer Zugang	19
1.4 Die Datenerhebung.....	20
1.4.1 Auswahl der Interviewpartner.....	20
1.4.2 Leitfaden und Interviewführung.....	22
1.4.3 Online-Recherche zum Mediendiskurs	23
1.5 Die Datenauswertung.....	24
Kapitel 2 Der Prenzlauer Berg und seine Bewohner	26
2.1 Das räumliche Setting	27
2.2 Die Alteingesessenen	28
2.3 Die „Szene“ Prenzlauer Berg	30
2.4 Die „spät“ Zugezogenen.....	38
2.5 Die Entwicklung der Einkommens- und Bildungssituation Prenzlauer Bergs im Vergleich zur Gesamtstadt	41
Kapitel 3 Social identity: Soziale Identifikation und Disidentifikation	46
3.1 Selbst-Identifikation, Kategorisierungen.....	46
3.2 Das Problem der sozialen Gruppe und die Verbindung zum Raum...	49
3.3 Gruppengrenzen und die Macht zur Definition	52
3.4 Wir sind ein Volk!	56
3.5 Schlussfolgerungen.....	59
Kapitel 4 Die Wechselwirkung von räumlicher und sozialer Identifikation	61
4.1 Von Space zu Place: dem Raum eine soziale Identität geben.....	61

4.2	„(S)elective belonging“: Die Identifikation mit Orten	65
4.3	Das kollektive Gedächtnis als lokale Perspektive auf den Ort	70
4.4	Raum-Normen: Selbst- und Fremdevaluation.....	72
4.5	Nachbarschaftsnutzung: Profite aus Orten ziehen.....	77
4.6	Schlussfolgerungen.....	80
Kapitel 5 Der Mediendiskurs und die Genese von Bedeutungen		81
5.1	„Schwaben sollen ‚Schrippe‘ sagen“ – Symbole im Mediendiskurs ...	82
5.2	Innenperspektiven: „[B]rauchen wir nicht. ein klinisch aufgeräumtes wohnzimmer“	85
5.3	Außenperspektiven: „Quod licet muslimischen Migranten, non licet Schwaben“.....	88
5.4	Bionademenschen vs. Eisenbieger.....	93
5.5	Schlussfolgerungen.....	96
Kapitel 6 Räumliche Dis/- Identifikationen – Un/Möglichkeiten der Zugehörigkeit.....		98
6.1	Die Rolle der Mittelklasse in der Stadtsoziologie	100
6.2	Ort der „unbegrenzten“ Möglichkeiten: Narrative der Identifikation ..	103
6.2.1	Belonging in Relation zu Disidentifikation	103
6.2.2	Raumprofit: die Möglichkeiten sehen und nutzen	106
6.2.3	Vertrauen als Basis für Zugehörigkeit	111
6.2.4	Die symbolische und praktische Nutzung der Nachbarschaft... ..	115
6.3	Szenen, Subkulturen und Gegenkulturen: eine Begriffsklärung.....	120
6.4	Ort der begrenzten Möglichkeiten: Erinnerungen als Quelle für Dis/Identifikationen	123
6.4.1	Die Erinnerung an den Szene-Ort Prenzlauer Berg.....	124
6.4.2	Vom Verschwinden der Möglichkeiten zur Disidentifikation	131

6.4.3	Die symbolische Nutzung von Lokalitäten: Narrative der Disidentifikation	134
6.4.4	Die symbolische und praktische Nutzung von Lokalitäten: Narrative der Identifikation	138
6.5	Diskussion: Prenzlauer Berg als Ort der ungleichzeitigen Möglichkeiten	140
Kapitel 7	Symbolische Grenzziehungen und die Verbindung zum Raum....	144
7.1	Zur Normativität symbolischer Grenzen	144
7.2	Die Überlagerung symbolischer und sozialer Grenzen	148
7.3	Wohlstand als Makel oder Stigma Prenzlauer Berg	152
7.4	Den Makel managen: Stigma und Stigmamanagement	155
7.5	Diskussion.....	165
Kapitel 8	Symbolische Grenzziehungen: Wir und die “Anderen” im öffentlichen Raum	167
8.1	Der Charakter sozialer Interaktionen im städtischen Raum	169
8.2	Die ungeschriebenen Prinzipien von Begegnungen Fremder im öffentlichen Raum.....	173
8.3	Kinderwagen und andere Hindernisse: Das Zusammenspiel von <i>cooperative motility</i> und <i>civil inattention</i>	175
8.4	Diskussion.....	183
Kapitel 9	Schlussbetrachtungen	185
9.1	Die Verbindung von Raum und sozialer Identität	186
9.2	Symbolische Grenzziehungen und die Konstruktion von Orts- und Gruppenzugehörigkeiten.....	188
	Literaturverzeichnis	192
	Anhänge	209

Einleitung

Zur Jahreswende 2006/2007 klebten Unbekannte im Berliner Stadtteil Prenzlauer Berg Plakate, auf denen Zugezogenen eine „gute Heimreise“ in ihre Herkunftsorte im Südwesten der Republik gewünscht wurde.

Im April 2012 findet sich an einigen Hauswänden Prenzlauer Bergs ein von Unbekannten geklebt Gedicht, das von der Redaktion der Prenzlauer Berg Nachrichten unter der Überschrift: „Die Vermessung des Hasses. Ein Gedicht fordert Auswärtige auf, sich zu schämen. Ein Dorftrottel aus Prenzlauer Berg hat in die Tasten gehauen.“ veröffentlicht wird.

Der Satz mit Bezug auf die Neubewohner Prenzlauer Bergs „In Berlin sagt man Schrippen, daran könnten sich selbst Schwaben gewöhnen.“ aus einem Interview des damaligen Bundestagsvizepräsident und langjährigen Kollwitzplatz-Bewohners Wolfgang Thierse am 31.12.2012 in der Berliner Morgenpost löst in den lokalen wie überlokalen Medien regelrechte Empörungswellen, aber auch Zustimmung aus. Kurz darauf wird im Januar 2013 medienwirksam die Bronzestatue Käthe Kollwitz‘ am Kollwitzplatz in Prenzlauer Berg mit Spätzle, einer schwäbischen Nudelspezialität, beworfen und der Bau einer Mauer aus Maultaschen (einer weiteren schwäbischen Spezialität) vorgeschlagen. Waren bei den Plakataktionen zumindest die Adressaten noch irgendwie erkennbar, verschwimmt nunmehr die Grenzlinie zusehends. Die Auseinandersetzungen sind so stark mit Symbolik gefüllt, dass vermutlich, außer für die Akteure selbst, kaum noch klar ist, um wen bzw. um was es eigentlich geht.

Als ich die Arbeiten zu diesem Projekt begann, hatte ich zunächst eine andere Idee im Kopf. Es ging darum zu verstehen, wie ein offen ausgetragener Konflikt mit der sozialen Position seiner Akteure zusammenhängt. Schon in meiner Diplomarbeit beschäftigte mich die Frage, welche Wirkungen Aufwertungsprozesse für Bewohner mit niedrigen Einkommen haben. Meine ersten Interviews für die hier vorliegende Studie führte ich nicht mit diesen Geringverdienern, sondern mit Bewohnern, die sich ein Leben in Prenzlauer Berg - nicht immer komfortabel, aber dennoch irgendwie - leisten konnten. Hier fiel mir auf, dass für sie nicht nur das ökonomische Kapital eine Rolle spielte. Uli - den wir später noch ausführlich

kennenlernen werden - verdient zum Beispiel nach seinen eigenen Angaben gut, und hat trotzdem ein Problem mit der Aufwertung seines Kiezes und den neuen Bewohnern in der Nachbarschaft. In Prenzlauer Berg zu leben ist ihm nicht zu teuer, es ist einfach *anders* geworden. Genau dieses *anders geworden* begann mich zu interessieren. Später sprach ich mit Sven, der weniger als Uli verdient und dem Wandel äußerst positiv gegenüber steht. Dies führte mich zu der vorläufigen Frage, was Bewohner eigentlich mit ihrem Wohnort verbindet. Warum fühlen sich einige zugehörig und andere nicht (mehr)? Parallel dazu interviewte ich kürzlich Zugezogene, die fast ausnahmslos über mehr ökonomisches Kapital verfügen als die Gruppe oben. Diese Neu-Prenzlauerberger nahmen – verständlicherweise – gar nicht wirklich einen Wandel wahr, sondern fühlten sich dem Ort, vor allem ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, zugehörig. Auffällig war dennoch, dass diese sich besonders von einem Kiez im Stadtteil Prenzlauer Berg – dem Kollwitzplatz - stark abgrenzten. Warum, so fragte ich mich, gibt es diese Abgrenzungen und warum gerade der Kollwitzplatz.

Der Prenzlauer Berg ist seit den frühen 1990er Jahren nicht nur Schauplatz weitreichender Wandlungsdynamiken, sondern auch die Bühne für die Empörung über diese Veränderungen. Warum gerade Prenzlauer Berg? Nahezu alle Städte und Gemeinden der ehemaligen DDR waren seit dem Fall der Mauer 1989 mit massiven Veränderungen konfrontiert. Jeder Skandal im Zuge der Wiedervereinigung hatte einen kurzen medialen Aufschrei zur Folge, der nach kurzer Zeit wieder verstummte. Prenzlauer Berg blieb gegenüber diesen Empörungswellen auf einem stetig hohen Niveau, was die Freude am Diskurs angeht. Dies ist das Besondere an Prenzlauer Berg: die emblematische Verdichtung deutsch-deutscher Befindlichkeiten und der unbedingte Bezug auf den Ort. Diese Hingabe an einen Ort ist gleichzeitig das Verbindende wie das Trennende zweier Bewohnergruppen, die in mancher Hinsicht gar nicht so unterschiedlich zu sein scheinen. Was sie trennt ist der unterschiedliche Blick auf und die unterschiedliche Praxis in ihrem gemeinsam geteilten Ort.

Das Allgemeine, das, was über den Prenzlauer Berg hinausweist, ist die Frage nach der Zugehörigkeit der Menschen zu „ihrem“ Ort. Was haben Orte, in denen

wir wohnen, arbeiten oder Urlaub machen, mit uns zu tun? Fühlen wir uns an Orten nur wohl, wenn sie bleiben wie sie sind oder werden was wir wollen? Was passiert, wenn unterschiedliche Bewohnergruppen differente Vorstellungen davon haben, wie ihr Ort sein sollte? All diese im Vorfeld der vorliegenden Studie immer wieder auftauchenden Fragen führten mich zu einer vorläufigen Fragestellung, in der es um räumliche und soziale Zugehörigkeiten und die damit verbundenen Abgrenzungen gehen sollte.

In dieser ersten Idee steckten bereits eine Reihe stadtsoziologischer und sozialtheoretischer Konzepte, die es in die Analyse einzubinden gilt. Ein Art Parcours durch die in der Fragestellung gesetzten und die im Verlauf der Analyse wichtig gewordenen Konzepte werde ich im nächsten Kapitel vornehmen.

Inwiefern aber - und auch das steckt in dieser Ideensammlung – sind Orte so bedeutend für uns?

Die aktuelle Stadtforschung beschäftigt sich schon seit einiger Zeit mit der Frage der Zugehörigkeit zu Orten. Welche Relevanz hat der (Wohn-)Ort in Zeiten globalisierter Arbeitsplätze und kosmopolitischer Lebensentwürfen heute noch? Dieser Frage widmeten sich prominent Savage et al. (2005) und entwickelten die Idee des „*elective belonging*“, die davon ausgeht, dass – insbesondere - die Mittelklasse Wege gefunden hat, sich erfolgreich mit ihrem ausgewählten Wohnort zu verbinden, an dem sie nicht geboren ist. Paul Watt (2009) griff dieses Konzept von frei gewählter Zugehörigkeit auf und differenzierte es mit dem Begriff des „*selective belonging*“ weiter aus. Dabei zeigte er, wie sich Angehörige der Mittelklasse, umgeben von stigmatisierten Suburbs, eine „Oase“ schaffen und sich so zugehörig fühlen. Andreotti et al. (2013) argumentieren in ihrer Untersuchung zur Zugehörigkeit in mehreren europäischen Großstädten ähnlich und sprechen von „*partial exit strategies*“ der oberen Mittelklasse (ebd., S. 580ff), mit denen Zugehörigkeit interessenbezogen „reguliert“ wird. All diese Ansätze diskutieren also bestimmte Formen der Zugehörigkeit zu Orten.

In dieser Arbeit lege ich den Fokus *erstens* auf die Verbindungen von zwei unterschiedlichen Bewohner-Gruppen zu ihrem Wohnort und *zweitens* auf die Beziehungen zueinander. Es geht also sowohl um die die Konstruktion von Zugehörigkeit zu Orten, als auch um die Zugehörigkeit zu Gruppen. Oft werden diese Gruppenzugehörigkeiten in der Soziologie in Verbindung mit sozial-strukturellen Kategorien wie Klasse/Schicht, Ethnizität, aber auch mit Lebensstil- oder Milieuanätzen diskutiert (siehe z.B. Burzan 2007; Rössel 2009; Vester 2009; Bremer und Lange-Vester 2014). Kollektivitäten mit ähnlichen Eigenschaften gehen dann in oben genannte soziale Kategorien auf (Merton 1995, S. 268). Auch in der Stadtforschung wird z.B. die Mittelklasse oft als ein Kollektiv konzeptioniert, welche ähnliche oder identische Interessen an ihrem Wohnort verfolgen, die sie in unterschiedlichen Strategien umzusetzen versuchen (siehe z.B. Atkinson 2006; Butler und Robson 2003b). Während diese Studien wichtig und einflussreich für die internationale Forschung zu Gentrification-Prozessen waren und sind, ist doch die Annahme problematisch, dass immer vorab Gruppen mit ähnlichen Präferenzen involviert sind. Ich hingegen möchte zeigen, wie Gruppen oder Kategorien erst in der Praxis der Nachbarschaftsnutzung konstruiert werden. Wichtig ist mir zu zeigen, dass der Ort nicht nur einfach ein Kontext ist, sondern ein wichtiger „Player“ bei der Konstruktion räumlicher und sozialer Identitäten. Das Orte Player sein können, klingt zunächst kontra-intuitiv: Orte können zunächst nichts aus sich selbst heraus tun, also keine Player sein. Orte können allerdings mit Bedeutungen aufgeladen werden, wie sie sind - und wie sie eigentlich sein sollten. Dann sind Orte kein neutraler Kontext mehr, in dem wir einfach nur wohnen, einkaufen, unsere Kinder zur Schule schicken oder einen Parkplatz suchen. Wenn wir Orte mit Bedeutungen aufladen, stellen wir unweigerlich eine Verbindung zu ihnen her. Die Identifikation mit und die Kategorisierung von Orten und deren Bewohnern wird dann zu einem kritischen Faktor, der Zugehörigkeiten definieren und Grenzziehungen organisieren kann.

Im nächsten Kapitel werde ich das Forschungsdesign darlegen, in dem ich die Forschungsfrage präzisiere, die Ziele dieser Studie benenne, die Methoden offenlege und meinen konzeptionellen Zugang erläutere.

Kapitel 1 Forschungsdesign und Methoden

Maxwell (2009) schlägt für das Design von Forschungsprojekten fünf Komponenten vor, die in einem engen Wechselverhältnis stehen und über die sich der Forschende in jeder Phase des Projektes im Klaren sein sollte. Dies sind die Forschungsfrage, die Ziele des Projektes, die verwendeten Methoden, der konzeptionelle Rahmen und schließlich die Validität der Ergebnisse:

“Design in qualitative research is an ongoing process that involves 'tackling' back and forth between the different components of the design, assessing the implications of goals, theories, research questions, methods, and validity threats for one another.” (ebd., S. 3)

Entsprechend diesem Vorschlag bin ich bei dieser Arbeit vorgegangen und habe auch das Methodenkapitel grob mit diesen fünf Komponenten strukturiert. Einige Komponenten habe ich in einen Abschnitt zusammengefasst, da sie sich sehr eng aufeinander beziehen, und so beginne ich mit den Zielen des Projektes und der Vorstellung der Forschungsfrage. Die Reihenfolge der Abschnitte des Kapitels repräsentiert dabei keine sequentielle Abfolge von Arbeitsschritten; vielmehr greifen alle fünf Komponenten wechselseitig ineinander und „sprechen“ interaktiv miteinander (ebd., S. 7).

1.1 Die Forschungsfrage und die Ziele des Projekts

In dieser Studie beschäftige ich mich mit der Perspektive zweier kulturell dominanter Gruppen, die in einer zeitlichen Abfolge die „Marke“ Prenzlauer Berg wesentlich prägten und - wie wir sehen werden - immer noch prägen. Diese Dominanz zeigt sich vor allem auf der diskursiven Ebene. Der mediale Diskurs, die teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen „Zugezogenen“ und „Alteingesessenen“ machten mich neugierig, worum es dabei eigentlich geht. Was haben diese symbolischen, teils inszenierten Kämpfe mit den Bewohnern und ihrer Nachbarschaft zu tun. Dazu ist es zentral, ein Verständnis der Bedeutungen zu entwickeln, die meine Interviewpartner bestimmten Ereignissen und Orten zuweisen. Bedeutungen verstehe ich hier im Sinne Maxwells als Teil der Realität meiner Interviewpartner (ebd., S. 22).

Oft geht es bei diesen Kämpfen um die Frage von Zugehörigkeit: Wer oder was gehört - vor dem Hintergrund eines tiefgreifenden sozial-räumlichen Wandels -

zum Prenzlauer Berg? Ich möchte wissen, wie Bewohner ihre Zugehörigkeit zur Nachbarschaft definieren und wie dies mit ihrer Definition von sich selbst und anderen verknüpft ist. Und ich möchte wissen, wie der Diskurs diese Definitionen beeinflusst. Deshalb entschied ich mich für einen Methodenmix aus qualitativen Interviews und einer weniger umfangreichen Diskursanalyse. Bei den empirischen Kapiteln verwende ich fast ausschließlich die Interviewdaten als Analysematerial, lediglich in Kapitel 5 zeichne ich den Mediendiskurs zu den Auseinandersetzungen um den Prenzlauer Berg nach. Nichtsdestotrotz spielt dieses Kapitel für die thematische Fokussierung auf bestimmte Themenkomplexe, die auch in den Interviewaussagen immer wieder wichtig werden, eine Rolle.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen entwickelte ich folgende übergreifende Forschungsfrage:

Wie trägt der gemeinsam geteilte Ort bei unterschiedlichen Bewohnergruppen zu deren Konstruktion sozialer Identitäten bei? Welche Grenzziehungen resultieren daraus, und wie werden diese im städtischen und diskursiven Raum reproduziert?

Die Ziele dieser Arbeit sind 1) die Verbindungen zweier unterschiedlicher Bewohnergruppen mit ihrem Wohnort nachzuzeichnen, 2) den Zusammenhang zwischen räumlicher sowie sozialer Zugehörigkeit und den Raumpraktiken dieser Bewohnergruppen zu klären und 3) die damit verbundenen Grenzziehungen und deren soziale Konsequenzen herauszuarbeiten.

Im folgenden Abschnitt werde ich die in der Fragestellung enthaltenen Konzepte spezifizieren und miteinander in Verbindung bringen.

1.2 Parcours durch das konzeptionelle Framework

In der Einleitung und den Zielsetzungen eben habe ich das Forschungsinteresse und die daraus abgeleitete Forschungsfrage diskutiert. In diesem Abschnitt möchte ich den konzeptionellen Rahmen abstecken, der für die Beantwortung meiner Fragestellung notwendig ist. Gleichzeitig möchte ich wichtige Verbindungslinien, aber auch Abgrenzungen zwischen den zentralen übergeordneten Konzepten dieser Untersuchung ziehen. In den jeweiligen Kapiteln werde ich weitere notwendige Begrifflichkeiten klären, die hier angerissenen Konzepte vertiefend diskutieren und mit meinem empirischen Material konfrontieren.

Maxwell (2009, S. 5) weist auf die zentrale Einheit von konzeptionellen Framework, Forschungsfrage und den Zielen des Projektes im Forschungsdesign hin:

“Your research questions should have a clear relationship to the goals of your study, and should be informed by what is already known about the phenomena you are studying and the theoretical concepts and models that can be applied to these phenomena.“ (ebd.)

Drei zentrale soziologische Konzepte finden sich in der Fragestellung (siehe S. 11): Ort, Identität und Grenzziehungen. Mit diesen drei Konzepten möchte ich einen Rahmen aufspannen und den Fokus der Forschungsfrage festlegen.

Zunächst werde ich knapp den Begriff Identität klären: Wie viele sozialwissenschaftlichen Begriffe ist auch „Identität“ umstritten. Inzwischen wird bereits diskutiert, ob der Container-Begriff Identität in den Sozialwissenschaften überhaupt verwendet werden sollte (Keupp 2002, S. 26). Abseits solcher Grabenkämpfe hat der britische Sozialanthropologe und Soziologe Richard Jenkins einen instruktiven Vorschlag gemacht, in dem er Identität nicht als Entität, sondern als Prozess begreift. Eine „soziale Identität“ ist für Jenkins die Synthese interner Gruppenidentifikation und externer Kategorisierung. Identität ist dann keine isolierte Architektur unseres „Selbst“, sondern zutiefst sozial. Individuelle und kollektive Identitäten stehen so in einem äußerst engen Zusammenhang (Jenkins 1996). Die zweite Idee, die hinter dem Konzept der sozialen Identität steht, ist die Formierung von Gruppen durch soziale Identifikation und Kategorisierung. Gruppen sind nicht einfach da, sondern können sich, je nach Setting, ganz unterschiedlich

und vor allem quer zu sozialen Kategorien wie Klasse, Geschlecht, Beruf oder Einkommen konstituieren.

In dieser Arbeit wird es um die Frage der Zugehörigkeit zu einem Ort gehen, die gleichzeitig mit der Formierung von Gruppen entlang dieses gemeinsam geteilten Ortes zusammenhängt. Diese Gruppen verstehe ich in erster Linie nicht als soziale Gruppen, die sich gegenseitig kennen und regelmäßig interagieren (obwohl dies nicht ausgeschlossen sein muss), sondern als symbolische Gemeinschaften (Cohen 1985), deren Gemeinsamkeiten sich eher in ähnlichen Überzeugungen und Praktiken manifestieren, als im persönlichen Kennen. Ein mit Gemeinschaften verwandtes und für meine Forschungsfrage sinnvolles Konzept ist das der Zugehörigkeit. Zugehörigkeit lässt sich sowohl auf der sozialen als auch auf der räumlichen Ebene fassen. Soziale Identifikationen tragen zur „symbolischen Konstruktion von Ähnlichkeit“, zu kollektiven Identitäten bei, wie Jenkins (1996, S. 104–118) im Anschluss an Cohen formuliert. Mit dieser Konstruktion wird gleichermaßen das Ende des „Wir“ und der Beginn des „Die“ und damit die Grenze definiert, auf die ich gleich zurückkommen werde. Die räumliche Dimension von Zugehörigkeit greifen Savage et al. (2005) mit ihrem Konzept des *elective belonging* auf:

“Belonging should be seen neither in existential terms (as primordial attachment to some kind of face-to-face community), nor as discursively constructed, but as a socially constructed, embedded process in which people reflexively judge the suitability of a given site as appropriate given their social trajectory and their position in other fields.” (ebd., S. 12)

Ähnlich wie in der sozialen Dimension von Zugehörigkeit Gruppenbeziehungen eine Rolle spielen, verhandeln wir bei der räumlichen Identifikation unsere Beziehung, unsere Form der Zugehörigkeit mit dem Ort. Auch wenn, wie Savage et al. dies in ihrem Zitat einordnen, das Konzept des *elective belonging* nicht nur soziale Gruppen selbst oder die rein diskursive Konstruktion von Gemeinschaft in den Blick nehmen will, spielt doch beides eine Rolle für Zugehörigkeit. Das räumliche Zugehörigkeitsgefühl hat Implikationen für die Zugehörigkeit zu Gruppen, die im Prozess von sozialer Identifikation und Kategorisierung diskursiv konstru-

iert werden. Die Frage, wie genau dies passiert, werde ich in dieser Arbeit beantworten. Dazu habe ich meiner empirischen Hauptanalyse eine Analyse des Mediendiskurses vorangestellt. Mir war es wichtig zu zeigen, wie sich im Diskurs außerhalb der Nachbarschaft Kategorisierungen über die Nachbarschaft manifestieren, die schließlich auch den Diskurs innerhalb der Bewohnerschaft beeinflussen. Diskursive Symbole wie „Schwaben“ oder „Latte Macchiato-Mütter“ sind inzwischen zum festen und manchmal unverrückbaren Wissen über den Prenzlauer Berg geworden. Diesen Medien-Diskurs auszublenden würde bedeuten, die soziale Realität meiner Interviewpartner nur unzureichend zu berücksichtigen.

Zwei (zunächst von mir bestimmte) Gruppen sind Gegenstand meiner Untersuchung: die ehemalige Szene Prenzlauer Berg und die in den letzten 10-15 Jahren neu zugezogenen Bewohner. Zentral ist hier, den gemeinsam geteilten Ort nicht einfach als einen räumlichen Kontext zu betrachten, sondern als Setting ernst zu nehmen, in dem unterschiedliche Ressourcen mobilisierbar sind, welche wiederum Einfluss auf das Zugehörigkeitsgefühl haben. Dabei ist der Ort in zweierlei Hinsicht relevant: *Erstens* sind soziale Interaktionen die zentrale Instanz für den Abgleich zwischen uns und den „Anderen“ (Jenkins 1996, S. 100; aber auch: Goffman 2009). Wir können uns nur von Menschen abgrenzen oder uns mit ihnen identifizieren, wenn wir Informationen über sie haben. Informationen über die anderen erlangen wir auf zwei Wegen: durch räumliche Nähe, oder über den öffentlichen Diskurs. Ersteres, die räumliche Nähe, ist dann „nur“ ein Kontext, der Interaktionen ermöglichen kann. Der Ort ist aber nicht nur ein Kontext, da ihm *zweitens* unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden können. Mit Bedeutungen meine ich die Frage, für *wen* und für *was* der Ort gemacht ist und fortwährend gemacht wird.

„Soziale Akteure (Individuen) produzieren durch die Attribution von Bedeutungen oder durch räumliches Umarrangieren Räume, und diese Räume wirken auf die Akteure zurück, indem sie deren Handeln einschränken oder erleichtern.“ (Lossau 2012, S. 190)

In diesem Zitat von Julia Lossau steckt bereits der Zusammenhang von Bedeutungszuschreibung und den Möglichkeiten der Bewohner, sich die Nachbarschaft anzueignen. Was genau mit Möglichkeiten gemeint ist und wie sich Möglichkeiten

im Zuge des Wandels der Nachbarschaft für die einen ergeben, während sie für die anderen verschwinden, werde ich in Kapitel 6 analysieren.

Die Bedeutungen die die Nachbarschaft für uns hat, erschließt sich über unsere emotionale, aber auch die rationale Verbindung mit dem Ort. Was hat ein Ort mit mir selbst oder mit mir als Teil einer Gruppe zu tun? Diese Verbindung steht in engem Zusammenhang mit der Antwort auf die Frage, was wir an einem Ort für „normal“ halten. Normalität, ein Konzept, das Misztal (2001) neu in die soziologische Debatte eingebracht hat, ist nicht einfach das Gegenteil von Abweichung. Normalität ist unsere höchst partikulare Sichtweise, unsere Definition von passend und unpassend und letztlich auch immer wieder die von richtig und falsch. Gerade im Kontext von Nachbarschaften kann die Partikularität von Normen eine wichtige Rolle spielen. Räumliche Wandlungsprozesse können Einfluss auf die wahrgenommene Normalität in einer Nachbarschaft haben. Was heute in einem Kiez normal ist, kann wenig später schon als unangebracht gelten. Maurice Halbwachs (1991) zeigt in seinen Reflexionen den Zusammenhang von Orten und dem kollektiven Erinnern. Das kollektive Gedächtnis bindet Normvorstellungen zu einer bestimmten Zeit an Orte. Geraten diese Normen im Zuge des Wandels in Konkurrenz mit neuen Normvorstellungen, verkörpert in den neuen Bewohnern, nimmt das kollektive Erinnern eine zentrale Stellung im Prozess von Identifikation und Kategorisierung ein.

Der gemeinsam geteilte Raum ist das ideale Setting, in dem die Bewohner ihre Nachbarn aus ihrer eigenen Normalitätsperspektive beobachten und evaluieren können. Lyn Lofland (1998, S. 25–50), die das ungeschriebene normative Regel-System über das Verhalten im öffentlichen Raum diskutiert, ist hier ein sinnvoller konzeptioneller Anknüpfungspunkt. Am besten funktioniert die Evaluierung und Klassifizierung von Individuen und Gruppen im öffentlichen Raum, wenn wir unsere Nachbarschaft nutzen. Für die einen mag der Ort ein Wohnort sein, weil man irgendwo wohnen muss. Andere drücken mit der Nutzung des (Wohn-)Ortes ihren Lebensstil aus. Begrifflich lässt sich dies mit dem Konzept der praktischen und der symbolischen Nutzung der Nachbarschaft fassen (Blokland 2011; Blok-

land-Potters 2003). Die Analyse der Nutzung der Nachbarschaft der oben genannten Gruppen ist vor allem auch deshalb wichtig, um den Forschungsprozess nicht mit unzulässigen kausalen Vornahmen bezüglich der Verbindungen von Ort und sozialem Akteur zu beginnen. Vielmehr sollten wir von einem Wechselverhältnis ausgehen und damit beide Aspekte im Blick behalten.

It (...) makes sense to not simply look at people's characteristics like race, ethnicity, age or class when talking about diverse neighbourhoods and their potential conflicts, or not a priori so. Instead, we may start from actual neighbourhood use. (Blokland 2011, S. 187)

Wenn, wie ich vermute, die Verbindung von räumlicher und sozialer Identifikation die entscheidende Rolle für Grenzziehungen der Bewohner spielt, sollten die „üblichen“ Sozialstrukturkategorien zwar nicht ausgeblendet, jedoch nicht Startpunkt der Analyse sein. Ein wichtiger Ausgangspunkt muss vielmehr, wie das Zitat oben vorschlägt, die Nutzung der Nachbarschaft sein. Dem möchte ich hinzufügen, dass gerade das Zusammenspiel von praktischer und symbolischer Nachbarschaftsnutzung zentral für die Analyse der Verbindung von räumlicher und sozialer Identifikation und Kategorisierung ist. Diesen Zusammenhang werde ich in Kapitel sechs und acht in den Blick nehmen.

Neben Identität und Ort ist in der Fragestellung der dritte Begriff der Grenzziehungen angesiedelt. Für die Analyse von Grenzziehungsprozessen müssen wir uns, wie schon angedeutet, mit dem Phänomen der Konstituierung von Gruppen und deren situativer Stabilität bzw. Instabilität auseinandersetzen. Die soziologischen und sozialanthropologischen Arbeiten zu Ethnizität und ethnischen Konflikten zeigen, dass Gruppen keineswegs stabile Gebilde sind und Gruppengrenzen flexibel, situativ und in sozialen Interaktionen immer wieder neu gezogen und ausgehandelt werden (Wimmer 2008b; Brubaker 2002; Jenkins 2008). Die Grenzen zwischen diesen Gruppen können, wie Lamont und Molnár zeigen, symbolisch, entlang kultureller, sozio-ökonomischer oder moralischer Differenzen gezogen werden (Lamont 1992; Lamont und Molnár 2002). Diese symbolischen Grenzziehungen legitimieren tatsächliche soziale Grenzen, welche sich im ungleichen Zugang zu und ungleicher Verteilung von Ressourcen ausdrücken (La-

mont und Molnár 2002, S. 168). Und auch hier gilt analog zu Gruppenbildungsprozessen: symbolische Grenzen müssen nicht automatisch mit den üblicherweise zur Untersuchung sozialer Ungleichheit verwendeten statistischen Sozialkategorien wie z.B. Klasse, Geschlecht, Beruf oder Einkommen zusammenfallen.

Abschließend in diesem Parcours der Konzepte möchte ich noch erläutern, warum ich den – zunächst intuitiven - Begriff des sozialen Konflikts nicht weiter verwende, sondern entschieden habe, das Grenzziehungskonzept zu nutzen.

Das Konzept der Grenzziehungen, wie Lamont und Molnar es vorgeschlagen haben, überschneidet sich zwar an einigen Punkten mit sozialwissenschaftlichen Konflikttheorien, verfügt jedoch über einige gewichtige Vorteile.

Erstens gibt es bis heute konzeptionelle Unklarheiten bezüglich eines einheitlichen Konfliktbegriffes (Bonacker 2008, S. 179–181; Imbusch 2010, S. 146–150). Obwohl der Begriff sehr häufig verwendet wird, herrscht wenig Einigkeit über eine klare, verbindliche Definition. Dass dieses Problem nicht neu ist, zeigt der von Mack und Snyder bereits 1957 notierte Kommentar:

“Obviously, 'conflict' is for the most part a rubber concept, being stretched and molded for the purposes at hand. In its broadest sense it seems to cover everything from war to choices between icecream sodas or sundaes. At any rate, the distinctions between conflict and non-conflict are fuzzy at best and at worst are not made at all ... Relatively little effort has been made to specify analytically different properties of conflict as a generic phenomenon and to differentiate explicitly between conflict and closely related concepts.” (Mack und Snyder 1957, S. 212f, zit. nach Imbusch 2010, S. 147)

Das Grenzziehungskonzept ist ein solch konfliktnahes Konzept, ohne die Probleme von Konflikttheorien mit an Bord zu nehmen. Denn *zweitens* rückt es die Frage, ob wir es überhaupt mit einem sozialen Konflikt zu tun haben, den die betreffenden Akteure tatsächlich so nennen würden, in den Hintergrund. Das Problem zeigt sich schon in der weiten Definition, nach der wir von einem Konflikt ausgehen können „(...) wenn wenigstens zwei unvereinbare Erwartungen manifest aufeinandertreffen.“ (Bonacker 2008, S. 184). Nach dieser Definition wäre beispielsweise ein Fußballspiel schon ein Konfliktsetting, welches aber keiner der Beteiligten so nennen würde. Wichtiger ist in der Grenzziehungsperspektive die

Analyse der sozialen Praxis, die zu Konflikten führen kann, aber nicht automatisch muss. So gesehen können aus symbolischen wie sozialen Grenzziehungen soziale Konflikte resultieren. Ab welchem Punkt genau aber eine symbolische oder soziale Grenzziehung zu einem Konflikt führt, kann mit dem uneinheitlichen Konfliktkonzept nur spekulativ beantwortet werden. Für den analytischen Zugriff auf die sozialen Konsequenzen von Grenzziehungen braucht es den konzeptionell immer noch schwer fassbaren Konfliktbegriff meines Erachtens nicht.

In Simmels Konfliktessay „Der Streit“ (2006b), in dem er Konflikte in echte und unechte differenziert, steckt bereits die Idee der symbolischen und sozialen Grenzen, ohne dass dieser Zusammenhang weiter elaboriert wird. Können unechte Konflikte ebenso Vorläufer von echten Konflikten sein, wie symbolische von sozialen Grenzen? Aus einer funktionalen Perspektive, wie Coser (1972) sie im Anschluss an Simmel einnimmt, haben unechte Konflikte lediglich die Funktion einer „Spannungsentladung“ (ebd., S. 56), während echte Konflikte ein Ziel haben (wie zum Beispiel sich aus einer Ungleichheitssituation zu befreien) und entsprechend beendet werden, wenn das Ziel erreicht ist (ebd.). So werden unechte nicht systematisch mit echten Konflikten in Verbindung gebracht. Das Grenzziehungskonzept ist deshalb – und dies ist mein dritter Punkt – das dynamischere Konzept, das symbolische und soziale Grenzen gleichermaßen in den Blick nimmt und trotzdem separat analysierbar macht. So können auch weniger „erfolgreiche“ symbolische Grenzziehungen sichtbar gemacht werden. Das Vermögen, symbolische Grenzen zu etablieren, reicht noch nicht aus, um soziale Grenzen zu ziehen. Vielmehr können solche Projekte auf halber Strecke steckenbleiben.

Die konzeptionellen Unklarheiten des Konfliktbegriffes, sowie die dynamischere Herangehensweise des Grenzziehungskonzeptes und dessen Hauptaugenmerk auf die soziale Praxis von Akteuren sind verantwortlich für meine Entscheidung, die Grenzziehungsperspektive aufzugreifen, die sich in dieser Studie als deutlich praktikabler als das Konfliktkonzept erwies.

1.3 Methodischer Zugang

Mein Forschungsinteresse, die Analyse von Ortsidentifikationen und symbolischen Grenzziehungen, verlangte nach einem qualitativen Forschungsdesign, welches Narrative, Stimmungen und Bedeutungszuschreibungen adäquat in den Blick nehmen kann. Der vorab definierte Untersuchungsort legte einer Fallstudie nahe. Da vor, während und auch nach meiner Erhebungsphase eine konstante Debatte über den Prenzlauer Berg unübersehbar war, wählte ich das problemzentrierte, halbstrukturierte Leitfadeninterview als zentrales Erhebungsinstrument. Beim problemzentrierten Interview geht es um „eine möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität.“ (Witzel 2000, S. 1). Im Vordergrund stehen die Narrative der Interviewten, die lediglich durch einen grob abgesteckten Themenbereich eingegrenzt werden (Lamnek 2005, S. 364), um ein hohes Maß an Offenheit und Flexibilität im Forschungsprozess zu gewährleisten (ebd., S. 194).

Zusätzlich zu den problemzentrierten Interviews habe ich Daten erhoben und ausgewertet, die einen Teil des medialen Diskurses repräsentieren. Obwohl Diskurse nicht automatisch nur in den Medien generiert werden, tragen diese doch durch ihre Multiplikator-Funktion erheblich zu deren Verbreitung bei; sie können politische, wissenschaftliche oder Alltags-Diskurse zu öffentlichen Angelegenheiten machen.

Seit den 1960er Jahren hat der Begriff Diskurs an Bedeutung in den Sozialwissenschaften gewonnen. Entsprechend vielschichtig sind die Ansätze in der Diskursforschung (für einen Überblick vgl. z.B. Ullrich 2008; Allolio-Näcke 2010, S. oder). Deshalb muss an dieser Stelle geklärt werden, welche Form der Diskursanalyse in Bezug auf die Beantwortung meiner Forschungsfrage am besten geeignet ist. In der deutschen Sozialwissenschaft ist besonders die „Kritische Diskursanalyse“ von Siegfried Jäger rezipiert und angewendet worden. Jäger (2007) hat ein systematisches methodisches Programm zur Analyse von Diskursen vorgelegt, das sich gut umsetzen lässt. Hier soll es allerdings nicht darum gehen, die Forschungsmethodik von Jäger 1:1 durchzuführen; vielmehr möchte

ich einige der von Jäger vorgeschlagenen Begriffe aufgreifen und für die Analyse des Mediendiskurses über den Prenzlauer Berg und seine Bewohner verwenden.

Als eine zweite Perspektive innerhalb der Diskursforschung möchte ich die Arbeiten von Reiner Keller zu Rate ziehen, der Diskurse als „gesellschaftliche Praktiken und Prozesse der kommunikativen Konstruktion, Stabilisierung und Transformation symbolischer Ordnungen (...)“ (Keller 2011, S. 59) versteht und am Zusammenhang zwischen Diskurs und dessen sozialen Konsequenzen interessiert ist.

1.4 Die Datenerhebung

1.4.1 Auswahl der Interviewpartner

Nach der Entscheidung, leitfadengestützte Interviews zu führen, ging es um eine Strategie zur Rekrutierung von geeigneten Interviewpartnern. Zwei Aufgaben standen hierbei im Vordergrund: Welche Menschen sind überhaupt „geeignet“ bzw. warum ist dieser oder jener Informant wichtig für meine Studie (Miles und Huberman 1984, S. 36; zit. in: Maxwell 2009, S. 87) und wie kann ich diese für ein Interview gewinnen? So stellte ich mir am Beginn des Projektes die Frage, wer eigentlich an der Debatte um den Prenzlauer Berg beteiligt ist, die ich untersuchen will. Nach unzähligen Stunden im Gewimmel von Blogs, Zeitungsartikeln, Kommentaren und Kommentaren auf die Kommentare wurde mir klar, dass hier ein reicher Fundus an Daten online verfügbar war, den es zu analysieren galt. Später kristallisierte sich heraus, dass ich mich wahrscheinlich mit zwei Gruppen unterhalten muss: einmal die Gruppe, für die die „Szene Prenzlauer Berg“ ein wesentliches Motiv war, dorthin zu ziehen und die den Stadtteil dementsprechend seit den frühen 1980er Jahren bis etwa Mitte der 1990er Jahre als Wohnort wählten. Das Ende dieser Zeitspanne markierte den Zeitpunkt, ab dem die mediale Berichterstattung über Prenzlauer Berg als „place to be“ und die – zunächst noch stadtpolitisch initiierten – Aufwertungsprogramme für den Bezirk zusammenfielen und für eine neue Gruppe von Nachfragenden interessant wurde - eine besserverdienende und urban orientierte Mittelklasse (siehe Kapitel 2.4). Diese Gruppe der um die Jahrtausendwende und später Zugezogenen stand im Zentrum meines Interesses als eine zweite Ziel-Gruppe für meine Interviews. Damit

waren zwei Gruppen gefunden, die sich für meine Fragestellung nicht unbedingt wegen ihres sozialen Status unterscheiden mussten, sondern wegen ihrer unterschiedlichen Motive, den Prenzlauer Berg als Wohnort zu bevorzugen. Für die einen war das subkulturelle Image maßgeblich, während die später Zugezogenen eher Wert auf eine sanierte, familienfreundliche Umgebung legten. Dies implizierte gleichzeitig eine Differenzierung nach der Wohndauer. Konsequenterweise waren für mich als eine dritte die Gruppe der Alteingesessenen interessant, die Prenzlauer Berg schon vor seiner „Entdeckung“ für unangepasste DDR-Bürger ab Ende der 1970er Jahre bewohnten. Im medialen Diskurs ist diese Gruppe relativ unscheinbar. Damit verband ich die Frage, warum eine Bewohnergruppe, die eigentlich die stärksten Bezüge zu ihrem Kiez haben sollte, sich kaum an der Debatte beteiligte. Als ich mich mit den wirklich Alteingesessenen unterhielt, stellte ich fest, dass diese in einem ganz anderen Prenzlauer Berg zu leben schienen. Die Bedeutung, die der Wohnort für sie hat, war eine ganz andere, als die der Szene Prenzlauer Berg und die der kürzlich Zugezogenen. Der Prenzlauer Berg hatte für sie nicht diese Einzigartigkeit, von der die anderen Gruppen gesprochen hatten. Es galt nicht, den alten Kiez zu verteidigen, und dementsprechend waren Grenzziehungen im Kontext räumlicher und sozialer Identifikationen und Kategorisierungen in den Interviews kaum zu finden. Ab einem bestimmten Punkt in der Datenauswertung habe ich entschieden, diese dritte Gruppe zwar in der Analyse als Kontrastfolie zu berücksichtigen, aber nicht systematisch in mein Argument einzubeziehen. Dies hätte den Fokus der Forschungsfrage zu sehr verbreitert bzw. davon abgelenkt, was ich wirklich verstehen will. Mit einer modifizierten Fragestellung wären diese Daten möglicherweise brauchbarer.

Diese drei vorab festgelegten Gruppen rekrutierte ich auf unterschiedlichen Wegen. Dabei gab es keine durchweg erfolgreiche Strategie. Das Schneeballprinzip hatte bei der subkulturell orientierten Gruppe im Vergleich zu den spät Zugezogenen und den Alteingesessenen eine lokal weniger begrenzte Reichweite. Die anfangs angenommene *peer-group* einer Subkultur fand ich nicht. Eher vermittelten mir bereits interviewte Bewohner entfernte Bekannte im Kiez oder darüber hinaus. Bei den spät Zugezogenen hatte das Schneeballprinzip innerhalb eines

neu errichteter Wohnhauses und einer kürzlich fertiggestellten Wohnanlage Erfolg, während ich die Alteingesessenen mit dieser Methode fast ausschließlich erreichte, allerdings nur auf der Ebene eines Blockes. Der Aushang mit Informationen zum Forschungsvorhaben (siehe Anhang 1) und der Bitte um Teilnahme im Kiez führte zwar zu Willensbekundungen, aber nur in einem Fall zu einem Interview. Auch die Ansprache über Institutionen wie Bürgervereine und Bau-Genossenschaften führte nur teilweise zum Erfolg.

Von den 35 geführten Interviews waren 21 Interviewte Frauen. Die Interviews fanden entweder in der Wohnung der Interviewten oder in naheliegenden Cafés statt und dauerten durchschnittlich 75 Minuten. Generell ließ ich die Interviewten den Ort des Interviews auswählen, um ihnen die Interviewzeit so angenehm wie möglich zu machen.

1.4.2 Leitfaden und Interviewführung

Der von mir entwickelte Interview-Leitfaden gliederte sich in verschiedene Themenblöcke mit offen formulierten Fragen. Diese reichten von Fragen zur Ankunft im Kiez und Wohndispositionen über die Zufriedenheit mit dem Quartier, zum wahrgenommenen Wandel der Nachbarschaft bis zu dessen Nutzung und Fragen zu lokalen Kontakten und Bindungen. Grundsätzlich orientierte ich mich bei meinem Leitfaden an der Idee von Sherman Heyl (2001, S. 369): "I want to know what you know in the way that you know it (...) Will you become my teacher and help me understand?" Die Frage nach den „*arrival stories*“ erwies sich als guter Einstieg in die Interviews. Oftmals entwickelten sich hier schon spannende Narrative über das Wechselverhältnis von Individuum und Ort. Häufig wurden hier schon andere Themenbereiche angerissen, die ich im Verlauf des Interviews nochmals vertiefend aufgriff. Der Rhythmus der Interviews wurde eher über die Interviewpartner als über mich als Interviewer vorgegeben. Hier entdeckte ich einen spannenden Gesichtspunkt, der bereits erste Verbindungen zu meiner Forschungsfrage zeigte. Während die Bedeutung des Ortes bei der „Szene“ und den „Zugezogenen“ hochrelevant war, konnte ich dies bei den „Alteingesessenen“ kaum finden. Ein Beispiel: Auf die Frage: Was hat Sie bewogen in den Prenzlauer Berg zu ziehen? antworteten die meisten Interviewpartner der ersten beiden

Gruppen sehr ausführlich und luden den Ort mit Bedeutungen auf. Für die „Alteingesessenen“ war Prenzlauer Berg schlicht und einfach ein Ort, an dem man wohnt, weil man ja irgendwo wohnen muss. Ein weiterer Punkt war, dass sie schon beim ersten Kontakt oftmals Sorge hatte, Wissensfragen zu Prenzlauer Berg nicht beantworten zu können. Sie kamen gar nicht auf die Idee, dass es um sie selbst, ihre Perspektive und ihre Wahrnehmungen geht. Dieses Zögern war bei den anderen Gruppen zwar nicht zu beobachten, zeigte sich aber an einer ganz anderen Stelle. Mit dem medialen Diskurs bestens vertraut, hatten die kürzlich Zugezogenen ein ausgeprägtes Bewusstsein bezüglich ihrer eigenen Rolle darin¹. Obwohl ich die soziale Erwünschtheit der Antworten möglichst vermeiden wollte und deshalb im Mediendiskurs auftauchende Begriffe wie Gentrifizierung, Verdrängung etc. vermied, kam diese Gruppe immer wieder selbst darauf zu sprechen und positionierte sich in Abgrenzung dazu. Bei der späteren Analyse der Daten zeigte sich, dass diese Form von Interview-effekt nicht unbedingt ein Problem der Validität sein muss, sondern gut im Rahmen der Grenzziehungs Perspektive interpretierbar ist (siehe Kapitel 7).

1.4.3 Online-Recherche zum Mediendiskurs

Um einen Teil des Mediendiskurses zu erheben, recherchierte ich auf zwei Ebenen. Erstens wollte ich ein überlokales Stimmungsbild zum Thema Prenzlauer Berg einfangen, während zweitens auch die lokale Perspektive nicht unberücksichtigt bleiben sollte.

Als Einstiegspunkt wählte ich ein bedeutendes „diskursives Ereignis“ (Keller 2011, S. 20): das Interview eines prominenten Prenzlauer Berg-Bewohners Ende 2012. Dessen Äußerungen über „zugezogene Schwaben“ in Prenzlauer Berg erzeugten ein starkes Medienecho, welches sich in zahlreichen Medienbeiträgen in Form von Artikeln und Kommentaren widerspiegelte. Aus dieser Vielzahl wählte ich jeweils einen Artikel aus der lokalen (Berliner Zeitung) und der überlokalen (Frankfurter Allgemeine Zeitung) Presse. Darüber hinaus analysierte ich die auf die Artikel bezugnehmenden Leserkommentare.

¹ Im Gegensatz dazu problematisierte die Szene Prenzlauer Berg deutlich weniger ihre eigene Rolle.

Nun ist im Online-Bereich die Reichweite der Informationsverbreitung deutlich höher als bei Printmedien, sodass es schwierig ist zu entscheiden, was lokal und was überlokal ist. Trotzdem konnte ich vielfach an den Inhalten der Kommentare erkennen, dass in den Kommentaren der überlokalen Presse relativ häufig von außen argumentiert wurde, die Autoren sich also als Nicht-Berliner erkennbar machten. Zusätzlich erhob ich Daten, welche auf der lokalen Online-Plattform „Prenzlauer Berg Nachrichten“ veröffentlicht wurden.

1.5 Die Datenauswertung

Alle geführten Interviews wurden per Diktiergerät aufgezeichnet und vollständig transkribiert.² Diese Dokumente habe ich in die Analysesoftware MaxQDA zur Analyse eingepflegt. Bei der Analyse der Interviewdaten orientierte ich mich im Wesentlichen an zwei Techniken: 1) dem offenen und axialen Kodieren, wie sie die Grounded Theory (Strauss 2007) vorsieht und 2) der Strukturierung der Daten nach der Technik Mayrings (2010). Mit dem offenen Kodieren griff ich induktiv auf die Daten zu und erzeugte damit eher „natürliche“ (Strauss 2007, S. 60) bzw. substantielle (Maxwell 2009, S. 97) Codes. Diese substantiellen Codes sind in erster Linie deskriptiv und reflektieren die Überzeugungen und Werthaltungen der Interviewpartner (ebd.). Mit der Technik der Strukturierung trug ich deduktiv bereits vorhandene Konzepte in Form „theoretischer Codes“ an das induktiv kodierte Datenmaterial heran. Dieses Wechselverhältnis von induktiver und deduktiver Herangehensweise ist elementar, um sich im Laufe der Analyse von den substantiellen Codes zu lösen und abstraktere Aussagen machen zu können (Strauss 2007, S. 60). Wichtig war mir dabei, nicht zu früh soziologische Konzepte in das Material einfließen zu lassen. Dementsprechend habe ich jedes Transkript zunächst als eigenständiges Narrativ behandelt und im Verlauf des offenen Kodierens eine Vielzahl natürlicher Codes erzeugt. Diese sehr nah am Material kodierten Passagen konnte ich mit der fortschreitenden Analysearbeit abstrakteren Kategorien zuordnen, die sich später mit den Kodierungen der anderen Transkripte vergleichen und verbinden ließen. So entwickelte ich ausgehend von feinen Zweigen (den substantiellen Codes) hin zu den stärkeren Ästen

² Eine Legende der in den Interviewauszügen verwendeten Zeichen und Kenntlichmachungen befindet sich im Anhang 2.

(den theoretischen Codes) eine Baumstruktur. Nun galt es diese theoretischen Codes durch die Eigenschaften ihrer Subcodes miteinander zu verbinden. Während dieser Zuordnungen, der eigentlichen Analyse, schrieb ich Memos und versuchte mir während des Schreibens darüber im Klaren zu werden, wie diese Zusammenhänge zur Beantwortung meiner Forschungsfrage beitragen können. Die Baumstruktur der Codes war hierbei keineswegs fix, sondern im stetigen Um- und Neuarrangieren entwickelten sich Zusammenhänge, die Schritt für Schritt eine argumentative Linie und erste Entwürfe einer Kapitelstruktur zur Folge hatte, die ich sukzessive zu ersten Textentwürfen erweiterte.

Bei der Auswertung der medialen Diskursdaten war es sinnvoll, das Material anhand von Leitfragen zu untersuchen, wie sie Allolio-Näcke im Anschluss an Link und Jäger vorschlägt (Allolio-Näcke 2010, S. 669). Vier dieser Leitfragen stellte ich an die Texte:

1. Was wird diskursiv hergestellt bzw. reproduziert?
2. Wer produziert den Text, wer rezipiert ihn und wer hat Zugang?
3. Welche Positionierungen und Praktiken werden im Text angeboten?
4. Welche subjektiven Perspektiven auf die Welt werden eröffnet?

Auch hier ging ich nach der inhaltsanalytischen Technik der Strukturierung nach Mayring (2010) vor. Es ging mir darum, bestimmte Themen, die im medialen Diskurs auftauchen, zu identifizieren und später mit dem diskursiven Wissen meiner Interviewpartner in Beziehung zu setzen.

Kapitel 2 Der Prenzlauer Berg und seine Bewohner

In diesem Kapitel skizziere ich mein Untersuchungsgebiet in Bezug auf seine räumliche wie soziale Entwicklung und illustriere diese Ausführungen mit einigen Daten zu meinen Interviewpartnern. Mir ist bewusst, dass unzählige Geschichten über den Prenzlauer Berg existieren, sei es in wissenschaftlichen oder populären Beiträgen, in diversen Feuilletons und Blogs und nicht zuletzt in den Werbebrotschüren der Immobilienindustrie (ein Grund mehr, die Mediendiskursanalyse in diese Arbeit aufzunehmen). Trotz der Breite der populären Berichterstattung (Flierl 1996; Roder und Tacke 2004; Felsmann und Gröschner 2012) und Bildbänden (siehe z.B. Haeder und Wüst 1994; Hohmuth und Schmidt 2012; Apelt 2013) erstaunen die wenigen empirischen Arbeiten, die tatsächlich an einer Hand abzuzählen sind (siehe z.B. Bernt und Holm 2002; Häußermann et al. 2002; Marquardt 2006; Dörfler 2007).

Nachfolgend werde ich die deskriptiven Daten zum Untersuchungsgebiet Prenzlauer Berg mit einigen biografischen Stationen meiner Interviewpartnern unterlegen, statt die „übliche“ Abfolge von sozialen, demografischen und ökonomischen Faktoren, die einen Stadtteil beschreiben, zu wiederholen. Diese Rahmenbedingungen, zu nennen wären hier der politische Systemwechsel 1990, das umfangreiche Sanierungsgeschehen ab Mitte der 1990er und die aus diesen Faktoren resultierende Bewohnerfluktuation, bilden den Hintergrund für die Motivationen und Umständen des Zuzugs einiger meiner Interviewpartner. Prenzlauer Berg ist in dieser Hinsicht nicht einzigartig; die Bevölkerung der gesamten ehemaligen DDR musste sich mit den hochdynamischen Prozessen der „Wende“ und der Wiedervereinigung auseinandersetzen. Und doch ist das Besondere die Vehemenz, mit der Ost und West in diesem Stadtteil aufeinandertrafen:

„Durch den Zuzug von Studenten und finanziell etablierten Bewohnern aus Westberlin und den westlichen Bundesländern begann sich ein neues Milieu zu entwickeln, das von vielen Bewohnern, die schon zu DDR-Zeiten dort gelebt hatten als Entfremdung oder sogar Enteignung empfunden wurde.“ (Häußermann et al. 2002, S. 56)

Der Buchtitel „Jeder hat sein Stück Berlin gekriegt“ (Gröschner 1998) kann vielleicht als Motto der Idee stehen, einen Stadtteil aus den Augen einiger seiner Bewohner zu porträtieren, die mit ihrem Kommen und Bleiben immer ein eigenes

Stück Berlins erobert haben. Im Übrigen sehe ich es als ausgezeichnete Gelegenheit, einen Teil meiner Interviewpartner, die später noch häufiger zu Wort kommen sollen, vorzustellen. Nichtsdestotrotz werden sich die subjektiven Wahrnehmungen meiner Interviewpartner mit der Präsentation der sozial-räumlichen Entwicklung Prenzlauer Bergs abwechseln und aufeinander beziehen.

2.1 Das räumliche Setting

Der Stadtteil Prenzlauer Berg reihte sich mit seiner Mietskasernen-Bebauung, finanziert durch französische Reparationsleistungen aus dem Krieg 1870/71, wie viele andere gründerzeitliche Quartiere, als „Wilhelminischer Großstadtgürtel“ (Grosinski 2008, S. 20) um den historischen Stadtkern Berlins. Nach außen hin grenzt er sich im Wesentlichen durch den Berliner S-Bahnring ab und wird durch drei zentrale Einfallstraßen und zwei quer dazu liegenden Hauptstraßen in ein Gitter von etwa 10 Kiezen gegliedert, die sich heute infolge der Kriegsschäden hinsichtlich ihrer Bebauung enorm unterscheiden. Während die Wohnbebauung im nord-östlichen Teil Prenzlauer Bergs überwiegend in den Jahren zwischen 1960 und 1985 entstand, findet sich in den meisten anderen Kiezen überwiegend die ursprüngliche, verdichtete Gründerzeitbebauung mit den charakteristischen Mietskasernen (Vorderhaus, Hinterhäuser und Seitenflügel). Die Projektierung dieser Quartiere übernahm im Jahre 1862 der Stadtplaner James Hobrecht, der mit seiner räumlichen Idee auch eine soziale verband: die berühmte Utopie der sozialen Mischung (Hegemann 1984, S. 232f). Entsprechend richtete sich das zwischen 1872 und 1914 überwiegend mit privaten Mitteln finanzierte Immobilienangebot an unterschiedliche Nachfrager.

„In der Mietskaserne gehen die Kinder aus den Kellerwohnungen in die Freischule über denselben Hausflur wie diejenigen des Rats oder Kaufmanns, auf dem Wege nach dem Gymnasium. Schusters Wilhelm aus der Mansarde und die alte bettlägerige Frau Schulz im Hinterhaus, deren Tochter durch Nähen oder Putzarbeiten den notdürftigen Lebensunterhalt besorgt, werden in dem ersten Stock bekannte Persönlichkeiten. Hier ist ein Teller Suppe zur Stärkung bei Krankheit, da ein Kleidungsstück, dort die wirksame Hilfe zur Erlangung freien Unterrichts oder dergleichen und alles das, was sich als das Resultat der gemütlichen Beziehungen zwischen den gleichgearteten und wenn auch noch so verschiedenen situierten Bewohner herausstellt, eine Hilfe, welche ihren veredelnden Ein-

fluss auf den Geber ausübt. Und zwischen diesen extremen Gesellschaftsklassen bewegen sich die Ärmere aus dem II. oder IV. Stock, Gesellschaftsklassen von höchster Bedeutung für unser Kulturleben, der Beamte, der Künstler, der Gelehrte, der Lehrer usw., und wirken fördernd, anregend und somit für die Gesellschaft nützlich. Und wäre es fast nur durch ihr Dasein und stummes Beispiel auf diejenigen, die neben ihnen und mit ihnen untermischt wohnen.“ (ebd.)

Dieses Berliner Experiment der sozialen Mischung scheiterte mangels der erhofften Nachfrage von „Räten“ und „Kaufmännern“: Die großen Vorderhauswohnungen wurden in kleinere unterteilt; der Prenzlauer Berg wurde das vielzitierte Arbeiterviertel. Im Jahr 1925 war knapp die Hälfte (47,2 Prozent) der Wohnbevölkerung Prenzlauer Bergs als Arbeiter_in oder Hausangestellte beschäftigt; immerhin 27,1 Prozent zählten zu den Beamten und Angestellten (Grosinski 2008, S. 350). Der Prenzlauer Berg der 1970er und 1980er Jahre entspricht im Wesentlichen dem „traditionellen Arbeiter- und Angestelltenbezirk“, der er bereits vor dem 2. Weltkrieg war (Reimann 2000, S. 55). Reimann spricht hier in Anlehnung an einen Roman des DDR Schriftstellers Volker Braun von 1985 von der „stehengeblieben Stadt“ (ebd.).

2.2 Die Alteingesessenen

Die Wohnungspolitik der DDR war bis auf wenige Ausnahmen, die aus Prestige Gründen (750-Jahr-Feier Berlins 1987) erneuert wurden, von flächendeckender Desinvestition geprägt was die Altbausubstanz angeht. Die Wohnungen waren um 1990 überwiegend mit dem Wohnstandard ausgestattet, der um 1900 üblich war (Kachelöfen, Toilette im Treppenhaus). Die Vernachlässigung der Baustruktur führte zwischen 1946 und 1989 zu einem drastischen Bewohnerrückgang um etwa 42 Prozent (Grosinski 2008, S. 351). Trotzdem blieben Bewohner, und andere zogen sogar zu, wie zum Beispiel Klaus und Sabine, ein Ehepaar, das nach ihrem Studium 1971 in den Prenzlauer Berg kam und zunächst in einer 1-Raum-Hinterhauswohnung lebte. Sabines Eltern wohnten bereits hier. Wegen des Abrisses ihres Hauses bekamen sie später eine geräumige 3-Raum-Wohnung zugewiesen, in der sie noch heute leben. Wie schwierig dies bei der offiziellen DDR-Wohnungszuteilung war, erzählt uns Sabine, die zu diesem Zeitpunkt schon mit dem zweiten Kind schwanger war:

„Dadurch, dass wir nur 'ne 1-Zimmer-Wohnung hatten, sollten wir ooch wieder in eine 1-Zimmer-Wohnung zieh'n. Und, äh, da bin ich dann, ich weiß nich' mehr genau, aber ich glaube fast jede Woche bin ich dann zu dieser Einweisungsstelle und, äh, hab' gefragt, ob sie nich' do'ch was and'res und ich hatte ooch schon so'n dicken Bauch und (...) irgendwann meinten sie dann, hier oben wäre noch was frei. Und das ha'm wir dann sofort genomm', ja.“ (IP_16_)

Trotzdem beide damals studierten, gab es keine Kontakte zur sich damals in Prenzlauer Berg langsam sammelnden Szene von Literaten und anderen Künstlern. Diese Szene spielte für beide überhaupt keine Rolle. Vielmehr ergaben sich Kontakte über das Wohnhaus, die Schule und die Kinder:

„Wir als Studenten hatten hier keine Wurzeln direkt, muss ich mal sagen. Was sich aber relativ schnell ergeben hat. Die Nachbarfamilie, die ha'm 'en Sohn jehabt, der ging in die gleiche Klasse mit unserer Großen.“

Dieses Leben abseits der später so berühmten Bohème Prenzlauer Berg ist auch charakteristisch für einige andere Interviewpartner, wie zum Beispiel Agnes (64) oder Sigrid (58) die die Berührung mit der „Szene“ an keiner Stelle der Gespräche erwähnen. Agnes zog 1972 – frisch verheiratet - nach Prenzlauer Berg in die Wohnung der Großmutter ihres Ehemannes und lebt heute noch dort. Auch Sigrid, in Prenzlauer Berg geboren und aufgewachsen, hat eine ähnlich übersichtliche Wohngeschichte: im Haus ihrer Geburt lebt sie heute noch mit ihrem Mann. Beide Frauen haben „bodenständige Berufe“ gelernt (Agnes einen Handwerkerberuf und Sigrid Kauffrau) sind aber seit der Wende arbeitslos, Sigrid pflegt seitdem ihre Mutter.

Die Biographien von Klaus, Sabine, Agnes und Sigrid stehen exemplarisch für die Gruppe von Bewohnern, die sich als „Alteingesessene“ ohne Bezug zur Szene Prenzlauer Berg bezeichnen lassen. Typisch für diese Gruppe ist eine vergleichsweise lange Wohndauer (einige sind in dem Haus groß geworden, in dem sie heute noch wohnen) und eine – für damalige Verhältnisse übliche - Berufsausbildung als Facharbeiter ohne höheren Abschluss wie Abitur oder Hochschulstudium. Einzig Sabine und Klaus bilden hier mit ihren technisch orientierten Abschlüssen eine Ausnahme, die aber, wie in den Interviews deutlich wird, kaum

zu Abgrenzungen gegenüber niedrigeren Bildungsabschlüssen führt. Auch bezüglich der Alterskohorte und der kulturellen Praktiken unterscheidet sich diese Gruppe intern nur wenig voneinander. Klaus, Sabine und auch die anderen Alt-eingesessenen sprechen häufig vom „normalen“ Prenzlauer Berg, einem Bezirk der Arbeiterklasse.

2.3 Die „Szene“ Prenzlauer Berg

Aus den – trotz Desinvestitionen - verbliebenen und den seit den späten 1970er Jahren vermehrt einwandernden Bewohnern entwickelte sich eine Sozialstruktur, die vom gewünschten Ideal eines DDR-Bürgers, des sozialistischen Erneuerers und Aktivisten, zum Teil deutlich abwich: Arbeitslose (in der DDR als „Assis“, also Asoziale, stigmatisiert), alte Menschen, die ihren langjährigen Wohnort nicht verlassen wollten, und Antragsteller für eine Ausreise in den Westen, die tatsächlich sehr geringe Chancen hatten, eine Vollkomfort-Wohnung in den - ab Anfang der 1980er Jahre entstehenden - Neubauwohnungen am Stadtrand zu bekommen, und vermutlich auch nicht wollten (Häußermann et al. 2002, S. 53f). Gerade bei der letzten Gruppe gab es eine Schnittmenge mit denen, die später als die „Szene“ den Mythos Prenzlauer Berg begründen sollte. Dieser Szene fühlten sich Unangepasste, Außenseiter, bildende Künstler, Musiker, Schriftsteller verbunden, die der SED-Politik tendenziell kritisch bis ablehnend gegenüber stand (ebd.). Ebenfalls zu nennen sind die Oppositionsgruppen, die ihrer kritischen Haltung gegenüber dem Staatssozialismus - vermehrt ab Mitte der 1980er Jahre - in vielfältigen Aktionen wie Flugblätter drucken, Mahnwachen organisieren (oft unter dem Dach der Kirche) Ausdruck verliehen (Halbrock 2004, S. 119ff).

Wenn wir von der „Szene“ Prenzlauer Berg sprechen, sollten wir stets im Auge behalten, dass diese nicht als eine homogene Gruppe missverstanden werden darf. Vielmehr müssen wir einerseits von einer Generationenabfolge sprechen, die bereits in den 1970er Jahren ihren Ursprung hatten und sich bis in die frühen 1990er Jahre erstreckten. Andererseits existierten parallel die unterschiedlichsten subkulturellen Gruppen, von teils politischen, teils unpolitischen Künstlern (Literaten, Filmemacher, Musiker), über Oppositionsgruppen, die meist im Verdeck-

ten politisch agierten bis hin zu Punk- und Hippiegruppen, die zum Teil demonstrativ einen Konfrontationskurs gegen den DDR-Staat einschlugen. Von außen mochten alle diese Gruppierungen unter den Sammelbegriff „Szene“ subsumiert worden sein, innen sah es anders aus:

„Die Szene, in der ich lebte, war jedenfalls keineswegs jene Szene, die Ende der Achtziger im westdeutschen Feuilleton als „die Szene“ aufgebaut worden ist. Heute weiß ich, dass selbst die nicht homogen war. Es waren immer ganz viele Szenen, und die haben sich vermischt oder nicht.“ (Annett Gröschner in Felsmann und Gröschner 2012, S. 389).

Das Auseinanderfallen von Selbst- und Fremdbild scheint im heutigen Rückblick der Autorin ein wichtiges Charakteristikum der „Szene“ Prenzlauer Bergs. Weiter hinten im empirischen Teil der Arbeit werden ich die analytische Abgrenzung der Begriffe Szene, Subkultur und Gegenkultur vornehmen.

Die räumliche Konzentration von Unangepassten gab es in größeren Städten der DDR wie Dresden und Leipzig zwar auch, Berlin war aber schon damals der bedeutendste Anziehungspunkt. Rund um den Kreis von Künstlern, die schon etwas bekannter waren und von ihrer Arbeit einigermaßen leben konnten, sammelten sich in den 1980er Jahren deren Anhänger wie Kritiker: eine junge Szene aus Punks, Studenten und Leuten, die der offiziellen DDR entfliehen wollten, ohne auszureisen (Heiner Sylvester in ebd., S. 356).

„Die Szene waren immer die Leute, die außerhalb des künstlerischen Produktionsprozesses standen. Die haben die Szene gemacht, nicht diejenigen, die wirklich künstlerisch tätig waren. Es gab Musiker, Schriftsteller, Schauspieler, Maler, Graphiker. Sie waren im engeren Kreis durchaus bekannt, manchmal auch darüber hinaus. (...) Und sie herum entstand jedoch eine Art von Fangemeinschaft oder fast eine Fangemeinde. Diese Gemeinde hat dann eben die Szene fabriziert.“ (Sergej Gladkich in ebd., S. 106)

Silvia, eine alleinerziehende Mutter Ende 40, die ich über einen Anwohnerverein zu einem Gespräch gewinnen konnte, zog zu dieser Zeit, 1983 aus der DDR-Provinz zu ihrem Freund nach Prenzlauer Berg, den sie dort auch kennengelernt hatte. Die Beweggründe waren für sie zum einen das Bedürfnis, unterhalb des Radars der offiziellen DDR-Gesellschaft zu bleiben, weil: „(...)in der restlichen DDR warst du auf 'm Präsentierteller immer (...)“, aber auch die Künstler zogen sie an:

„Na, ich war natürlich schon vorher öfter hier und, äh, nicht nur, also ich hatte den [ihren damaligen Freund, d. Verf.] ooch kennengelernt hier und da war natürlich die ganze Clique ooch hier und die ganze Szene sozusagen, ja. Da wußt' ich schon, was hier so los ist.“ (IP_9_§6)

Eine andere Interviewpartnerin Amalia, auch alleinerziehend und etwa im selben Alter wie Silvia kam als 18jährige 1983 aus der DDR-Provinz nach Berlin Prenzlauer Berg und studierte an der Humboldt-Universität Germanistik. Eigentlich hatte sie eine offizielle Wohnung in einem Neubau in Lichtenberg, wollte dort aber auf keinen Fall wohnen bleiben: „(...) Plattenbau, da hatte ich halt jahrelang gelebt und die Leute war'n furchtbar und es war irgendwie... man hatte das Gefühl, man is' irgendwie mitten in der Stasi gelandet.“ Es zog sie nach Prenzlauer Berg, da sie aber bereits in Lichtenberg mit Wohnraum versorgt war, hätte sie dort auf offiziellem Wege keine Wohnung bekommen. Die Variante, schnell an eine Wohnung, an den Vergabekriterien der DDR-Wohnungspolitik vorbei, zu kommen, war die stille Besetzung. Die Praxis der Wohnungsbesetzung, von der die Polizei gerade nichts erfahren sollte, unterscheidet sich gravierend von den Westberliner Hausbesetzungen der 1980er Jahre, die als politische Aktionen mit großer medialer Reichweite konzipiert waren. Der in Prenzlauer Berg schon vor 1989 beträchtliche Leerstand von Wohnungen, die von offizieller Seite teilweise als unbewohnbar eingestuft wurden, führte auch zur heimlichen Wohnungsbeschaffung von Amalia.

„Und, ähm, damals war ja so die-der Sport, dass man, äh, Wohnung' besetzte. Also wenn irgendwo was frei war auf 'm Hinterhof, dann is' man, hat man geguckt, ob Gardinen dran sin' oder nicht. Und dann hat man sich halt reingesetzt in so 'ne Wohnung. Man durfte halt bloß 2 Sachen halt nich' machen. Das eine war, man musste eben manchmal war'n da noch alte Leute. Und wenn man dann so 'ne Wohnung mit 'm Dietrich³ auf machte, denn, ähm, is' es einigen passiert, dass dann so 'ne Omi im Bett lag ...>lacht<... ja. Und man durfte keine konspirative⁴ Wohnung erwischen, ähm, dann flog man natürlich auch eins-drei-fix wieder raus.“ (IP_19_§18)

³ Da sehr viele Wohnungen in Prenzlauer Berg nur über ein einfachstes Bartschloss verfügten, waren diese mit einem Dietrich, einem speziell gebogenen Schraubendreher, leicht zu öffnen.

⁴ Konspirative Wohnungen waren vom Ministerium für Staatssicherheit zu geheimdienstlichen Zwecken genutzte Wohnungen.

An Amalias Beispiel wird deutlich, wie schwierig, und teilweise auch nicht ganz ungefährlich, es sein konnte, illegal nach Prenzlauer Berg zu ziehen. Trotzdem beschafften sich viele Neuankömmlinge auf diese Weise Wohnraum in Prenzlauer Berg. Mit einigen Tricks und Unwahrheiten gelang im besten Falle selbst in der überregulierten DDR der Weg von der stillen Besetzung zum Mietvertrag (Bundeszentrale für politische Bildung und Robert-Havemann-Gesellschaft e.V. 2008). Wir sehen, dass es für eine Wohnung in Prenzlauer Berg bestimmter „skills“ bedurfte, die allerdings nach der Wiedervereinigung keinen Wert mehr hatten. Zu dieser Zeit war nicht die Höhe des ökonomischen Kapitals ausschlaggebend, sondern das Wissen um den „richtigen“ Weg und die Inkaufnahme einer halblegalen Wohn- und Lebenssituation (im Übrigen auch bei Silvia, die ebenfalls nicht über eine offiziell gemeldete Wohnung verfügte).

Charakteristisch für die Generation der „Künstler-Fangemeinde“ war, neben der gemeinsamen ostdeutschen Herkunft, ein Spannungsverhältnis zwischen arrivierten Künstlern, die zum Teil in den Westen reisen durften und deshalb von den „jungen Wilden“ der nächsten Generation eher als privilegiert und elitär wahrgenommen wurden (Annett Gröschner in: Felsmann und Gröschner 2012, S. 450). Durch die Bekanntheit einiger Künstler auch im Westen entstand der Mythos Prenzlauer Berg eher im westdeutschen Feuilleton als am Ort selbst (Dörfler 2007, S. 166).

Bemerkenswert ist, dass diese heterogenen Subkulturen bis auf einige wenige Kneipen kaum Treffpunkte außer den eigenen vier Wänden hatten. Die wenigen, umso legendäreren, Kneipen waren zum Beispiel das „Fengler“ in der Nähe des Helmholtzplatzes, das Wiener Café auf der Schönhauser und das Café Mosaik auf der Prenzlauer Allee. Dass in diesen Lokalitäten die Zugehörigkeit trotz des Mangels an Ausgelmöglichkeiten noch nach der jeweiligen Subkultur-Zugehörigkeiten ausdifferenzierte (Bert Papenfuß in: Felsmann und Gröschner 2012, S. 270), sagt einiges über die Heterogenität und gegenseitigen Animositäten der „Szene“ aus. Trotz dieser schon damals relativ ausgeprägten Unterschiedlichkeit gab es eine klare Differenzmarkierung gegenüber einem Teil der später Zugewanderten: die ostdeutsche Herkunft.

Die Gruppe, die nach dem Zusammenbruch der DDR bis etwa Mitte der 1990er Jahre in den Prenzlauer Berg zog, gehörte gegenüber ihren Vorgängern nicht nur einer anderen Alterskohorte an, sondern lässt sich als äußerst heterogen - insbesondere aufgrund ihrer Herkunft - kennzeichnen. Mit dem Fall der Mauer war nun die Migration aus den westlichen Teilen Deutschlands und vor allem West-Berlins möglich.

Häußermann et al. (2002, S. 42ff) kennzeichnen die Zeit in Prenzlauer Berg ab 1990, kurz nach dem Fall der Mauer, durch drei wesentliche Rahmenbedingungen: den flächendeckend schlechten Zustand der Altbaustruktur, die starken sozialen und ökonomischen Veränderungsbedingungen im Zuge der Vereinigung und die nach der Vereinigung durchgeführte Formel „Rückgabe vor Entschädigung“. Dieses Gesetz regelte die Rückübertragung der Immobilien auf dem Boden der DDR ab dem 3.10.1990 und führte dazu, dass der größte Teil der ost-deutschen Immobilien an deren Westeigentümer rückübertragen wurde. In Erwartung dieser Rückübertragungsansprüche, aber auch aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse kümmerte sich die ehemalige Kommunale Wohnungsverwaltung (KWV), die inzwischen „Wohnungsbaugesellschaft Prenzlauer Berg“ hieß, lediglich um die notwendigsten Reparaturarbeiten an den maroden Gebäuden, was zu einem erheblichen Investitionsstau führte (Dörfler 2007, S. 197).

Die große Zahl leerstehender Häuser und Wohnungen in Prenzlauer Berg (aber auch anderswo, beispielsweise in Friedrichshain) waren für die relativ starke linke Westberliner Hausbesetzerszene besonders attraktiv (Häußermann et al. 2002, S. 54; Dörfler 2007, S. 196). Verstärkend für diese Entwicklung war das Zeitfenster zwischen dem Fall der Mauer im November 1989 bis zum formellen Beitritt der ehemaligen DDR zum Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik am 3.10.1990. In diesen elf Monaten herrschte gewissermaßen ein nahezu rechtsfreier Raum, in dem sehr vieles möglich war. Die fehlende Infrastruktur der Kontroll- und Exekutivinstanzen waren ideale Voraussetzungen für Hausbesetzungen, nicht legalisierte Kneipen- und Galerieeröffnungen, wie sich Flake Lorenz, Keyboarder der Band Rammstein erinnert, der damals zur Szene Prenzlauer Berg gehörte:

„Alles, was man gelernt hat, alles, was man wusste, was es gab, war auf einmal null und nichtig. Auf einmal gab es nicht mehr 'ne KWV⁵ mit Wohnungen oder... die Polizisten hatten nichts mehr zu sagen... null! Man konnte irgendwo einziehen. Man konnte Parties machen, man konnte alles. Man konnte irgendeinen Beruf ausüben auf einmal und so. Es war alles... Man konnte 'ne Kneipe aufmachen. Da ham' irgendwelche Assis aus'm Kiez haben gesagt äh 'Ja wir machen jetzt hier 'ne Kneipe auf.' Und das hat funktioniert. Und jeden Tag war was Neues. Man wusste nie, was passiert.“ (Hachmeister und von der Heide, Mathias 2008)

Gleichzeitig ergab sich aus der Entwicklung dieser Szene-Infrastruktur die Möglichkeit für viele Kunstschafter, wie Maler, Liedermacher, Punkbands und Schriftsteller, aus dem Schatten der Wohnungskneipen und -galerien eine größere Öffentlichkeit zu erreichen, welche die Legende Prenzlauer Berg weiter beförderte (Häußermann et al. 2002, S. 54) und den Bezirk über die Stadtgrenzen hinweg bekannt machte als einen Ort, an dem was „passierte“.

Diese Freiheiten beschreibt Flake durchaus ambivalent: das Mehr an Freiheit mit der Öffnung der Mauer brachte eben auch ein Mehr an Orientierungslosigkeit mit sich, wie im ersten Satz des Zitats deutlich wird. Dennoch war das Zeitfenster zwischen Maueröffnung und Wiedervereinigung und die sich darin entwickelnde Aufbruchsstimmung vieler Ostdeutscher auch, und vor allem in der Subkultur Prenzlauer Bergs, von besonderer Bedeutung für einige meiner Interviewpartner. Umso größer war die Enttäuschung, zumindest bei Amalia, als die Vereinigung beider deutschen Staaten doch zustande kam, ohne den Versuch einer reformierten DDR gewagt zu haben:

„Ich hab' neulich mal erzählt, hm, weil ich war in so 'ner Performance über-über 's Vergangene mitmachen. Und da is' mir denn aufgefall'n, dass wir ja, ähm, im Oktober 1990 die autonome Republik Utopia gegründet ha'm auf 'm Kollwitzplatz. Ähm, also um dieser Vereinigung was entgegen zu setzen. Und, ähm, ich hab' jetz' noch mal nachgelesen, ich glaub', es sind 10.000 Leute da gewesen, was ich nich' glaube, ich glaub' die Zahl is' übertrieben. Aber wenn ich so rekapituliere, wer damals dabei gewesen is' und wieviel von den' noch hier sind ja. Da war es eh'm wirklich die absolute Utopia ja. Also es hat sich so extrem verändert und es hat so wenig mit dem zu tun, was man hier ursprünglich wollte un' was man gelebt hat, ähm, dass es eben wirklich sich sozusagen, äh, komplett

⁵ Kommunale Wohnungsverwaltung der DDR

verändert hat ja. Also der Westen is' nich' nur zu uns gekomm', sondern er hat uns quasi ooch (.) also wir sind jetz' mittlerweile hier Indianer oder so ja. Aber wir sollten wenigstens noch 'n Reservat, wo man 'n Glücksspiel machen kann aber >lacht< selbst das is' nich'“ >lacht<. (IP_19_§34)

Kurz vor der Ausrufung der „Autonomen Republik Utopia“⁶ auf dem Kollwitzplatz 1990 zog mein Interviewpartner Tobi (47), gebürtiger Stuttgarter, während des Studiums von Mannheim nach Berlin. Er erinnert sich schmunzelnd, dass er anfangs mit zwei Geldbeuteln, einem mit Ostgeld und einem mit Westgeld in Prenzlauer Berg unterwegs war und „ (...) jeder, der mich rumlaufen sah, wusste dass ich nich' aus 'm Kiez komm', sondern aus 'm Westen komme (...)“ (IP_11_§24). Er erzählt mir, wie er 1990 „ (...) per erster Mitwohnzentrale der DDR“ zu seiner Wohnung kam und auch Felix (52), der 1990 ziemlich zur gleichen Zeit mit seiner Band nach Prenzlauer Berg zog bemühte sich noch vor dem 3. Oktober 1990 um eine Wohnung auf legalem Wege. Auf legalem Wege hieß: man bewarb sich offiziell bei der noch zuständigen Wohnungsbauverwaltung der DDR um eine Wohnung. Attraktiv war das Wohnen in Prenzlauer Berg nicht zuletzt wegen der günstigen Mieten, die in keiner Relation zu den damaligen Westmieten standen:

„Ja zuerst war 'n 's 18 Mark, also meine ersten Mietzahlung' war'n 18 Mark, die ersten Monate. Dann ging es aber schnell rauf. Dann war es ganz lange Zeit bei so um die 200 Mark herum.“ (IP_31_§2)

Das Zusammenfallen von günstigem Wohnraum und dem „Mythos Prenzlauer Berg“ führte zu Wanderungsgewinnen durch Ost- wie Westsubkulturen. Dies gilt vor allem für die ersten drei Jahre nach der Wiedervereinigung, also bis etwa 1993 (ebd.). Ab diesem Zeitpunkt jedoch führten die Wegzüge, überwiegend von Familien, die entweder in den vor 1989 unerreichbaren Vollkomfort der Stadtrandsiedlungen oder gleich ins Eigenheim außerhalb Berlins umzogen, zu einem negativen Wanderungssaldo. Auch damit verstärkte sich die mediale Aufmerksamkeit des Prenzlauer Berg als „Künstler- und Intellektuellenbezirk“⁷ (ebd.). Mediale Ortszuschreibungen wie „Berliner Montmartre“ verliehen dem Prenzlauer

⁶ Die „Autonomen Republik Utopia“ wurde in der Nacht zum 3.10.1990, dem Tag des Beitritts der ehemaligen DDR zur BRD, von Gegnern des Beitritts ausgerufen. Daran beteiligten sich auch viele Protagonisten der Szene Prenzlauer Berg.

⁷ Bei der Interpretation solcher Statistiken ist jedoch Vorsicht geboten: nicht alle, die der „Künstlerszene“ zugerechnet werden, verfügten über einen höheren Schulabschluss. Dies hatte mit der

Berg eine überregionale Bekanntheit, welche den Grundstein für die Zuzugsbewegungen der nächsten 20 Jahre legen sollte.

Obwohl Dizzi (37), alleinerziehende Ergotherapeutin, mit ihren zwei Kindern erst 2003 nach Prenzlauer Berg zog, reichen ihre Ortsbezüge viel weiter in die Vergangenheit. Im Winskiew zwischen Prenzlauer Allee und Greifswalder Straße verbrachte sie ihre Kindheit und zog im Alter von 6 Jahren mit ihren Eltern zunächst nach Lichtenberg in eine Neubauwohnung. Kaum volljährig besetzte sie mit einer Gruppe junger Erwachsener ein Haus am Hackeschen Markt. Ihr Freund lebte damals in einem ebenfalls besetzten Haus in der Schönhauser Allee in Prenzlauer Berg. Ihre Lieblingsclubs waren Anfang bis Mitte der 1990er überwiegend in Prenzlauer Berg beheimatet

„[A]ls ich dann ooch im besetzten Haus gewohnt hab, war viel Schönhauser Allee, Sretzkistraße, wir sind viel in‘ Duncker[club] gegangen, also eigentlich jedes Wochenende hatten wir diese Tour Duncker, Atelier, Knaack...club, so, dieses Dreieck und, ähm...da war ich total viel in Prenzlauer Berg unterwegs, alles war natürlich irgendwie, ähm... runtergekommener und, aber...cool, also es war viel Punk >lacht<, so(...)“ (IP_01_§207)

Ähnlich überzeugend fand Uli (47, Ingenieur) damals das Clubangebot. Nach seinem Studium in Leipzig, zog er 1995 zuerst zur Untermiete an den Kollwitzplatz und landete schließlich mit seiner jetzigen Frau und seinem 2001 geborenen Sohn 2002 im Böttchertor. Uli beteuert, dass Prenzlauer Berg als Wohnort „reiner Zufall“ war, ihm aber nach kurzer Zeit klar war, dass er dort bleiben möchte. Direkt an der vielbefahrene Greifswalder Straße, in unmittelbarer Nähe von Ulis Wohnort lagen die zwei Clubs „Knaack“ und „Magnet“, die er regelmäßig besuchte. Als er mir davon erzählt, äußert seine Frau – die sich gerade zum Gespräch gesellt hat - ihren Unmut über die kürzliche Schließung des Knaack-Clubs wegen Anwohnerbeschwerden. Und hier setzt das Klagen der beiden über die allzu großen Veränderungen, nicht nur im Kiez, sondern im gesamten Stadtteil

spezifischen Situation von DDR-Künstlern zu tun. Es gab sicher Künstler, die ihr Handwerk in Universitäten und Kunsthochschulen gelernt hatten; daneben existierten aber auch jene, die diese Ausbildung nicht hatten und vor 1989 als Friedhofswärter und Heizer das wenige Geld verdienten, das sie zum Leben benötigten.

ein, die sie sowohl an der physisch-baulichen, als auch an der sozio-kulturellen Erneuerung festmachen.

Ab 1993, etwa zwei Jahre bevor Uli zuzog, legte der Berliner Senat im größten Teil der Altbausubstanz Prenzlauer Bergs so genannte Sanierungsgebiete fest, die meist einen geografisch abgrenzbaren Block umfassten; oft die Straßenzüge rund um einen der in der Gründerzeit angelegten Schmuckplätze, wie zum Beispiel den Kollwitz- oder den Helmholtzplatz. Sanierungsgebiete waren nach der Wiedervereinigung der zentrale Hebel, um Investitionen in den baulich desolaten Altbauquartieren Ostberlins zu initiieren. Dieses Modell wurde bereits Ende der 1980er Jahre in Westberlin angewendet – allerdings mit einem großen Unterschied: während beispielsweise 1987 die Erneuerungstätigkeit in Kreuzberg noch zu nahezu 100 % vom Senat finanziert wurde und Immobilieneigentümer via Baugesetzbuch stark reglementieren konnte, waren die kommunalen Sanierungsträger in Ostberlin Mitte der 1990er auf das Wohlwollen der Hausbesitzer angewiesen. Diese sollten, angeregt durch großzügige Steuervergünstigungen, Investitionen in ihr Eigentum tätigen und gleichzeitig die Sozialverträglichkeit der Mietsteigerungen im Auge behalten. Eine „Quadratur des Kreises“, wie Häußermann et al (2002, S. 32) rückblickend feststellen. Aber nicht nur das Angebot an Wohnraum wurde attraktiver, auch die Bewohnerzusammensetzung veränderte sich nachhaltig.

2.4 Die „spät“ Zugezogenen

Beides, die soziale wie die physische Aufwertung, lockte verstärkt ab 2005 neue, vor allem überregionale und ausländische Nachfrager in ausgewählte Kieze, wie zum Beispiel den Kollwitzplatz (BÜRO FÜR STADTPLANUNG, -FORSCHUNG UND -ERNEUERUNG 2008, S. 4). Angezogen wurden diese nicht nur vom steigenden Angebot modernisierten Wohnraums, sondern auch durch eine stetig wachsende Infrastruktur für Besserverdienende, wie Feinkostläden, Designergeschäfte und gehobene Gastronomie. Gleichzeitig schwanden mit der fortschreitenden Erneuerungstätigkeit die Möglichkeiten, günstig an unsanierten Wohnraum zu kommen. Die Sanierungsquote von Wohnungen lag in den fünf Sanie-

rungsgebieten Prenzlauer Bergs Ende 2003 zwischen 31 und 57% (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung 2005, S. 11). Grob gesagt: es gab sowohl für Geringverdiener als auch für Nachfrager mit höheren Einkommen noch Wohnraum; für Erstere allerdings mit sinkender Tendenz. Tilman (40, gebürtiger Hamburger) kommt 2001 nach seinem Studium in den Prenzlauer Berg. Nach Berlin führt ihn die Möglichkeit eines gutbezahlten Jobs bei einem Informatikkonzern. Für ihn hatte die Entscheidung für Prenzlauer Berg eher rationale, ökonomische Gründe. Entsprechend seines Einkommens ist für ihn selbst ein sanierter Altbau günstig. („s is' damals einfach geworden, weil Wohnraum war günstig und schnell zu finden.“, IP_29_§2). Auch schätzt er die damalige Ausgeh-Infrastruktur wie Clubs und Kneipen. Für den damals 30-jährigen Tilman ist z.B. der Dunckerclub, den Dizzi schon in den frühen 1990ern Jahren regelmäßig besuchte, ein kultureller Anlaufpunkt.

Dizzi, die wir schon kennengelernt haben, zog 2003 zu und beurteilt das Angebot an und die Suche nach günstigem Wohnraum etwas anders:

„Und die Miete war aber bloß deshalb günstig, weil's 'ne Ausbauwohnung⁸ war. ... Also ansonsten wär das schon auch 'ne heftige Miete gewesen und wir konnten ja erstmal vier Jahre ... mit vergünstigter Miete wohnen (...) So, also so sind wir hier her gekommen und wir ham 'n Jahr lang nach ner Wohnung gesucht, als das war ... gar nicht so einfach.“
(IP_01_§16)

Tilman und Dizzi sind ein schönes Beispiel für die Gemeinsamkeiten hinsichtlich ihrer kulturellen Dispositionen bei gleichzeitig ungleich verteilten ökonomischen Ressourcen. Tilman war in der Lage, ohne große Anstrengungen eine Wohnung zu bekommen, während Dizzi auf den richtigen Zeitpunkt für eine finanziell akzeptable Wohnmöglichkeit warten musste. Beide mochten denselben Club, beurteilen ihren Kiez bzw. den Prenzlauer Berg bezüglich der Wohnungsmarktsituation dennoch recht unterschiedlich. Selbst auf der deskriptiven Ebene deutet sich hier schon ein Möglichkeitsdifferential an, welches später zu diskutieren sein wird.

⁸ Als Ausbauwohnung bezeichnete man in der DDR Wohnungen, die stark renovierungsbedürftig waren und die deshalb zu vergünstigten Konditionen zu mieten waren.

Nachdem 2008 der gesetzlich erforderliche Abschlussbericht über den Erneuerungsstand des Sanierungsgebietes Kollwitzplatz veröffentlicht wurde, gab es eine breite mediale wie politische Debatte über Verdrängung am Kollwitzplatz: was schon seit Beginn der 1990er bei Stadtteilaktivisten diskutiert wurde, schlug sich in den Zahlen zur Sozialstruktur und Fluktuation der Bewohner des Kiezes nieder: nur noch 17,3 Prozent der Bewohnerschaft lebten 2008 noch in der gleichen Wohnung wie vor 1993 (BÜRO FÜR STADTPLANUNG, -FORSCHUNG UND -ERNEUERUNG 2008, S. 3). Die Stadtteilaktivisten sprachen von flächen-deckender Verdrängung, die Sanierungsverantwortlichen von einer „natürlichen“ Mobilität (Häußermann et al. 2002, S. 82ff). Die Argumente beider Sichtweisen haben eine besondere Bedeutung bei der Auseinandersetzung um die differierenden Bedeutungen des Ortes Prenzlauer Berg, wie wir später sehen werden. Während und nach dieser Zeit hitziger Diskussionen zogen meine Interviewpartner Rainald und Philipp nach Prenzlauer Berg. Philipp (49, promoviert, gebürtig aus Köln), zog 2009 von Charlottenburg in Westberlin nach Prenzlauer Berg. Der Ostteil kam für ihn tatsächlich erst 2009 in Frage, „weil ich noch irgendwie Vorbehalte hatte gegen den Osten.“ (IP_26_§2). Für ihn waren die Freunde in der Gegend dann das Argument, doch nach Prenzlauer Berg zu ziehen. 2011 kaufte sich Philipp Wohneigentum in einer Wohnanlage, über die seit längerem öffentlich darüber gestritten wird, ob sie nun „gated“ sei oder nicht. Für Philipp als Selbstständigen in seiner eigenen Internetfirma war nicht die Innenstadt wegen der Nähe zum Arbeitsplatz, sondern wegen der Infrastruktur ausschlaggebend:

„Naja, hier ist immer alles, äh, sind alles Superlative und, äh, es ist ja nicht nur die Vielfalt, sondern, wenn man sich für etwas interessiert - damals war es die Salsaszene, heute ist es Beachvolleyball, egal was, man hat hier immer das Topangebot.“ (IP_26_§4).

Rainald (71), emeritierter Hochschulprofessor, der 2010 aus einer Mittelstadt in Westdeutschland nach Prenzlauer Berg kam, schöpft hingegen aus der subkulturellen Geschichte des Stadtteils:

„Es war letzten Endes hier das Refugium der Subkulturen, der in einem, sagen wir mal, in einer staatlich verordneten Gleichmacherei von oben, äh wir kenn' ja die bekannten Namen, Biermann und andere, die hier halt gelebt haben. Es äh-äh gab eine-eine sehr ja eigenwillige Mischung, 's is' ja eigentlich ein sehr großes Arbeiterviertel gewesen und

ich denke auch in der Nachkriegszeit war diese Bevölkerung auch entsprechend strukturiert. Aber sie war gleichzeitig auch der Ort und das Elexier für das was unterhalb der, sagen wir mal der reglementierten staatlichen Ebene, sich so an kleinen Pflänzchen der Subkultur entwickeln konnte. Das war mir bekannt un' das war natürlich auch mit 'n Grund zu sagen, dann muss das hier eigentlich ein Stadtviertel sein, was mich sehr interessiert.“
(IP_10_§6)

Dies sind zwei Stimmen der spät Zugezogenen, die jedoch schon ein breites Spektrum an Zuzugsmotiven aufspannen, die sich in dieser Gruppe finden lassen. Gleichzeitig sind sie Teil der sukzessiven ökonomischen und kulturellen Aufwertung Prenzlauer Bergs, die ich im folgenden Abschnitt mit den einschlägigen statistischen Daten illustrieren werde.

2.5 Die Entwicklung der Einkommens- und Bildungssituation Prenzlauer Bergs im Vergleich zur Gesamtstadt⁹

Bevor ich mit dem Überblick beginne, gilt es einige Besonderheiten bezüglich des hier verwendeten statistischen Materials zu beachten. Mit der Bezirksreform 2001 änderten sich die administrativen Grenzen der Berliner Stadtbezirke. Der frühere Bezirk Prenzlauer Berg wurde mit einigen anderen zum Großbezirk Pankow vereinigt. Aus diesem Grund lassen sich kaum aktuelle Daten zur Sozialstruktur des Stadtteils Prenzlauer Berg finden. Daten aus Erhebungen zur Einkommens- und Qualifikationsstruktur finden sich lediglich auf der Bezirksebene Pankow. Diese lassen nur bedingt Aussagen zum Stadtteil Prenzlauer Berg zu. Um die Entwicklung der Einkommens- und Bildungsentwicklung in Prenzlauer Berg nachzeichnen zu können, wurde in diesem Überblick auf ältere Daten des ehemaligen Bezirks Prenzlauer Berg, sowie auf aktuelle Daten der ehemaligen Sanierungs- sowie aktuelle soziale Erhaltungsgebiete in Prenzlauer Berg zurückgegriffen. Meine Interviews stammen in den meisten Fällen von Bewohnern aus diesen ehemaligen Sanierungs- bzw. den aktuellen Erhaltungsgebieten.

Die Entwicklung von 1991 bis 2000 zeigt einen Anstieg des Anteils von Hochschulabsolvent_innen an der Gesamtbevölkerung des Bezirks. Dieser Anteil lag im Jahr 1991 noch etwa auf dem Niveau der gesamtstädtischen Daten, setzte

⁹ Ich bin Celia Bouali, der studentischen Hilfskraft am Lehrbereich, für die Zuarbeit in Form der Datensammlung und Aufbereitung in diesem Abschnitt zu großem Dank verpflichtet.

sich allerdings bis zum Jahr 2000 spürbar von diesem ab. Im Jahr 1991 waren 7,4% der Berliner Bevölkerung Hochschulabsolvent_innen im Vergleich zu 8,7% der Bevölkerung Prenzlauer Bergs (Holm 2006, S. 236). Im Jahr 2000 war der Anteil der Hochschulabsolvent_innen an der gesamtstädtischen Bevölkerung um nur 0,2 Prozentpunkte auf 8,9% angestiegen (ebd.), während sich dieser Anteil im gleichen Zeitraum im Bezirk Prenzlauer Berg von 8,7% im Jahr 1991 auf 15,9% im Jahr 2000 erhöhte (ebd.).

In Bezug auf die Einkommensentwicklung¹⁰ zeigt sich für denselben Zeitraum eine schrittweise Annäherung des Prenzlauer Berger Einkommensniveaus an das gesamtstädtische Niveau. So zeigt Holms (2006, S. 233) Analyse eine Steigerung des mittleren Haushaltsnettoeinkommens für Gesamt-Berlin von 2.300 DM im Jahr 1991 auf 2.900 DM im Jahr 2000. Dem steht eine Steigerung von 1.550 DM auf 2.500 DM für den gleichen Zeitraum in Prenzlauer Berg gegenüber (ebd.). Das Einkommensniveau in Prenzlauer Berg bleibt bis zum Jahr 2000 im Berliner Vergleich zwar noch unterdurchschnittlich, trotzdem lässt sich eine Angleichung an das gesamtstädtische Niveau feststellen (ebd.). Dieser Befund bleibt trotz Veränderungen in der Haushaltsstruktur, auch bei der Verwendung des Nettoäquivalenzeinkommens als Einkommensmaß, bestehen (ebd.).¹¹

Für die 1990er Jahre lässt sich also sowohl ein Anstieg des Bildungsniveaus, als auch ein Anstieg des Einkommensniveaus für Prenzlauer Berg zeigen. Das Bildungsniveau entwickelte sich dabei vom Gesamt-Berliner Anteil von Hochschulabsolvent_innen an der Gesamtbevölkerung im Jahr 1991 zu einem deutlich überdurchschnittlichen Anteil im Jahr 2000. Die Einkommen in Prenzlauer Berg entwickelten sich von einem deutlich unterdurchschnittlichen Niveau im Jahr 1991 zu einem weniger stark unterdurchschnittlichen Niveau im Jahr 2000 und

¹⁰ Im Folgenden wird das mittlere Haushaltsnettoeinkommen als Einkommenswert zum Vergleich herangezogen. Dies resultiert vor allem aus der unvollständigen Datenlage, welche die Verwendung des Nettoäquivalenzeinkommens als ein an die spezifische Haushaltsstruktur angepasstes und somit aussagekräftigeres Einkommensmaß nicht ermöglicht.

¹¹ So betrug das monatliche Nettoäquivalenzeinkommen in Prenzlauer Berg 1991 1.138 DM (im Vergleich zu 1.620 DM in Berlin) und stieg bis 2000 auf 1.985 DM (im Vergleich zu 2.125 DM in Berlin) an Holm 2006, S. 233.

fürten in diesem Zeitraum so zu einer schrittweisen Annäherung an die gesamtstädtische Einkommenssituation.

Für die darauf folgenden Zeiträume lässt sich die Einkommens- und Bildungsentwicklung auf Basis der obligatorischen Sozialstudien in den ehemaligen Sanierungsgebieten und den sozialen Erhaltungsgebieten Prenzlauer Bergs nachzeichnen. Dabei zeigt sich in allen Sanierungsgebieten ein Anstieg des Einkommens- und Qualifikationsniveaus (gemessen am Anteil der (Fach-)Hochschulabsolvent_innen an der erwachsenen Bevölkerung) (BÜRO FÜR STADTPLANUNG, -FORSCHUNG UND -ERNEUERUNG 2008; arbeitsgruppe gemeinwesenarbeit und stadtteilplanung argus GmbH 2009; ASUM GmbH 2010, 2012; TOPOS Stadtforschung 2012).¹²

Das Sanierungsgebiet Helmholtzplatz verzeichnete beispielsweise eine Steigerung des mittleren Haushaltsnettoeinkommens von 1.160 € im Jahr 2002¹³ auf rund 2.000 € im Jahr 2012 (ASUM GmbH 2012, S. 16). Im Vergleich dazu lag in Gesamt-Berlin im Jahr 2002 das mittlere HH-Nettoeinkommen bei 1.500 € (Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz 2003: 284)¹⁴ und stieg bis 2012 auf nur 1.650 € (Amt für Statistik Berlin-Brandenburg 2013)¹⁵. Gleichzeitig stieg allerdings auch der Anteil von Haushalten mit Kindern bzw. zeichnete sich parallel dazu ein Trend zu Haushalten mit mehreren Kindern ab (ASUM 2012: 12), was der These eines Anstiegs des effektiv verfügbaren Einkommens zuwiderlaufen würde. Zum einen wird diese Entwicklung jedoch zum Teil durch den zeitgleichen Anstieg von Einpersonenhaushalten ausgeglichen

¹² Aufgrund der verwendeten Vergleichsdaten wird im Folgenden das Sanierungsgebiet Winsstraße nicht einzeln berücksichtigt.

¹³ Im Folgenden wird, orientiert an den zitierten Sozialstudien, 2002 als Vergleichsjahr herangezogen. Dies liegt neben anderen Faktoren, wie beispielsweise dem durch das Verwaltungsgericht Berlin entschiedene Wegfall der Mietobergrenzen (vgl. ASUM 2010: 8; TOPOS 2012: 55), vor allem an der Datenlage, sprich am Vorhandensein einer Vergleichsstudie von ASUM und Mieterberatung Prenzlauer Berg (2002) für dieses Jahr (vgl. ASUM 2010: 8).

¹⁴ Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz (2003): Sozialstrukturatlas 2003. Abrufbar unter: <https://www.berlin.de/sen/gessoz/gesundheits-und-sozialberichterstattung/gesundheitsberichterstattung-epidemiologie/spezialberichte/> (zuletzt geprüft 15.3.2016).

¹⁵ Amt für Statistik Berlin-Brandenburg (2013): Pressemitteilung Nr.221 vom 08. August 2013. Abrufbar unter: <https://www.statistik-berlin-brandenburg.de/pms/2013/13-08-08c.pdf>. (Zuletzt geprüft: 27.03.2016).

(ebd., S. 12), zum anderen spricht auch die Entwicklung des Nettoäquivalenzeinkommens für einen deutlichen Einkommenszuwachs im Gebiet (von 1.033 € 2002 auf 1.600 € 2012) (ebd., S. 16), der auf den Zuzug einkommensstärkerer Haushalte zurückgeführt werden kann (ebd., S. 7). Zeitgleich dazu stieg das Bildungsniveau von 43% (Fach-)Hochschulabsolvent_innen (Anteil an der erwachsenen Bevölkerung) auf 63% (ebd., S. 14). Beide Werte liegen damit deutlich über den gesamtstädtischen Vergleichswerten (Berlin 2002: 13,66%; Vergleichswert für 2012: Berlin 2011: 34,3%). Auch hier wird in der Sozialstudie vor allem der Zuzug hochqualifizierter Haushalte als Ursache des Anstiegs angeführt (vgl. ASUM 2012: 7).

Ähnlich Aussagen lässt die Datenlage für das Sanierungsgebiet Böttzowstraße im Zeitraum zwischen 2002 und 2010 zu (ebd., S. 12ff). Dort lag das mittlere Haushaltsnettoeinkommen bei 1.330 € in 2002 und stieg bis 2010 auf 2.000 € (ebd., S. 13f). Auch das Nettoäquivalenzeinkommen entwickelte sich im gleichen Zeitraum von 1.046 € 2002 auf 1.600 € 2010 stetig nach oben (ASUM GmbH 2010, S. 13). Der Anteil der (Fach-)Hochschulabsolvent_innen an der erwachsenen Bevölkerung (hier ab 16 Jahre) stieg dabei von 42% auf 63% (ebd., S. 12).

In den Sanierungsgebieten Kollwitzplatz und Teutoburger Platz lassen sich ganz ähnliche Tendenzen hinsichtlich der Einkommens- und Qualifikationsentwicklung für die Zeiträume 2002 bis 2008, bzw. 2002 bis 2012 feststellen (BÜRO FÜR STADTPLANUNG, -FORSCHUNG UND -ERNEUERUNG 2008, S. 44f; TOPOS Stadtforschung 2012, S. 16f). Im SG Teutoburger Platz lag das mittlere Haushaltsnettoeinkommen 2002 bei 1.396 € und stieg bis 2012 auf 2.400 € an (TOPOS Stadtforschung 2012, S. 17). Das durchschnittliche Nettoäquivalenzeinkommen, welches die Haushaltsstrukturentwicklungen (Abnahme von Einpersonenhaushalten; Zunahme von Haushalten mit Kindern (ebd., S. 13)) berücksichtigt, stieg im gleichen Zeitraum von 1.237 € auf 1.549 € (ebd., S. 17). Der Anteil der (Fach-)Hochschulabsolvent_innen stieg dabei von 53% auf 75% (ebd., S. 16).

Trotz der leicht differierenden Einkommens- und Bildungsniveaus in den verschiedenen Sanierungsgebieten lässt sich zusammenfassend sagen, dass sich *erstens* die Einkommen bis 2002 an den Berliner Durchschnitt annähern und sich

ab diesem Zeitpunkt von diesem nach oben hin entkoppeln und *zweitens* in diesen Altbauquartieren ökonomisches und kulturelles Kapital zeitversetzt zusammen trafen. So finden wir für die Zeiträume von 2002 bis 2008/2010/2012 einen Einkommens- und einen Bildungszuwachs. Alle hier genannten Gebiete, für die Zahlen von 2002 verfügbar waren, lagen, was das Bildungsniveau angeht, allerdings schon vor diesem Zeitpunkt über dem gesamtstädtischen Niveau und vergrößerten den Abstand bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes. Die Einkommenssituation hingegen war bis 2002, bezogen auf Gesamt-Berlin unterdurchschnittlich (mit Ausnahme der durchschnittlichen Situation des SG Kollwitzplatz). Bis zum Ende des Untersuchungszeitraums holen die Einkommen jedoch nicht nur zum Berliner Niveau auf, sondern überflügeln dieses deutlich. In fast allen Sozialstudien zu den Sanierungsgebieten wird der Einkommenszuwachs nicht auf eine soziale Mobilität innerhalb der Nachbarschaften, sondern auf den Zuzug einkommensstarker Haushalte zurückgeführt werden können (TOPOS Stadtforschung 2012, S. 55; ASUM GmbH 2012, S. 7, 2010, S. 12).

Was wir hier sehen ist, dass kulturelles Kapital bereits existierte, bevor das ökonomische verstärkt dazukam. Deshalb sollten wir lieber von einer kulturellen Umstatt Aufwertung sprechen. Diese Einschätzung bildet den Hintergrund für die in dieser Studie untersuchten symbolischen Deutungskämpfe um den Ort Prenzlauer Berg.

Kapitel 3 Social identity: Soziale Identifikation und Disidentifikation

„Identifikationen sind Erfindungen. Entweder erfinden andere Schubladen, in die sie uns stecken – dagegen habe ich mich dann als Teenager vehement gewehrt-, oder man erfindet sich selbst solche Schubladen.“ (Sesede Terziyan, TheaterschauspielerIn, Berliner Zeitung 7./8.3.2015)

Sesede Terziyan bringt in einer alltäglichen Sprache den Kern des Konzepts der sozialen Identität auf den Punkt. In vielen Alltagssituationen entscheiden wir bewusst oder unbewusst, wer uns ähnlich ist und wer nicht. Ob wir uns damit einer Gruppe zugehörig fühlen oder eine andere ablehnen, steht nicht von vornherein fest. In diesem Kapitel werde ich die Frage diskutieren, wie Ähnlichkeit und Differenz im Alltag konstruiert werden, was diese Konstruktionen für die Formierung von Gruppenzugehörigkeiten und Gruppengrenzen bedeutet, und schließlich, welche Rolle der Machtaspekt dabei spielt. Zur Beantwortung dieser Fragen werde ich zunächst Richard Jenkins' Konzept der sozialen Identität skizzieren, um anschließend die Schnittmengen zu Michéle Lamonts Grenzziehungskonzept, Rogers Brubakers Gedanken zu Gruppenzugehörigkeiten und Norbert Elias Überlegungen zu Machtbalancen darlegen. Diese konzeptionellen Verbindungslinien bilden die Grundlagen für die später folgende Ausdehnung der sozialen Identität in den Raum.

3.1 Selbst-Identifikation, Kategorisierungen

Immer dann, wenn wir mit umfassenden sozialen Wandel konfrontiert werden, kommt unsere soziale Identität¹⁶ in Bewegung. Diese Wandel können individueller Natur sein, eine bestimmte Gruppe, der wir angehören, betreffen, oder sich auf die Transformation ganzer Gesellschaften beziehen. Zweifelsohne müssen diese drei Ebenen immer zusammen gedacht werden. Trotzdem stellen wir uns, als Individuum, in unruhigen Zeiten immer wieder die Frage: Wer bin ich?

Wenn ich oben von beweglicher Identität gesprochen habe, meine ich damit das Fehlen von Sicherheit, oder wie Zygmunt Baumann (2007, S. 134) es formulierte:

¹⁶ Im Folgenden werde ich den Begriff „soziale Identität“ wie Jenkins es vorgeschlagen hat, als Prozess verwendet und im Verlaufe dieses Kapitels präzisieren.

„Man denkt an Identität, wenn man nicht sicher ist, wohin man gehört. (...) ‚Identität‘ ist ein Name für den gesuchten Fluchtweg aus dieser Unsicherheit.“

Damit komme ich zu meinem ersten Punkt: soziale Identität ist ein dynamischer Prozess. Mit der wachsenden Komplexität unserer Gesellschaft steht die Identität jedes Einzelnen vor der großen Herausforderung, verschiedene Identitäten immer wieder neu zu konstruieren und in diesen, trotz aller Widersprüchlichkeiten (Swaan 1995, S. 34), heimisch zu sein. In diesem Sinne ist Identität eine kontinuierliche Arbeit; sie hat also einen prozessualen Charakter. Dies bringt mich zum zweiten wichtigen Punkt: Identität ist nicht nur etwas, das mit unserem „Selbst“ zu tun hat, sondern beinhaltet immer auch den Abgleich des Ich mit den „Anderen“ (Abels 2010, S. 255).

Richard Jenkins (1996) schlägt den Begriff soziale Identität (*social identity*) vor und rückt damit – wie viele soziologische und sozialpsychologische Ansätze (für einen Überblick siehe z.B. Abels 2010, S. 254) – den prozessualen Aspekt von Identität in den Vordergrund. Soziale Identität ist dann kein fertiges und statisches Produkt, sondern muss in sozialer Interaktion immer wieder mobilisiert, erkämpft oder neu verhandelt werden (Jenkins 1996, S. 127). Diese dynamische Definition von Identität ermöglicht es, soziale Beziehungen und die Prozesse, die diesen zugrunde liegen, im Rahmen des Konzeptes der sozialen Identität zu analysieren.

“Social identity is our understanding of who we are and of who other people are, and, reciprocally, other people’s understanding of themselves and of others (which includes us).” (ebd., S. 5)

Jenkins stellt im Anschluss an diese Definition die Frage, wie soziale Identität funktioniert, welche Prozesse und Konstruktionen ins Spiel kommen, um die eigene soziale Identität zu behaupten und diese von anderen abgrenzen zu können. Dabei regiert gewissermaßen das Spiel von Ähnlichkeit und Differenz, von Inklusion und Exklusion. Abraham de Swaan fasst diese Prozesse ganz ähnlich und nennt sie soziale Identifikation und Disidentifikation (Swaan 1995, 1997).

Dabei bezieht er diese Begriffe immer auf Interaktionen zwischen sozialen Akteuren oder Gruppen; vielmehr noch: soziale Dis-/Identifikationen konstituieren sich aus diesen Interaktionen:

“Social identification is a process in which people come to feel that some other human beings are much 'the same' as they are and still others are more 'unlike' them. It occurs in the course of group formation, as part of the dialectics of inclusion and exclusion from which groups emerge in a dynamics of competition. It is both a cognitive and an emotional process: perceived similarities and differences provide a basis for affective involvement or detachment, and the other way round.” (Swaan 1995, S. 25)

Mit den Fragen „Wer bin ich?“ oder „Wer sind wir?“ ist das Konzept der sozialen Identität also noch nicht vollständig erfasst, sondern fragt stattdessen weiter: „Wer bin ich nicht?“ und „Wer sind wir nicht?“ und verbindet diese Fragen gleichzeitig mit der sozialen Praxis von Akteuren. Diese soziale Praxis, das Sich-Identifizieren *mit* Anderen in Kontrast zum Sich-Differenzieren *von* Anderen ist der synchrone und dialektische Prozess sozialer Identifikation und Kategorisierung. Kategorisieren ist für Jenkins die alltägliche Praxis von vereinfachender Zuschreibung um Vorhersehbarkeit zu erzeugen.

“[C]ategorisation is a routine and necessary contribution to how we make sense of, and impute predictability to, a complex social world about which our knowledge is always partial. The ability to identify unfamiliar individuals with reference to known social categories allows us at least the illusion that we know what to expect of them.” (Jenkins 1996, S. 83)

Anders als De Swaan mit seinem Begriff Disidentifikation begreift er Kategorisierungen nicht per se als problematisch. Menschen oder Gruppen von Menschen zu kategorisieren ist immanenter Bestandteil von Gesellschaften (Scott 1998, S. 11–52). Allerdings können Kategorisierungen zu einem selektiven Bild über die „Anderen“ führen, welches Eingriffe in deren Leben impliziert und bis hin zu Diskriminierungen reichen kann. Um dies zu erfassen schlägt er vor, sich vor allem mit den Konsequenzen von Kategorisierungen zu beschäftigen (Jenkins 1996, S. 84). So wiederum lassen sich De Swaans Disidentifikationen als Konsequenz von Kategorisierungen im Sinne negativer Klassifikationen (Neckel und Sutterlüty 2008) fassen. In diesem Sinne werde ich in dieser Arbeit beide Begriffe verwenden.

Die Formierung von Gruppen spielt bei den oben beschriebenen sozialen Prozessen eine bedeutende Rolle. Sowohl für De Swaan als auch für Jenkins ist die Formierung von Gruppen im Zuge sozialer Identifikation und Kategorisierung zentral. Im nächsten Abschnitt möchte ich diese Generierung sozialer Gruppen etwas näher beleuchten

3.2 Das Problem der sozialen Gruppe und die Verbindung zum Raum

Merton (1995, S. 268) unterscheidet grundsätzlich zwischen Kollektivitäten, sozialen Gruppen und sozialen Kategorien. Eine Kollektivität kann zum Beispiel die Gesamtbevölkerung einer Nation sein, deren Mitglieder sich nicht persönlich kennen, demnach auch nicht miteinander interagieren müssen, aber dennoch gemeinsame Werte teilen können. Die Orientierung an ähnlichen Normen und Werten aber könne potentiell zu Gruppenbildungen beitragen (ebd.). Von sozialen Gruppen hingegen können wir erst sprechen, wenn die Mitglieder dieser Gruppe sich kennen und regelmäßig interagieren (ebd.). Soziale Kategorien wiederum definiert Merton als „Statuspositionen, deren Inhaber sozial nicht miteinander interagieren“ (ebd.). Trotz gleicher Merkmale wie Einkommen, Berufstätigkeit, Bildungsgrad, Alter oder ethnische Herkunft müssen sie nicht automatisch gleiche Normen teilen. Diese Minimaldefinitionen sind nötig aber keineswegs erschöpfend für meine Fragestellung. Die Frage ist hier, wie und unter welchen Bedingungen sich soziale Gruppen konstituieren können und welche Rolle soziale Dis-/Identifikationen dabei spielen?

Folgen wir Jenkins und auch De Swaan, formieren sich Gruppen im Zuge von Dis/Identifikationen mittels sozialer Zuschreibungspraktiken (sowohl Selbst- als auch Fremdzuschreibungen) (Jenkins 1996, 2008; Swaan 1995, 1997), bei denen bestimmte Merkmale als sozial signifikant erachtet werden.

“Collective identities emphasise how people are similar to each other, what they are believed to have in common. People must have something socially significant in common - no matter how vague, apparently unimportant, or apparently illusory - before we can talk about their membership of a collectivity.” (Jenkins 1996, S. 80)

Sozial signifikant ist ein Merkmal im Sinne eines Markers von Gleichheit oder Differenz, wenn es von Akteuren mit Sinn versehen wird. Für viele, gerade jüngere, Ostdeutsche wird ihre Herkunft nicht immer präsent sein; wenn ostdeutsch sein aber im Alltagsleben eine Bedeutung hat, sei diese selbst- oder fremdzuschrieben, wird sie signifikant. So können Ostdeutsche sich in bestimmten Situationen als Gruppe definieren, genauso, wie sie von anderen als Gruppe kategorisiert werden können¹⁷. Karl Marx machte diesen Unterschied mit der „Klasse an sich“ und der „Klasse für sich“. Die „Klasse an sich“ besteht nur aus Individuen, die ein gleiches Merkmal teilen, z.B. drogenabhängig oder Nichtbesitzer von Produktionsmitteln oder hellhäutig zu sein. Diese Merkmale werden jedoch sozial erst relevant, wenn ihnen eine Bedeutung zugewiesen wird. Hellhäutigkeit wird in einer rein hellhäutigen Gesellschaft erst dann relevant werden können, wenn Dunkelhäutige dazukommen, während Drogenabhängigkeit auch in einer rein hellhäutigen Gesellschaft ein Differenzmarker und damit sozial relevant werden kann. Und auch wenn ein Merkmal sozial relevant wird, heißt dies nicht, dass es sich um eine soziale Gruppe mit innerer Gruppenkohäsion handelt. Erst das Bewusstwerden einer Gruppe anzugehören, die ein oder mehrere sozial relevante Merkmale trägt, macht aus der Gruppe tatsächlich eine soziale Gruppe, oder, wie Marx es in seiner Klassenanalyse formuliert hat, eine „Klasse für sich“. Wenn ein Merkmal für den Träger mit Vor- oder Nachteilen verbunden ist, *kann* (die Betonung liegt hier tatsächlich auf dem kann, nicht muss) es zur Bildung von Gruppenidentitäten kommen. Diese Herausbildung von Gruppenidentität entsteht aber nicht einfach so, sondern in der sozialen Praxis, an der Grenze zwischen „Uns“ und den „Anderen“. Eine Kollektivität oder eine soziale Kategorie wird zu einer sozialen Gruppe, wenn es sich als eine solche definiert.

“Group identity is the product of collective internal definition. In our relationships with significant others we mobilise identifications of similarity and difference, and, in the process, generate group identities.” (ebd., S. 82)

¹⁷ Ein gutes Beispiel für diesen Prozess ist der Fall einer Ostberliner Buchhalterin, die sich in Stuttgart erfolglos auf eine Stelle beworben hatte und auf dem versehentlich zurückgesendeten Lebenslauf den handschriftlichen Vermerk „Ossi (-)“ fand.

Jenkins vertieft diese Konstituierung sozialer Gruppen am Beispiel von Ethnizität. Dabei verbindet er sein Konzept der sozialen Identität mit dem der Ethnizität (Jenkins 2008). Einfacherweise könnte man meinen, dass ethnische Gruppen sich aufgrund einer gemeinsamen Abstammung als eine solche definieren. Jenkins hält dem, im Anschluss an Max Weber, entgegen, dass nicht die Abstammung der Grund für Gruppenformierungen sei, sondern diese Abstammung im Zuge gemeinsamen Handelns erst mobilisiert werde (ebd., S. 10). Denkt man diesen Zusammenhang weiter, wirft dies ein neues Licht auf die Frage der Konstruktion sozialer Gruppen. Der Inhalt der kulturellen Differenz wird zu einem guten Teil erst in der sozialen Interaktion, an der Grenze zwischen „uns“ und den „anderen“, verhandelt:

“From this point of view, ethnic groups are what people believe or think them to be; cultural differences mark 'group-ness', they do not cause it (or indelibly characterize it); ethnic identification arises out of and within interaction between groups.” (ebd., S. 11)

Brubaker (2002) beklagt in seinem instruktiven Aufsatz „Ethnicity without groups“ die „*groupism*“-Perspektive, durch die (ethnische) Gruppen von Forschenden untersucht und damit oft erst reifiziert würden. Stattdessen plädiert er für die Analyse des dynamischeren Zugehörigkeitsgefühls.

“And it means taking as a basic analytical category not the 'group' as an entity but groupness as a contextually fluctuating conceptual variable.” (ebd., S. 168)

Soziale Gruppen, so Brubaker, seien weder so stabil wie oftmals angenommen, noch haben sie per se scharfe Grenzen, die sie umschließen (siehe auch Wimmer 2008a, S. 67–68). Ebenso resultiere aus der kollektiven Anerkennung einer gemeinsamen Gruppen-Mitgliedschaft nicht automatisch kollektives Handeln, wie auch Jenkins, in Auseinandersetzung mit Brubakers Thesen, konstatiert (Jenkins 2008, S. 25).

Genauso, wie im Prozess der Dis/Identifikationen das „Wissen über die Anderen“ (re)produziert wird, sind Gruppenformierungen nicht aus einer physischen, sondern einer kognitiven, sozial-konstruktivistischen Lesart analysierbar:

“Cognitive perspectives, (...) can help advance constructivist research on ethnicity, race and nationhood (...). Instead of simply asserting *that* ethnicity, race and nationhood are

constructed, they can help specify *how* they are constructed. They can help specify how and when people identify themselves, perceive others, experience the world and interpret their predicaments in racial, ethnic or national rather than other terms. They can help specify how 'groupness' can 'crystallize' in some situations while remaining latent and merely potential in others." (Brubaker 2002, S. 175)

Hinter diesen "kognitiven Perspektiven" steckt die Idee, dass Kategorien wie Ethnizität oder Staatsbürgerschaft nicht nur "Dinge in der Welt", sondern "Blickwinkel, aus denen die Welt betrachtet wird", sind (ebd., S. 174f). In diesem Sinne können je nach Forschungsinteresse auch andere Kategorien relevant sein. Gruppenbildungsprozesse können so auch entlang der Kategorie Raum, oder präziser: entlang der Bedeutungen, die dem Raum zugeschrieben werden, beobachtbar sein.

3.3 Gruppengrenzen und die Macht zur Definition

„Defining 'us' involves defining a range of 'thems' also“. When we say something about others we are often saying something about ourselves. In social terms, similarity and difference are always functions of a point of view: our similarity is their difference and vice versa. Similarity and difference reflect each other across a shared boundary. At the boundary, we discover what we are in what we are not." (Jenkins 1996, S. 80)

Was können wir unter der Grenze, die zwischen Identifikation und Disidentifikation liegt, verstehen? Meine eingangs erwähnten Gedanken zu gesellschaftlichen Transformationen in Zusammenhang mit sozialer Identität deuten bereits darauf hin, dass soziale und/oder politische Wandlungsprozesse gewohnte Identifikationen, aber auch Disidentifikationen, herausfordern können. De Swaan weist darauf hin, dass in den Kulturen der Vormoderne Identifikationen sozial wie räumlich sehr eng organisiert waren (Swaan 1995, S. 27). Das „Fremde“ und damit die Grenze zwischen „uns“ und „denen“ war weit entfernt und deshalb auch selten wahrnehmbar. Damit ist nicht gesagt, dass es nicht auch innerhalb dieser vormoderne Gemeinschaftsformen Spannungen gab. Sozialer und politischer Wandel aber - reflektiert z.B. in einer höheren Mobilität - verschob und rearrangierte kulturelle Grenzen in größerem Maßstab und war gleichzeitig Auslöser neuer Dis/Identifikationen. Wir haben es also mit einem strukturellen Wandel der sozialen Beziehungen zu tun: nicht mehr die Familien- bzw. Clanzugehörigkeit bilden den Rahmen für Identifikationen, sondern soziale Kategorien, wie Klasse, Ethnie,

Religion etc. werden bedeutsam. Parallel dazu verändert sich auch der Raum. Der Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft und die damit einsetzenden Urbanisierungsprozesse lösten bestehenden Sozialstrukturen nachhaltig auf (Hradil 2006, S. 16–31). Die sozialen Beziehungen in städtischen Räumen werden mit der „unvollständigen Integration“ (der Entbindung der Menschen aus traditionellen feudalen Beziehungsgeflechten) radikal umgewälzt hin zu sozial und kulturell diversen Konfigurationen (Bahrndt und Herlyn 2006, S. 81–129; Simmel 1995).

Ein dritter wichtiger Wandlungsprozess in dieser Epoche ist die Entstehung moderner politischer Staatengebilde, die neue identifikatorische Bezugspunkte herstellten. Die Folgen dieser „*widening circles*“ sind umfassend: die vorherigen Identifikationen mit dem Clan oder dem Dorf verlieren an Bedeutung. Stattdessen sind Identifikationen geprägt von Instabilität und Uneindeutigkeiten:

“Social identifications are at once inclusive and exclusive, and identifications with very large social entities represent a novel form, one that, for all its exclusiveness, also entails an enlarging and unifying momentum, above and beyond the older identifications of kin and proximity. (...) Yet, social identifications, no matter how intensely held, are essentially multiple and unstable. For most individuals they encompass the family and the village, the peer group and the neighbourhood, the larger entities of class or nation, with all the contradictions these multiple identifications imply.” (Swaan 1995, S. 34)

Eine weitere, grundlegende Perspektive auf die Formierung von Gruppen und Grenzen liefert Merton mit seiner Referenzgruppentheorie (Merton 1995). Referenzgruppen, so Merton, dienen als Vergleichsfolie und zeigen an wie man nicht ist, oder besser: nicht sein will. Bezugsgruppen können für Individuen oder Gruppen eine normative oder komparative Funktion haben: eine normative Funktion hat die Referenzgruppe, wenn sie uns einen Werterahmen gibt und wir uns mit ihr identifizieren. Eine komparative Funktion haben Referenzgruppen, wenn sie als „Vergleichsrahmen“ und damit „(...) für die Einschätzung der eigenen relativen Funktion wie auch der Position der Anderen“ (ebd., S. 271) verwendet werden. Weder normative noch komparative Referenzgruppen müssen als soziale Gruppe, innerhalb derer es soziale Interaktionen gibt, existieren. So kann ich z.B. die Werte der Pariser Bohème des 19. Jahrhunderts teilen und mich mit ihnen

identifizieren, ohne dass diese Gruppe tatsächlich noch existiert. Ob Gruppen, physisch existent oder als Referenzgruppe, relevant sind oder werden, hängt davon ab welche Bedeutung wir ihnen zuweisen. So können im Prozess von Dis/Identifikationen Gruppen „gemacht werden“ (ebd., S. 311). Unweigerlich verbunden sind mit diesen Gruppenformierungen Grenzziehungsprozesse.

Mit genau diesen Prozessen an der Grenze zwischen Identifikation und Kategorisierung beschäftigt sich das *boundary*-Konzept (Lamont 1992; Lamont und Molnár 2002; Lamont et al. 2015; Harrison 1999; Kroneberg 2014), das besonders in den letzten zwei Jahrzehnten an Einfluss gewonnen hat. Grenzen haben hier zwei Dimensionen: eine symbolische und eine soziale. Die Differenzierung von symbolischen und sozialen Grenzen ist bei Lamont und Molnár zweistufig angeordnet: während symbolische Grenzziehungen Individuen und Gruppen zunächst „nur“ entlang z.B. moralischer, sozioökonomischer oder kultureller Kategorisierungen gruppieren, ist der zweite Schritt die daraus folgende Generierung sozialer Ungleichheiten – die soziale Grenze. Symbolische Grenzen sind, so bemerken Lamont und Molnár (2002, S. 169), eine notwendige aber keine hinreichende Bedingung für soziale Grenzen.

„Only when symbolic boundaries are widely agreed upon can they take on a constraining character and pattern social interaction in important ways. Moreover, only then can they become social boundaries.“ (ebd., S. 168)

Darüber hinaus, und dies ist für diese Arbeit zentral, können symbolische Grenzen auch als Legitimation sozialer Grenzen gelten (ebd., S. 186). Soziale Grenzen (die Kontrolle des Zugangs zu Ressourcen und Möglichkeiten) werden plausibel gemacht, indem bestimmte Gruppen/Individuen (mehr oder weniger erfolgreich) durch symbolische Grenzziehungen markiert und ihnen durch soziale Grenzziehungen der Zugang zu Ressourcen erschwert oder verweigert wird.

Implizit kommt im Grenzziehungskonzept der Aspekt von Macht ins Spiel. Lamont und Molnár beziehen Machtverhältnisse nicht systematisch in ihr Konzept ein. Einzig bei ihrem forschungspraktischen Beispiel Klassenungleichheit verweisen sie auf die symbolische Machtbeziehung von dominanten und dominierten Klassen:

„Dominant groups generally succeed in legitimizing their own culture and ways as superior to those of lower classes (...)“ (ebd., S. 172)

Damit ist die Zuordnung von hoher sozialer Position und Macht zur Legitimation von vornherein gesetzt. Norbert Elias konzeptioniert seinen Machtbegriff weniger statisch. Für ihn ist Macht zwar ein zentraler Bestandteil jeglicher sozialer Beziehungen, allerdings versteht er Macht nicht als strukturelles, unabänderliches Ungleichgewicht. Macht ist für Elias keine Eigenschaft die man besitzt, sondern ein Verhältnis oder eine Beziehung (Treibel 2008, S. 75). Macht emergiert für ihn in Vergesellschaftungsprozessen, in denen Individuen oder Gruppen „(...) Figurationen mit mehr oder weniger labilen Machtbalancen verschiedenster Art bilden“ (Elias 1970, S. 12). Der Begriff der Figurationen kennzeichnet die wandelbaren Beziehungsgeflechte von Menschen (ebd., S. 142) und versucht die darin entstehenden Machtbeziehungen zu erfassen, die allerdings immer wieder zur Disposition stehen:

„Im Zentrum der wechselnden Figurationen oder, anders ausgedrückt, des Figurationsprozesses steht ein fluktuierendes Spannungsgleichgewicht, das Hin- und Her einer Machtbalance, die sich bald mehr der einen, bald mehr der anderen Seite zuneigt.“ (ebd.)

In diesem Sinne verstehe ich Macht mit Blick auf Grenzziehungsprozesse als die Fähigkeit, eine legitime Definition zu setzen, wer es „verdient“ ausgeschlossen zu werden. Legitim ist eine solche Definition, wenn sie – und sei es auch nur für ein bestimmtes Setting oder innerhalb einer Subkultur – eine stabile Gültigkeit, einen moralischen Rückhalt hat. Ähnlich argumentieren Lamont und Molnár (2002, S. 168), wenn sie die Legitimation symbolischer Grenzen als Voraussetzung für soziale Grenzen betonen. Dabei sprechen sie aber nicht von der Macht zur Definition. Mit Elias Machtverständnis gesprochen können symbolische Grenzen nur zu sozialen Grenzen – und damit zum effektiven Tool für die Abkopplung von Ressourcen – werden, wenn es ein Machtdifferential diesseits und jenseits der Grenze gibt. Machtdifferentiale - oder wie Elias es nennt: Machtbalancen¹⁸ - müssen dabei nicht stabil und vor allem nicht automatisch mit einem hohen sozi-

¹⁸ Der Begriff „Balance“ wird von Elias eher kontra-intuitiv verwendet. Er soll eben nicht ein Gleichgewicht, sondern die Macht-Beziehung ausdrücken. Treibel 2008, S. 76f

alen Status verknüpft sein. Die oft angenommene Korrelation von Macht und hohem ökonomischen oder anderem Kapital steht keineswegs von vornherein fest. Die Fähigkeit zu symbolischen Grenzziehungen ist eher verbunden mit der Frage, in welchem Kontext um Machtbalancen gerungen wird.

Mit einer Plakataktion in Prenzlauer Berg möchte ich diese Grenzziehungen kurz illustrieren.

3.4 Wir sind ein Volk!

Am 9. November 2009 klebten an den Litfaßsäulen, Häuserwänden und Stromkästen Prenzlauer Bergs Plakate mit der Message:

**WIR
SIND
EIN
VOLK!
UND IHR SEID
EIN ANDERES**

OSTBERLIN, 9. NOVEMBER 2009

Es war kein Zufall, dass diese Botschaft zum 20jährigen Jubiläum der Grenzöffnung zwischen der DDR und der Bundesrepublik, respektive Ost- und Westberlins, öffentlichkeitswirksam präsentiert wurde. „Wir sind das Volk“ war die Parole frustrierter und mithin politisierter DDR-Bürger auf den Demonstrationen im Oktober und November 1989, nicht nur in Ostberlin, sondern auch in vielen anderen Städten der DDR. Bei dem Slogan „Wir sind das Volk“ ging es damals in erster Linie um ein deeskalierendes Signal an die DDR-Sicherheitskräfte, aber nicht zuletzt auch um die Forderung nach Mitbestimmung, der Umgestaltung „von unten“,

der Demokratisierung der DDR. „Wir sind das Volk, sind uns dessen bewusst geworden und stellen Forderungen an die Herrschenden!“ war die Botschaft. Später, also nach dem November 1989 ins Jahr 1990 hinein, hieß es dann nicht mehr „Wir sind *das* Volk“, sondern „Wir sind *ein* Volk“ mit Bezug auf die Forderung nach einer schnellen Wiedervereinigung, die von einem großen Teil der DDR-Bevölkerung, aber gerade nicht von den diversen oppositionellen Gruppen, artikuliert wurde. Ironischerweise bedienten sich die Urheber der Plakate von 2009 einer Parole, die explizit die Wiedervereinigung forderte, obwohl die Gesamtaussage des Plakates offenbar auf substantielle Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschen hinweisen sollte.

Der Inhalt dieser Plakate setzt einen kulturellen oder auch ethnischen Grenzmarker, der im ersten Augenblick noch nicht mit einer Bedeutung verbunden ist. Diese Bedeutung entsteht erst mit der Konstruktionsleistung des Betrachters. Dekodieren wir die Botschaft mit den oben diskutierten Konzepten zu Gruppenformierungen und Grenzziehungen, könnte die Message heißen: „Wir“, das sind die ehemaligen DDR-Bürger, „sind ein Volk“, das zusammengehört und „Ihr“, das andere Volk, seid die Leute aus dem Westen. Der „Westen“ oder die „Westler“ stehen hier symbolisch für eine privilegierte Kategorie, von der es sich abzugrenzen gilt. Als ich mich mit dem Ostdeutschen Uli (47) über dieses und andere Plakate unterhalte gesteht er:

„Ich äh, es klingt vielleicht nich nett, aber ich konnte diese Plakate zum Beispiel so'n bisschen so, mit heimlicher Schadenfreude verfolgen, hier mit den ‚Schwaben raus aus Prenzlauer Berg‘ oder so was, weil die Schwaben, die sind nur 'n Synonym dafür, da is ja alles Mögliche eben. Diese Karrieretypen eben, die eben sich hier breit machen.“

IP_2_252

Der „Schwabe“ ist nicht nur Westdeutscher, er ist eine besonders assoziationsreiche Figur des Privilegierten (siehe auch Kapitel 5) und eignet sich somit für sozio-ökonomische Grenzziehungen (Lamont 1992). Wenn sich von „Schwaben“ abgegrenzt wird, sind „Wessis“ gemeint; im Subtext der sozio-ökonomische Grenze steckt dabei immer auch eine ethnische Grenzziehung (Wimmer 2008b; Pates 2013).

Diese Wir-Die-Unterscheidungen spielen natürlich nicht in jeder Minute des Alltagslebens eine Rolle. Jedoch werden sie durch ein solches Plakat an Grenzorten zwischen Ost und West wie Prenzlauer Berg getriggert und so sozial signifikant für Ost- wie Westdeutsche. Im Verlauf dieser Studie wird geklärt werden müssen, wann und für wen die Definition von „Wir“ und „Die“ relevant wird.

Solche Plakat-Aktionen würde Rogers Brubaker als ein Projekt von „*ethnopolitical entrepreneurs*“ (Brubaker 2002, S. 168) bezeichnen, die zwar einen geringen Organisationsgrad aufweisen können und trotzdem bei den Plakatbetrachtern, wie zum Beispiel Uli, symbolische Grenzziehungen und Gruppengrenzen plausibilisieren und damit Dis/ Identifikationen erleichtern können.

„Reification is a social process, not simply an intellectual bad habit. As a social process, it is central to the practice of politicized ethnicity. And appropriately so. To criticize ethnopolitical entrepreneurs for reifying ethnic groups would be a kind of category mistake. Reifying groups is precisely what ethnopolitical entrepreneurs are in the business of doing. When they are successful, the political fiction of the unified group can be momentarily yet powerfully realized in practice. As analysts, we should certainly try to account for the ways in which-and conditions under which-this practice of reification, this powerful crystallization of group feeling, can work.“ (ebd., S. 166f)

Bei dieser Art von Gruppenformierungen kann dem Raum eine Schlüsselposition zukommen. Die Bedeutung nämlich, die mit dem Symbol „Schwabe“ verknüpft wird, entfaltet ihre Wirkung erst vollständig, wenn ihr Gebrauch mit dem Ort seiner Konstruktion in Passung gebracht wird. Egal, ob der Begriff in den Zeitungsredaktionen von Hamburg, Berlin oder New York kursiert, sein gemeinter Sinn eröffnet sich erst, wenn er im Kontext Prenzlauer Berg verwendet wird. Es macht keinen Sinn, jemanden in Hellersdorf oder Charlottenburg als Schwabe zu beschimpfen, nur weil er eine oder mehrere Eigenschaften hat, die Schwaben zugeschrieben werden. Und so wird das Symbol „Schwabe“ – bis auf weiteres – im diskursiven Wissen über den Prenzlauer Berg verbunden bleiben.

3.5 Schlussfolgerungen

Gruppen, wie die in Kapitel 2 vorgestellten Bewohner Prenzlauer Bergs, entstehen nicht einfach so oder waren schon immer da. Gruppen werden erst in Grenzziehungsprozessen gemacht (ob sie dies wollen oder nicht) und sind somit das Resultat komplexer Prozesse von Identifikation/Kategorisierung und Grenzziehungen. Insbesondere symbolische Grenzziehungen markieren Differenzen, die Orientierung bieten, wer zu „uns“ und wer zu den „Anderen“ gehört. Dabei müssen wir sorgfältig unterscheiden, wann eine Gruppe von uns als Forschende und wann eine Gruppe von den Akteuren selbst als solche definiert wird. Die simultane Identifikation und Kategorisierung sind das Kerngeschäft der sozialen Identität, wie Jenkins und De Swaan es vorgeschlagen haben. Unweigerlich führt unser alltägliches Identifizieren und Kategorisieren zur Konstruktion von Eigen- und Fremdgruppen. Diese Gruppen müssen keineswegs immer soziale Gruppen sein, deren Mitglieder sich kennen, miteinander interagieren oder eine gemeinsame Agenda haben. Die konstruierte Kategorie der Schwaben ist ein Beispiel dafür. Eine Kategorisierung an sich muss nicht problematisch sein. Führt sie allerdings zur Disidentifikation, also zu negativen Klassifikationen, kann sie den Weg frei machen zu symbolischen und sozialen Grenzziehungen. Um diese Konstruktionsprozesse sichtbar zu machen sollten wir, wie Brubaker vorschlägt, statt von Gruppen auszugehen eher die Kontexte in den Blick nehmen, in denen das Gefühl von Zugehörigkeit sozial relevant wird. Eines dieser Kontexte kann der Raum sein. Insbesondere Räume, in denen die Frage der Zugehörigkeit diskutiert wird, weil unterschiedliche Vorstellungen darüber bestehen, wer oder was dazugehört. Der Kampf um die Dominanz dieser konkurrierenden Vorstellungen lässt sich mit Lamonts und Molnárs Grenzziehungskonzept erfassen. Entlang symbolischer Kategorien - die nicht immer in erster Instanz „harte“ Sozialkategorien wie Klasse, Ethnizität oder Gender repräsentieren müssen - entscheiden wir in unserem Alltagsleben, wem wir sozial nah oder fern sind, wer dazugehört und wer nicht. Dafür nutzen wir manchmal eher subtile Kategorien, wie moralische Grundsätze oder kulturelle Dispositionen, die wiederum natürlich mit dem sozialen Status dies- und jenseits der Grenze verbunden sein können.

Die Fähigkeit symbolische und soziale Grenzen zu ziehen geht immer mit der Frage nach Macht einher, diese Grenzen zu legitimieren, zu naturalisieren und zu plausibilisieren, d.h. ihnen normative Gültigkeit, das Siegel der Rechtmäßigkeit zu verleihen. Gruppen oder Individuen markieren zu können ist eine Sache, sie wirksam von Ressourcen auszuschließen eine ganz andere. In dieser Hinsicht bleibt der Machtaspekt bei Lamont und Molnár zu unterbelichtet. Mit Elias' flexiblen und relationalen Definition von Macht als *Machtbeziehungen* interdependenter Akteure, in denen der Kontext und nicht automatisch der soziale Status die Macht zur Markierung der Anderen hervorbringt, sollten wir in der Lage sein, Machtdifferentiale zwischen Gruppen und die Konsequenzen symbolischer Grenzziehungen zu diskutieren. Die nächste Frage wird sein, wie diese Verbindung konzeptioneller Ansätze mit dem Raum zusammengedacht werden kann. Wie beeinflusst der Raum die Prozesse von Identifikationen, Kategorisierungen, Disidentifikationen und Grenzziehungen?

Kapitel 4 Die Wechselwirkung von räumlicher und sozialer Identifikation

Welche Bedeutungen haben Orte für uns? Die Frage mag zunächst trivial klingen, bei mehr Vertiefung ist sie alles andere als leicht zu beantworten. Der Begriff Bedeutung lässt sich auf zwei Skalen dimensionieren, 1) einer „wenig vs. viel Bedeutung“-Skala und 2) einer „Bedeutung A vs. Bedeutung B“-Skala. Zu *erstens*: Sind Orte überhaupt (noch) relevant bzw. wichtig für uns? Und zu *zweitens*: Wenn Orte relevant für uns sind, welche Bedeutung weisen wir diesem Ort genau zu und was hat diese Bedeutung mit uns (als Individuum und/oder Gruppe) zu tun? Wie kommen unterschiedliche Bedeutungen zu ein und demselben Ort zustande? Es geht also um den Zusammenhang von sozialer Identität (den Prozess von sozialer Identifikation und Kategorisierung) und Ortsidentität. Räume können aus sich selbst heraus keine Identität entwickeln. Die zugeschriebene Identität, das Image eines Raumes wird diesem immer von sozialen Akteuren in Form von Bedeutungen zugeschrieben, sei es von innen, also von den Bewohnern selbst, oder von außen. Wenn der Ort mit konkurrierenden Bedeutungen aufgeladen ist, sind symbolische Grenzziehungen möglich und wahrscheinlich. Die Frage die hier im Vordergrund stehen wird ist: Wie verbinden wir unsere soziale Identität mit Orten, die für uns von Bedeutung sind?

Das Ziel dieses Kapitels ist es die Begriffe soziale Identität und Ort mit einem Set an Konzepten zu organisieren und zusammenzuführen. Im Einzelnen sind dies die Konzepte Zugehörigkeit, kollektives Gedächtnis, Raum-Normen und Nachbarschaftsnutzung.

4.1 Von Space zu Place: dem Raum eine soziale Identität geben

Wie können wir Verbindungen zwischen Räumen und Individuen analytisch sichtbar machen? Obwohl es alltäglich und selbstverständlich ist, dass wir Orte bewohnen und auch darüber hinausgehend nutzen können, ist der Zusammenhang von uns und „unserem“ Ort kein Gegenstand alltäglicher Betrachtungen. Die Human- und Sozialgeographie und auch die Anthropologie hat mit dem *Place*-Konzept ein zentrales analytisches Instrument entwickelt, um den sozialen Prozess der Raumkonstruktion zu untersuchen. Orte (*places*) unterscheiden sich von

Räumen (*spaces*) insofern, als dass ihnen eine Bedeutung zugewiesen wurde (Tuan 1977; Relph 1976; Gupta und Ferguson 1992; Lofland 1998). Yi Fu Tuan macht den Unterschied klar, wenn er schreibt:

„‘Space’ is more abstract than ‘place’. What begins as undifferentiated space becomes place as we get to know it better and endow it with value. (...) Furthermore, if we think of space as that which allows movement, then place is pause; each pause in movement makes it possible for location to be transformed into place.” (Tuan 1977, S. 6)

Agnew und Livingston (2011, S. 23–24) fassen Orte analytisch in drei Dimensionen: *erstens* sind Orte schlicht und einfach Standorte (*locations*) im Raum; *zweitens* sind Orte *locales*, oder *settings*, in denen sich das Alltagsleben abspielt. Beispiele wären hier der Arbeitsplatz, Spielplätze, Cafés, oder das Haus bzw. die Wohnung. Auf einer dritten Ebene können Orte durch einen „*sense of place*“, der Identifikation mit dem Ort charakterisiert sein. Die letzteren zwei Dimensionen müssen, entsprechend meiner Forschungsfrage im Zentrum der weiteren Überlegungen stehen. Wenn wir Orte als *settings* betrachten, kommt die soziale Praxis von Akteuren zum Ausdruck. Diese soziale Praxis kann eng verknüpft sein mit der Identifikation mit Orten. Nehmen wir den performativen Aspekt von Jenkins sozialer Identität ernst, sind beide Dimensionen analytisch, aber nicht empirisch trennbar. In der sozialen Praxis wird Ortsidentität produziert, ein Image erzeugt, welches wieder auf die soziale Identität zurückwirkt. Der Raum wird - von uns mit Bedeutungen aufgeladen - zum Ort. Was aber kann Räumen für eine Bedeutung zugewiesen werden? Wie Lyn Lofland feststellt, wird Räumen immer, genauso wie Objekten, eine bestimmte Bedeutung zugewiesen¹⁹. Orte sind nicht einfach hip oder gefährlich, diese Bedeutungen schreiben wir ihnen zu. Dabei sollten wir zwischen einer internen und externen Bedeutungszuschreibung differenzieren, wie dies Permentier et al. (2007, S. 202–204) in ihrem Konzept der „Reputation“ von Nachbarschaften fassen. Die Reputation einer Nachbarschaft setzt sich demnach aus der zugeschriebenen Bedeutung und Bewertung der Nachbarschaft von Bewohnern und Nicht-Bewohnern zusammen. Diese Bedeutung und Bewertung vor allem von Nicht-Bewohnern, sei oftmals geprägt von der

¹⁹ Ein Kruzifix z.B. wird für unterschiedliche Individuen auch eine unterschiedliche Bedeutung haben.

Übernahme simplifizierender Images der Nachbarschaft (ebd., S. 203). Ich werde diese externen Zuschreibungen in der Medien-Diskursanalyse im nächsten Kapitel analysieren. Das Problem beim Konzept der Reputation von Permentier et al. ist, dass nicht der Prozess der Zuschreibung, sondern das Verhalten der Bewohner auf diese Zuschreibung im Fokus steht. Eine positive oder negative Reputation ist also der Ausgangspunkt ihrer Untersuchung. Wie diese generiert wird muss angesichts ihres Forschungsinteresses im Hintergrund bleiben. Deshalb werde ich meine Aufmerksamkeit weiter dem Konzept der sozialen Identität als Wechselwirkung von Identifikation und Kategorisierung widmen und die Reputation der Nachbarschaft als Resultat von Kategorisierungen im Sinne Jenkins im Auge behalten.

Ein wichtiger Punkt bei der internen wie externen Evaluation von Nachbarschaften betrifft die Frage der Macht, die nicht nur im nationalen Maßstab (Wer gehört an welchen Ort?), sondern in viel kleineren *settings*, wie zum Beispiel in Stadtteilen oder Kiezen, eine Rolle spielt (Gupta und Ferguson 1992, S. 13). Wichtig sind hier zwei Aspekte. Wer setzt die Agenda über die Zugehörigkeit zu Orten? Nationen bestimmen mittels des Status 'Staatsbürger' über genau diese Frage, während dies in kleineren lokalen Kontexten keineswegs in dieser Form rechtlich kodifiziert ist und unter Umständen diskursiv verhandelt wird (wobei natürlich auch die Frage der Staatsbürgerschaft immer wieder diskutiert wird, allerdings auf einer bestehenden rechtlichen Grundlage). Darüber hinaus kann die Frage der Zugehörigkeit von innerhalb und außerhalb des betreffenden Ortes gestellt werden. Innen sind es die Bewohner selbst, die mit der Zuschreibung von Bedeutungen implizit auch definieren, wer dazugehört und wer nicht. Bedeutungen können aber auch von außen, etwa von Stadtplanern, Stadtteil-Aktivisten etc., auf einen Ort projiziert werden, die keine biografische/identifikatorische Verbindung mit dem Ort haben müssen.

Nicht alle Orte, denen wir eine Bedeutung zuschreiben sind zwingend relevant für uns. Im Sinne der Überlegungen Tuans oben können wir an Orten verweilen, die wir interessant finden. Wir können Orte aber auch vermeiden, die uns abstoßen und wir können Orte durchqueren, die uns egal sind. Mich interessieren hier

die ersten beiden Varianten: Orte, die durch Zuschreibungen für Gruppen oder Individuen eine Bedeutung haben. Dabei geht es mir um die soziale Verbindung von Individuum/Gruppe und Ort. Diese kann emotional (Lofland 1998, S. 74), aber auch rational sein (was allerdings nicht der Untersuchungsgegenstand ist). Unsere emotionale Auseinandersetzung mit dem Ort ist – in negativer, wie in positiver Hinsicht - geprägt durch unsere eigene soziale Identität. Wenn wir Räumen eine Bedeutung zuweisen, identifizieren oder disidentifizieren wir uns mit bzw. von ihm.

Was bei der Analyse der Verbindung von Mensch und Ort möglichst vermieden werden sollte, ist eine räumliche Determinierung; und dies in zweierlei Hinsicht: Zum einen können Orte selbst nichts „tun“. Vielmehr sollten wir von einem gegenseitigen Einfluss von Ort und Individuum ausgehen (Schroer 2007, S. 40). Nicht der Ort selbst, sondern die ihm zugeschriebenen Eigenschaften haben soziale Konsequenzen (ebd., S. 41). Auch Gupta und Ferguson (1992, S. 12) warnen vor einer räumlichen Überdeterminierung, die Menschen und Orte als einander zugehörig naturalisiert. Vielmehr ist die Frage der Zugehörigkeit immer wieder umstritten. Dies macht die Verbindung von Orten mit Individuen bei aller Gravitation tendenziell instabil. Ähnlich wie Jenkins und De Swaan dies für die soziale Identität vorschlagen sind entsprechend auch räumliche Identifikation und Disidentifikation prozesshaft zu verstehen, weshalb wir von Ortsidentifikation statt von Ortsidentität sprechen sollten.

Gleichwohl müssen wir sorgfältig zwischen beiden Begriffen unterscheiden. Auch wenn wir mit Ortsidentifikationen eine soziale Praxis der Raumaneignung, oder auch nur die Definition der Mensch-Ort-Verbindung meinen, gibt es letztendlich auch immer ein Resultat, ein flüchtiges, manchmal auch beständiges Image, welches wir mit dem Ort verbinden. Dieses Image, das vermeintliche Wissen, wie und was ein Ort ist, kann durchaus in Form eines festen „Wissenskerns“ (Jäger und Jäger 2007, S. 32) existieren, auf den wir stets zurückgreifen, wenn wir Orte evaluieren. Umgekehrt hilft uns das Image eines Ortes bei der Identifikation mit oder der Disidentifikation von diesem.

Welche konzeptionellen Zugänge helfen uns nun, Ortsidentifikationen soziologisch einzuordnen? Nachfolgend möchte ich vier zentrale Komponenten der Verbindung von Ort und Bewohnern diskutieren. All diesen Aspekten von Identifikationen mit Orten werden wir später in den empirischen Kapiteln wieder begegnen und genauer untersuchen.

4.2 „(S)elective belonging“: Die Identifikation mit Orten

Verschiedene Stadtforscher haben sich mit dem Problem der Zugehörigkeit zu Orten beschäftigt. Dabei geht es vor allem um die Frage, was uns mit Orten verbindet und wie wir diese Verbindungen herstellen. Insbesondere im Kontext der Forschung zu Gentrification ging und geht es weiterhin um die Frage, wie die in aller Regel später zugezogene „*new cultural class*“ (May 1996) sich mit ihrem Wohnort in Beziehung setzt. Tim Butler und Kollegen sehen den Zusammenhang dieser Gruppe mit ihrem Wohnort vermittelt durch einen „*metropolitan habitus*“, der Bourdieus' (1987) Habituskonzept entlehnt ist. Zwischen dem Ort und seinen Bewohnern, so Butler, bestehe eine Anziehungskraft, die eine enge Verbindung erzeuge, da der Habitus der Mittelklasse, dem Habitus, oder besser dem Habitat, des Ortes entspreche. Gleichzeitig betont Butler (2003, S. 2481), dass es unterschiedliche Habitus geben könne, dass also verschiedene Fraktionen der *middle class* verschiedene Nachbarschaften mit „different style[s]“ als ihren Wohnort wählen (Butler und Robson 2003b, S. 1791).

„[I]mportant distinctions can be drawn amongst those living in the city, for whom different areas take on different meanings and associations that attract potential residents and then act on those who are settled there. We term this process the formation of a 'metropolitan habitus'“ (Butler und Robson 2003a, S. 9)

Butler erklärt so die Verbindung zwischen Individuum und Ort mit der Vermittlungsinstanz Habitus. Ähnliche soziale Positionen und kulturelle Praktiken werden mit einem bestimmten Ort verbunden. Der Ort wiederum nimmt so die sozio-kulturelle „Färbung“ seiner Bewohner an; ein Image wird über Bedeutungszuschreibungen kreiert. Dieses Image führe zu einer gesteigerten Attraktivität immer gleicher Nachfrager. So entstünden sozial exklusive, homogene Mittelklasse-Enklaven im Kontrast zu deren Rhetorik von Inklusion und Diversität (Butler 2003, S. 2471). Der Habitus produziert sein eigenes Habitat und umgekehrt.

Dirksmeier (2010, S. 454) kritisiert genau dieses Zirkuläre an Butlers Argument, dass wenig über die Herstellung und Charakteristika der Verbindung zwischen Individuum/Gruppe und Raum sagen könne. Interessant an Butlers Konzept ist dennoch, dass die Wohnortwahl nicht nur rational, z.B. ökonomisch mit Blick auf die Wertentwicklung der eigenen Immobilie, begründet sein muss, sondern Bewohner sich auch mittels ihrer sozialen Identität mit dem Ort verbinden können.

Savage et al. (2005) entwickeln genau diesen Aspekt konsequent weiter und fassen Ortszugehörigkeit im Kontext von Globalisierung mit ihrem Konzept des „*elective belonging*“.

„Individuals attach their own biography to their 'chosen' residential location, so that they tell stories that indicate how their arrival and subsequent settlement is appropriate to their sense of themselves. People who come to live in an area with no prior ties to it, but who can link their residence to their biographical life history, are able to see themselves as belonging to the area.“ (ebd., S. 29)

Der Vorteil der Idee des *elective belonging* gegenüber Butlers *metropolitan habitus* ist, den Entstehungsort des Habitus nicht automatisch der Metropole zuweisen zu müssen. Für diese Arbeit ist aber noch ein anderer Aspekt von Bedeutung. Savage et al. machen die Verbindung zwischen der eigenen Biografie und dem Wohnort im Konzept des *elective belonging* ganz deutlich. In der Terminologie der sozialen Identität könnten wir sagen: *elective belongs* identifizieren sich mit ihrem (neuen) Wohnort, indem sie Anteile ihrer Biografie mit dem Ort zu verbinden verstehen. Des Weiteren ist die Stärke dieser Verbindung zwischen sozialer Identität und dem Ort abgekoppelt von der Länge der Wohndauer. Savage et al. räumen hier rigoros mit den Vorstellungen der *community studies* bis in die 1970er Jahre hinein auf, welche Nachbarschaften mit Gemeinschaften von Alt-eingesessenen gleichsetzten und so die Spannungen zwischen diesen und Zugezogenen erklärten (ebd.). Die Idee, dass eine starke Verbindung mit dem Ort aus einer langen Ortsansässigkeit resultiere und damit Ressourcen monopolisiere, um Zugezogene wirksam von eben jenen Ressourcen auszuschließen (siehe z.B. Elias et al. 1993) gerät damit unter Druck. Savages Manchester Studie zeigte vielmehr, dass sich gerade Zugezogene (und hier vor allem jene mit ho-

hem kulturellen und/oder ökonomischen Kapital) viel mehr mit ihrem Ort identifizieren können, als die Alteingesessenen, die sich durch die Veränderungen ihres Ortes zunehmend fehl am Platz fühlen (Savage et al. 2005, S. 53). Die Identifikation der *elective belongs* gelingt zum einen, weil sie bewusst und freiwillig den Ort wählen, der zu ihnen passt (eine Frage der Ressourcen) und zum anderen, weil ihre – vor allem - kulturellen Bezüge zum Ort eben nicht nur lokaler Natur sind, sondern aus einer Vielzahl nicht-lokaler Einflüssen generiert werden, die sie relational mit ihrem Wohnort verbinden (ebd., S. 29). *Elective belongs* managen in diesem Sinne gleichzeitig räumliche Beständigkeit und einen mobilen, globalisierten Geist, der immer wieder auf andere Orte referenziert (ebd., S. 208) und so das Beste aus beiden Welten (nah und fern) am Wohnort verfügbar macht. Damit können *elective belongs* nicht nur deutlich besser mit Veränderungen umgehen, sie sind vor allem Teil dieser Veränderungen. Savage et al. machen damit klar, dass *elective belonging* zwangsläufig immer Komponenten der Identifikation von außen an einen Ort trägt. Es klingt fast so, als sei Doreen Masseys Plädoyer für eine globale Perspektive innerhalb des Lokalen Wirklichkeit geworden (Massey 1994, S. 146–156). Allerdings sind die Ergebnisse der Studie von Savage et al weniger optimistisch: Sich einem Ort zugehörig zu fühlen, heißt auch, sich mit und in diesem Ort sozial zu positionieren und ihn damit als Ressource zur Dominanz in verschiedenen Feldern, die mit dem Wohnort zusammenhängen, exklusiv nutzen zu können:

“(R)esidential space is crucial also in allowing people access to other fields, such as that of education, employment, and various cultural fields. One's residence is a crucial, possibly *the* crucial, identifier of who you are. The sorting processes by which people chose to live in certain places and others leave is at the heart of contemporary battles over social distinction.” (Savage et al. 2005, S. 207)

Ein starkes Zugehörigkeitsgefühl, gegründet auf der Wahlmöglichkeit: welcher Ort passt am besten zu mir (und meiner Familie), bietet also das Potential, dessen Ressourcen optimal nutzen zu können.

Da die Manchester-Studie die Ressourcenverteilung unterschiedlicher Bewohnergruppen nicht systematisch vergleicht, lernen wir wenig über die „*battles over*

social distinction“ (ebd.) und wie diese mittels konkurrierender Ortsidentifikationen in Stellung gebracht werden. Darüber hinaus untersuchen Savage et al. nicht die Images, die ihren Untersuchungsgebieten von außen, also nicht von den Bewohnern selbst, zugeschrieben werden. Tatsächlich gibt es neben dem Innen-Blick noch eine zweite Sichtweise auf den Ort: die Außen-Perspektive der Nicht-Bewohner. Denn nicht nur mit unserer eigenen Zuschreibungspraxis konstruieren wir die Identität von Orten. Auch mediale, diskursive Images von Orten prägen die Innen-Perspektive auf Orte mit (siehe die diskursiven Images in Kapitel 5), ohne dass die Bewohner immer die Möglichkeit haben diese zu beeinflussen. Dabei kann es durchaus zu einer Diskrepanz zwischen dem diskursiven Image von außen und dem eigenen Erleben kommen²⁰. Ein gutes Beispiel dafür ist der Blick von Sozialforschern und Planern aber auch medialen Berichten auf „Problemkieze“, die von deren Bewohnern noch lange nicht als solche empfunden werden, wie einige Studien zur Reputation von Nachbarschaften zeigen (siehe z.B. Permentier et al. 2007; Permentier et al. 2011; Watt 2006).

Aber auch die Vermarktung von Orten durch „*cultural intermediaries*“ (Zukin 1993; Featherstone 1993), und auch hier wieder mediale Images, schreiben dem Ort eine Identität zu. Das Zusammenwirken von Innen- und Außenperspektiven auf Räume macht diese in Prozessen von Identifikation und Kategorisierung überhaupt erst zu Orten; und manchmal zu umkämpften Orten. Orte können allerdings nur umkämpft sein, wenn sie für die Akteure (damit meine ich nicht nur die Bewohner) in irgendeiner Form wichtig sind. Dies bringt uns generell zu der bereits diskutierten Frage der Relevanz von Orten. Nicht alle Orte sind gleich wichtig für uns oder für Vermarktungsstrategien. Die Relevanz, die wir Orten beimessen, schließt aber vor allem die Frage ein, wie stark Orte mit uns verbunden sind.

Relevante Orte in diesem Sinne sind jene, die wir mit unserer sozialen Identität prägen (Halbwachs 1991, S. 127) und die uns und unsere Spielräume im Ort zu prägen imstande sind (Lossau 2012, S. 190). Anders als bei Butlers Idee des

²⁰ Ervin Goffman nennt diese Diskrepanz in seinem Stigma-Konzept das Auseinanderfallen von virtueller und aktueller Identität Goffman 1975, S. 10.

„*metropolitan habitus*“ findet diese Prägung aber nicht notwendigerweise nur am Ort selbst statt, sondern setzt sich aus verschiedenen überlokalen Erfahrungen und Instanzen zusammen.

Einen Raum zu prägen oder zu konstituieren heißt dann nichts anderes, als ihn mit seiner eigenen Version von Ortsidentität zu versehen, ihn in Passung mit sich selbst zu bringen, sich zu identifizieren. Für *elective believers* ist das ein weniger großes Problem, da sie sich zum einen bewusst für einen Ort entscheiden, der schon eine mehr oder weniger starke Überschneidung von Selbst und Ort aufweist. Darüber hinaus sind sie auch in der Lage, den Wohnort nach ihren Bedürfnissen zu gestalten, wie z. B. Jon May (1996), Tim Butler und Garry Robson (2003a) oder Susanne Frank (2011, 2014) zeigen konnten.

Paul Watt (2009, 2013) entwickelte das Konzept des elective belonging weiter, indem er darauf aufmerksam macht, dass die Verbindung von Selbst-Identität und Ort, insbesondere in sozial gemischten Räumen, nicht immer gelingt. In seinem Ansatz des selective belonging zeigt er, wie sich Zugezogene mit moderatem ökonomischen und kulturellem Kapital eng mit ihrer unmittelbaren Wohnumgebung, ihrer „Oase“, identifizieren und sich gleichzeitig von der weiteren Umgebung distanzieren (Watt 2009, S. 21). Diese Abgrenzung erklärt Watt mit dem instabilen *middle class habitus* der Zugezogenen, in dem Habitus und Feld nicht zusammenpassen:

“In Bourdieusian terms, the middle classes of London and the ROSE, and especially those with lower amounts of economic capital, are more likely to be forced into a trade off between ‘success’ in the housing field and ‘success’ in other fields such as education and consumption.” (Watt 2009, S. 22)

Auch in meiner Studie wird es um die selektive Zugehörigkeit zu Orten gehen. Ich möchte dieses *selective belonging* allerdings nicht wie Watt als Mismatch zwischen Feld und Habitus erklären. Mich interessiert eher, was sich hinter diesem Feld und diesem Habitus verbirgt, wenn auch mit einem anderen theoretischen Vokabular.

4.3 Das kollektive Gedächtnis als lokale Perspektive auf den Ort

Während sich *elective belongs* mit dem Wandel von Orten eher arrangieren können, kann die Überschneidung von Selbst und Ort für Alteingesessene durchaus problematischer sein, da der Ort hier seine spezifische Bedeutung für diese Gruppe unter Umständen verliert. Wir haben also auf der einen Seite Bewohner, denen der Ort, den sie bewusst gewählt haben, gewissermaßen auf den Leib geschneidert ist oder durch sie selbst maßgeschneidert wird, und auf der anderen Seite jene, denen ihr Ort verloren gegangen ist. Ein zweiter wichtiger Anschluss an die Verbindung von sozialer Identität und Ort ist deshalb das Konzept des kollektiven Gedächtnisses. Für Maurice Halbwachs ist das kollektive Gedächtnis fest mit dem Raum verbunden, wenn er schreibt: "So gibt es kein kollektives Gedächtnis, das sich nicht innerhalb eines räumlichen Rahmens bewegt." (Halbwachs 1991, S. 142). Halbwachs betont immer wieder das Spannungsverhältnis von Vergangenheit und Gegenwart und bettet sowohl den Raum als auch Prozesse von Gruppenformierungen in seine Überlegungen ein.

"Die lokalen Gewohnheiten setzen den Kräften, die sie zu verändern bestrebt sind, Widerstand entgegen, und dieser Widerstand erlaubt am besten wahrzunehmen, in welchem Maße das kollektive Gedächtnis sich in derartigen Gruppen auf räumliche Bilder stützt." (ebd., S. 133)

Die Bedeutungen, die wir Räumen zuweisen, unterscheiden sich - interpretieren wir Halbwachs' Ausführungen - gruppenspezifisch über kollektive Erinnerungen an vergangene Orte. Halbwachs konzeptioniert - ähnlich wie Jenkins bei der sozialen Identität - das Individuelle und das Kollektive als sich wechselseitig beeinflussende Komponenten und entwirft das kollektive Gedächtnis damit als ein essentiell soziales Phänomen, welches die individuellen Gedächtnisse rahmt ohne jedoch mit ihnen zu verschmelzen (ebd., S. 35). Das „Kollektive“ am Gedächtnis entsteht in Kommunikation und Interaktion, kurz: in der sozialen Praxis. Diese Praxis muss es nicht nur (wenn überhaupt) innerhalb fest gefügter sozialer Gruppen, die tagtäglich miteinander interagieren, geben, sondern kann sich in ähnlichen Überzeugungen in Diskursen um die vergangene Bedeutung von Orten ausdrücken.

Halbwachs geht von der Grundthese aus, dass jedes Erinnern eine Rekonstruktion der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart, d.h. beeinflusst durch den aktuellen Bezugsrahmen, ist. Diese Bezugsrahmen, oder wie Halbwachs sie nennt: *cadres sociaux* (soziale Rahmen), können z.B. die Familie, religiöse Gruppen, aber auch soziale Klassen oder Milieus sein (Halbwachs und Geldsetzer 1985). Die Bezugsrahmen, so Halbwachs, haben die Funktion von „Instrumente[n] (...) deren sich das kollektive Gedächtnis bedient, um ein Bild der Vergangenheit wiederzuerstellen, das sich für jede Epoche im Einklang mit den herrschenden Gedanken der Gesellschaft befindet.“ (ebd., S. 22f). Das kollektive Erinnern ist geprägt von und verknüpft mit einem aktuellen und einem vergangenen sozialen Kontext. Das kollektive Gedächtnis reproduziert durch Auslassungen, Hinzufügen und Umdeutungen eine selektive Vergangenheit (Halbwachs 1991, S. 55f).

Lokale Wandlungsprozesse scheinen immer wieder eine besondere Bedeutung für die Beschäftigung mit der Frage, was uns eigentlich mit Orten verbindet, zu haben. Die Dis/Identifikation mit Orten wird wichtig, wenn sich mit dem Ort auch dessen Bedeutung wandelt. Globalisierung bedeutet nicht, dass lokale Orte weniger wichtig werden (Featherstone 1993; Massey 1995; Savage et al. 2005); im Gegenteil: Gerade Wandlungsprozesse können als „Angriff“ auf die alte Ordnung des Ortes wahrgenommen werden, in dem sich dann alte und neue Bedeutungen gegenüberstehen. Wenn unsere Identifikation stark mit dem Ort verbunden ist, steht diese auf dem Spiel, wenn Orte ihre Bedeutung für uns verlieren. Wenn der Ort seine Bedeutung für uns verliert heißt das nicht, dass er uns nicht mehr prägen kann oder wir ihn nicht mehr prägen können: neben der Identifikation kann auch die Disidentifikation mit dem Ort die Verbindung mit diesem aufrecht halten, wie wir später sehen werden. Das Erinnern an den Ort von „früher“ kann dabei einen zentralen Stellenwert für die Bewertung des Ortes von heute einnehmen. Eine wichtige Frage in dieser Arbeit wird sein, wer welche Version der Vergangenheit wofür nutzt. Talja Blokland zeigte an einer Nachbarschaft in Rotterdam, dass Nostalgie nicht nur ein Beweinen der „guten alten Zeit“ bedeutet, sondern mit Grenzziehungen und Exklusionen verbunden sein kann (Blokland-Potters 2003; Blokland 2006).

Wenn wir also über umkämpfte Orte, oder besser: konkurrierende Identifikationen mit dem Ort, sprechen, spielt immer die Vergangenheit, manchmal im Gegensatz, manchmal in Übereinstimmung zur Gegenwart dieses Ortes, eine zentrale Rolle. Einen Gegensatz oder besser: ein Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird bei denen auftreten, die den Wandel von Orten negativ bewerten, während jene, die einen Wandel begrüßen, Gegenwart und Vergangenheit harmonisch zusammenbringen können.

Der Wandel von Orten kann auch mit dem Wandel von Normen einhergehen, die für einen bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit Geltung hatten – oder ihre Geltung bereits verloren haben. Das Erinnern an diese Normen kann dann zum Mechanismus für den Prozess der Disidentifikation werden. Deshalb ist auch der konzeptionelle Zugang zu Normen in Verbindung mit dem Raum von Bedeutung für diese Arbeit und wird uns im nächsten Abschnitt beschäftigen.

4.4 Raum-Normen: Selbst- und Fremdevaluation

Als Ausgangspunkt für diesen Abschnitt verwende ich zunächst eine sehr allgemeine Definition von sozialer Norm, die sich im Kern wenig von anderen unterscheidet:

„Eine Norm ist eine spezielle Richtlinie, eine Regel, die aussagt, wie man sich in bestimmten Situationen verhalten soll.“ (Rehberg 2007, S. 85)

Von dieser Definition ausgehend möchte ich den Begriff der Norm hinsichtlich der Dimensionen Raum und Zeit etwas spezifizieren und verwende Norm und Regel, so wie Karl-Siegbert Rehberg, synonym.

Physische Räume sind in vielerlei Hinsicht Räume, in denen spezifische Normen verbindlich sind. Das beginnt bei kleinen Raumeinheiten, wie der privaten Wohnung, geht weiter bei halb-öffentlichen Räumen, wie Schulen oder Restaurants, bis hin zu sakralen Räumen. All diesen Räumen ist eines gemeinsam: ein System von Normen welches dort Anwendung findet. Diese Normen können in den genannten und vielen anderen Räumen natürlich sehr unterschiedlich sein. Darüber hinaus gibt es verschiedene Mittel zur Durchsetzung von Normen innerhalb sol-

cher Räume. In Privatwohnungen sind es in aller Regel die Mieter oder Eigentümer selbst, die über die Einhaltung von Normen wachen. Kinder zum Beispiel erfahren hier ihre ersten Sozialisationen im Sinne von Normierungen, was in ihrem Zuhause erlaubt ist und was nicht. Wenn wir weitergehen sehen wir, dass beispielsweise in Restaurants oder Clubs eine Hausordnung existiert, die regelt, was erlaubt und verboten ist. Die Normen in Kirchen bedürfen dieser Erwähnung kaum noch, da der Ort und das dort angebrachte Verhalten fast intrinsisch miteinander verbunden zu sein scheinen (Lossau 2012, S. 190). Allerdings entwickeln physische Räume nicht aus sich selbst heraus solche Normen. Es gibt Normen, die wir mit bestimmten Orten verbinden, ohne dass wir uns diese jedes Mal auf Neue bewusst machen müssen. Kirchen, aber auch Warteräume, sind solche Orte: die ritualisierten Abläufe vom angebrachten Verhalten dort bleiben dabei oftmals ganz unhinterfragt: sie sind „Normalität“ – solange sie nicht infrage gestellt werden.

Goffman zeigt nichtsdestotrotz eindrucklich, wie stark das Verhalten auch außerhalb sakraler Räume geregelt sein kann und wie spezifische Orte einem unsichtbaren Regelsystem unterliegen:

„Wir sind gewohnt anzunehmen, dass sich die Anstandsregeln, die in sakralen Institutionen, etwa in Kirchen, herrschen, von denen des Arbeitsplatzes unterscheiden. Wir brauchen aber deshalb nicht zu glauben, die Normen an sakralen Orten seien zahlreicher oder strenger als jene am Arbeitsplatz, Während es einer Frau in der Kirche erlaubt sein mag, im Sitzen zu träumen oder sogar zu schlafen, kann von ihr als Verkäuferin in einem Modegeschäft verlangt werden, daß sie steht, aufmerksam bleibt, keinen Kaugummi kaut, daß sie lächelt, auch wenn sie mit niemanden spricht, und daß sie Kleider trägt, die sie sich kaum leisten kann.“ (Goffman 2003, S. 101f)

Auch in - auf den ersten Blick - weniger regulierten Räumen gibt es also Regeln. Nun ist Goffmans Beispiel gut 60 Jahre alt und inzwischen dürfte das Kaugummikauen von Verkäufer_innen auch in Modegeschäften Einzug gehalten haben. Dies verweist auf eine temporale Dimension: Normen können sich ändern, oder genauer, Normen werden verändert. Was heute Normalität ist, kann damals als Verstoß gegen die Norm betrachtet werden. Genau dieser temporale Aspekt von Normen ist eng mit dem kollektiven Erinnern verbunden. Das Lamento der „guten

alten Zeit“ steht in einem engen Zusammenhang mit dem Wandel von Normen und der damit verbundenen Rückbesinnung auf vergangene Normvorstellungen. Ich werde dies später intensiver diskutieren.

Normen verweisen gleichzeitig auf ein Setting, in dem sich das Befolgen von Regeln in Normalität ausdrückt. Barbara Misztal (2001) diskutiert den Begriff „Normalität“ zunächst unabhängig von Orten, weist aber implizit auf eine lokale Dimension von Normalität hin. Die Regeln, die Normalität erzeugen sollen, seien allerdings nicht universell gültig, sondern vom lokalen, situativen Kontext abhängig (ebd., S. 315). Dabei unterscheidet sie zwischen einer situativen (*situational*) und einer normativen Dimension von Normalität. Die situative Normalität basiere auf „our perception of the regularity of events and people's behavior“ (ebd., S. 314), während die normative Dimension „our classification of action as rule/normfollowing“ (ebd.) beschreibt. Vorhersehbarkeit, Beständigkeit und die Lesbarkeit der sozialen Ordnung seien dabei zentrale Voraussetzungen für eine situative Normalität. Vertrauen, so Misztal, ist dann das Ergebnis dieser situativen Normalität. (ebd.).

Interessant für diese Arbeit wird sein, wie eine situative Normalität mit der Bewertung der Nachbarschaft sowie deren Bewohnern verbunden werden kann. Wie trägt eine als situativ empfundene Normalität der Nachbarschaft zur Identifikation mit dem Ort bei? Kann es unterschiedliche Vorstellungen von Normalität an ein und demselben Ort geben? Wenn dem so wäre – und das Setting Prenzlauer Berg deutet darauf hin – ist der Verstoß gegen Regeln und deren Konsequenzen ein weiteres wichtiges Thema. Dann lässt sich fragen, welche Rolle die normative Dimension von Normalität spielt.

Das soziologisch Interessante an Regeln ist dann nicht mehr nur deren Einhaltung, sondern der Verstoß, die Abweichung von der Norm. In der Soziologie und hier insbesondere in der Kriminalsoziologie haben sich zwei Ansätze etabliert, die sich mit der Analyse von abweichenden Verhalten beschäftigen: dies waren zunächst ätiologische und später etikettierungstheoretische Ansätze (Lamnek 2013). Die ätiologische Perspektive konstatiert die Verstöße gegen Normen und versucht mit Blick auf die als deviant eingestuftten Akteure zu erklären, wie und

warum deren abweichendes Verhalten zustande kommt (Menzel und Wehrheim 2010, S. 512ff). Robert Merton (1963, S. 131–160) versuchte beispielsweise mit seiner Anomie-Theorie deviantes Verhalten zu erklären.

Den etikettierungstheoretischen Ansatz hat Howard S. Becker grundlegend geprägt. Im Gegensatz zur ätiologischen Perspektive geht der Etikettierungs- oder auch *Labeling*-Ansatz davon aus, dass deviantes Verhalten bzw. Normverstöße nicht einfach objektiv da sind, sondern sozial zugeschrieben werden. Zugespitzt hat Becker dies in dem Satz: „Der Mensch mit abweichendem Verhalten ist ein Mensch auf den diese Bezeichnung erfolgreich angewandt worden ist; abweichendes Verhalten ist Verhalten, das Menschen so bezeichnen.“ (Becker 2014, S. 31) Damit verschiebt sich das Forschungsinteresse vom Motiv bzw. von der Suche nach der Ursache von Abweichung hin zum Prozess der Aushandlung der Definition von Devianz (Vester 2009, S. 98). Diese Perspektive soll nun mein Ausgangspunkt für die Handhabung der Begrifflichkeiten Norm und Normverstoß sein. Normen sind nicht für die Ewigkeit in Stein gemeißelt, sondern werden in sozialen Interaktionen immer wieder neu ausgehandelt (Becker 2014, S. 129ff; Blumer 2009), wobei Aushandlungen sich nicht nur auf einen Kompromiss beziehen müssen. Becker (2014, S. 145–157) spricht vielmehr von einer Unternehmung „moralischer Kreuzritter“ (ebd., S. 145), die Normen mit der moralischen Kraft der Rechtmäßigkeit definieren. Hier geht es in erster Linie um den Inhalt von Normen. Es reicht allerdings nicht, den Inhalt von Regeln zu definieren, Regeln müssen durchgesetzt werden. Sowohl die Definition als auch das Durchsetzen von Normen ist immer mit Macht verbunden (ebd., S. 38). Gleiches gilt für die positive oder negative Sanktionierung der Abweichung von der Norm. Normen werden erst verbindlich, wenn sie sanktionierbar sind (Abels 2009b, S. 53). Dass Akteure Definitionsmacht besitzen heißt aber nicht, dass sie Abweichungen immer effektiv sanktionieren können. Nicht jedem „Vergehen“ folgt eine öffentliche Gerichtsverhandlung. „Deviantes“²¹ Verhalten kann in Alltagssituationen viel subtiler „bestraft“ werden: mit der symbolischen Grenzziehung gegenüber denje-

²¹ Aus der Perspektive von Becker kann deviant tatsächlich nur in Anführungszeichen stehen.

nigen, die von einer Norm abweichen. Eine weitere Variante ist die Stigmatisierung der Regelbrecher (Goffman 1975). Wie effektiv Grenzziehungen oder Stigmatisierungen als eine mögliche Konsequenz von Abweichung sind, bemisst sich am Grad der Legitimität der Normen selbst. Es sind also nicht nur die Normen selbst über die gestritten werden kann, sondern auch die Legitimation, die Rechtmäßigkeit dieser Normen steht zur Debatte.

An dieser Stelle möchte ich zu den Überlegungen der Verbindung von Norm und Raum zurückkehren. Wenn 1) abweichendes Verhalten sozial zugeschrieben wird, 2) über Normen und deren Gültigkeit in spezifischen Kontexten gerungen wird und es 3) in Räumen spezifische Normen gibt, heißt das auch, dass abweichendes Verhalten - unabhängig von übergeordnet geltenden Rechtsnormen - für bestimmte Räume unterschiedlich definierbar ist. Diese Definition der Norm wiederum ist mit der zugeschriebenen Identität dieser Orte verbunden. Ich spreche wieder bewusst von Orten im Gegensatz zu Räumen, da hier wieder Bedeutungen ins Spiel kommen, die dem Ort zugeschrieben werden. Diese Bedeutungen können sich mehr oder weniger stark unterscheiden. Individuen oder Gruppen sind erst in der Lage bestimmte soziale Praktiken an einem Ort positiv oder negativ zu bewerten, wenn sie eine Vorstellung davon haben, wie man sich an einem Ort zu verhalten hat und was dorthin gehört und was nicht. Die Folge dieser Klassifizierungen sind Partikularnormen an ein und demselben Ort. Diese Normen haben nun nichts mehr mit schriftlich fixierten Ge- und Verboten wie beispielsweise in Hausordnungen etc. zu tun. Sie sind ein informelles Regelwerk, welches, abhängig vom Grad der Legitimität, einen abweichenden Lebensstil (sei es die Art zu wohnen oder sich im öffentlichen Raum zu bewegen) sanktionierbar macht. Der öffentliche Raum, verstanden als soziales Setting des Sehens und Gesehen Werdens, ist ein idealer Ort für Klassifikationen von angebrachtem und nicht angebrachtem Verhalten. Hier treffen unterschiedlicher Individuen und Gruppen aufeinander, die – wenn auch subtil – einander bewerten. Wie diese Bewertung vor sich geht und wie die Inhalte der Bewertungen zur Klassifizierung von Bewohnern beiträgt werde ich im Kapitel 9 genauer untersuchen.

4.5 Nachbarschaftsnutzung: Profite aus Orten ziehen

Die letzte wichtige konzeptionelle Verbindung von sozialer Identität und Ort erschließt sich über die Nutzung des Ortes. Dabei lässt sich zwischen der praktischen und der symbolischen Nachbarschaftsnutzung differenzieren. Seine Nachbarschaft praktisch zu nutzen heißt, sie lokal und funktional, z. B. für Einkäufe, Restaurant- und Arztbesuche, aber auch um die Kinder in die örtlichen Kitas und Schulen zu schicken.

Die symbolische Nutzung heißt, sich mit seiner Nachbarschaft sozial und kulturell zu positionieren. Was genau bedeutet das? Ich möchte hier einige Beispiele zur Verdeutlichung geben: Der Gangster-Rapper, der sich auf seine *hood* oder, wie Sido in Berlin, auf seinen „Block“ bezieht, nutzt eine Nachbarschaft um zu zeigen, woher er kommt, wer er ist. Der hippe *hot spot* als Wohnort zeigt den Kommilitonen an, mit wem sie es zu tun haben. Den innerstädtischen Kiez mit seinen Kindern zu bewohnen, heißt, sich von dem „spießigen“, suburbanen Leben im Eigenheim mit Grün abzugrenzen. All dies sind symbolische Nachbarschaftsnutzungen. Mit der symbolischen Nutzung der Nachbarschaft zeigen wir an, wer wir sind – und wer wir nicht sind.

“Symbolic neighbourhood use includes people’s references to the place where they live as part of their self-definition and acts of socially situating, attributing meanings to where they live that help them define themselves - locally, or somewhere else. Symbolic neighbourhood use is thus a set of practices that, depending on the context, can serve identification as well as distinction.” (Blokland 2011, S. 187)

In der Terminologie der bisherigen Diskussion bestimmt die symbolische Nutzung der Nachbarschaft das Verhältnis unserer sozialen Identität in Bezug zur Identifikation mit dem Ort. Die praktische Nachbarschaftsnutzung, idealtypisch betrachtet, muss sich dagegen weder auf eine soziale noch auf eine Ortsidentität beziehen. Wir können viele Orte, neben unseren Wohnort, praktisch nutzen, ohne uns Gedanken darüber zu machen, ob und was dieser Ort mit unserer sozialen Identität zu tun hat. Die symbolische Nutzung allerdings ist fest mit unserer sozialen Identität verbunden. Wir können uns symbolisch auf einen Ort beziehen, indem wir seine Bedeutung auf uns beziehen. Wir können uns praktisch auf einen Ort beziehen, indem wir seine Infrastruktur nutzen; gleichzeitig kann auch diese

Nutzung symbolisch sein. Trotzdem ist eine rein symbolische Nutzung kaum möglich, denn Symboliken müssen immer auf eine Substanz (seien es Dinge, Praktiken oder auch Überzeugungen) verweisen, sonst sind sie inhaltlich leer (Cohen 1985, S. 17f). Insofern fällt die symbolische und praktische Nutzung tendenziell zusammen; interessant ist dabei die Wechselwirkung zwischen beiden Nutzungsformen. Ein wichtiger Aspekt der praktischen Nutzung ist die Sichtbarkeit der „Anderen“ im Kiez. Zwar müssen Vorurteile und Stereotypisierungen nicht immer lokal begründet sein (die Mediendiskursanalyse gibt einige Hinweise darauf), der alltägliche Weg durch die Nachbarschaft hilft aber dabei, diese zu aktualisieren und zu bestätigen. Die Differenzierung zwischen diesen beiden Nutzungsformen ist auf der konzeptionellen Ebene zwar enorm wichtig und fruchtbar, empirisch können sich jedoch beide Formen der Nutzung erheblich überschneiden und vermischen. Ich werde darauf zurückkommen.

Noch ein letzter Punkt ist mir wichtig: Wer symbolisch oder praktisch Nutzen aus (s)einer Nachbarschaft, oder genauer: aus der Infrastruktur dieser Nachbarschaft, ziehen kann, muss sich allerdings noch lange nicht mit ihr identifizieren. Während die praktische Nutzung eng mit der gebotenen Infrastruktur zusammenhängt, geht es bei der symbolischen Nutzung vor allem darum, der praktischen Nutzung *Sinn* zu verleihen. Was damit gemeint ist, möchte ich an einem kleinen Beispiel verdeutlichen: Die Sachen für mein Kind kann ich entweder bei „Baby Walz“ in einer beliebigen Shopping Mall kaufen (eine eher praktische Nutzung), oder aber zum Beispiel im „rasselfisch“ einem von inzwischen unzähligen Kindergeschäften in Prenzlauer Berg, welches so für sich wirbt:

„bevor produkte in unser sortiment aufgenommen werden, hinterfragen wir vieles. begonnen beim produktionsort, den arbeitsbedingungen, oder der beschaffenheit verwendeter materialien und farben. produkte mit einem umweltsiegel nehmen wir deshalb besonders gerne auf.“ (http://www.rasselfisch.de/formalitaeten/ueber_uns.html)

Diese Art von Infrastruktur produziert ein Image, welches den antizipierten Lebensstil der Konsumenten aufgreift und vermarktbar macht. Namen von Geschäften wie „Lila Lämmchen“, „Mia Mohnstreusel“, „Kronjuwel“ oder „Frauen und Kinder zuerst“ sind ein Statement mit dem Subtext: „Hier gibt es das Besondere, das Kreative und nichts ‚von der Stange‘ für dich und dein Kind“. Diese symbolische

Aufladung mit Bedeutung ließe sich bei anderen Infrastrukturen in Prenzlauer Berg, wie Cafés, Kneipen oder Restaurants, beliebig fortsetzen.

Dieses Image wiederum funktioniert nicht überall, sondern besonders dort, wo mit dem Ort ein bestimmter Lebensstil verbunden ist. Akzeptieren wir dieses Image als Konsumenten, vergewissern wir uns gleichzeitig, am richtigen Ort zu leben. Wenn also eine bestimmte Lokalität unseren Lebensstil ausdrücken kann, hilft uns dies bei der Identifikation mit dem Ort. Hier fallen die symbolische und die praktische Nachbarschaftsnutzung zusammen. Darüber hinaus wird der Ort selbst zu einer Marke: So wie Bosch für Bohrmaschinen, steht Prenzlauer Berg für etwas. Zum Beispiel für die besonderen Kindersachen, wie auch Kerstin findet:

„[Eine] Freundin von mir, die jetzt schwanger ist, die nicht in Berlin wohnt und die halt einfach auf-auf so Naturtextilien steht. Dann weiß ich sofort ah, Prenzlauer Berg. Da hab' ich dann natürlich gleich 'ne Auswahl an Läden >lacht<, wo es dann so 'ne Produkte gibt. (...) Also es ist halt- für Kinderbedarf ist es optimiert, absolut. Also du kriegst sehr geile Kinderspielsachen, du kriegst sehr geile Kinderklamotten, wenn du mal so richtig halt was Schönes kaufen willst so, ne.“ (IP_30_§36)

Die Möglichkeit der Nutzung dieser Infrastrukturen ist allerdings ungleich verteilt. Wer kleine Kinder hat, wird sich natürlich mehr für diese Art von Geschäften interessieren als Kinderlose und Eltern mit größeren Kindern. Die Höhe des kulturellen Kapitals kann mitentscheiden, wie wichtig Läden mit symbolischen Subtexten für uns sind. Finanzielle Spielräume hingegen können die Identifikation mit solchen Angeboten erleichtern oder einschränken. Aber auch die Akzeptanz oder die Ablehnung der mit den Symbolen transportierten Bedeutungen mag für unterschiedliche Bewohnergruppen eine Rolle spielen. In jedem Fall bleibt es eine empirische Frage die es später zu beantworten gilt: wer kann die Nachbarschaft wie nutzen und was hat diese Nutzung mit ihm oder ihr selbst zu tun.

4.6 Schlussfolgerungen

Wir können uns auf vielfältige Weise mit Orten verbinden. Die Konzepte des *belonging* und der Nachbarschaftsnutzungen helfen uns, Zugriff auf diese Verbindungen zu bekommen. Sich verbinden soll hier die Identifikation mit oder die Disidentifikation von der Nachbarschaft heißen. Beide Verbindungsformen sind zentral an die Bedeutung die wir dem Ort zuweisen gekoppelt. Die Frage ist, wie diese Bedeutungen mit unserer sozialen Identität als Gruppe oder Individuum verbunden sind. Bedeutungen werden einmal von „innen“, also von den Bewohnern selbst, und einmal von „außen“, in beiden Varianten über Images und Narrative, generiert. Beide Bedeutungszuschreibungen beeinflussen den Blick, mit dem wir auf unsere Nachbarschaft schauen. Sozial signifikant werden solche Zuschreibungen allerdings nur, wenn der Ort selbst eine Relevanz für die Akteure von Bedeutungszuschreibungen hat. Relevant sind Orte dann, wenn zwischen ihnen und Individuen oder Gruppen eine Wechselwirkung, eine „wechselseitige Beeinflussung“ (Schroer 2007, S. 41), besteht. Orte prägen uns und wir prägen Orte, wenn wir sie symbolisch und praktisch nutzen. Insbesondere die symbolische Nutzung ist eng mit der Produktion von Bedeutungen verbunden. Dabei geht es nicht nur darum zu entscheiden, ob die Nachbarschaft praktisch oder symbolisch genutzt wird, sondern wie sich beide Formen aufeinander beziehen und welche Konsequenzen die Nutzung für die Identifikation mit dem Ort hat.

Der Wandel von Orten wiederum trägt zur Diversifizierung von Bedeutungszuschreibungen, manchmal auch zur unmittelbaren Konkurrenz von früheren und heutigen Bedeutungen bei. Dieser temporale Aspekt zeigt auch, dass die Zugehörigkeit zu Orten als dynamischer Prozess zu fassen ist, in dem das kollektive Erinnern eine besondere Rolle spielt. Das Erinnern an die frühere Bedeutung hat Konsequenzen für die Beurteilung der heutigen Bedeutung. Mit dieser Beurteilung tritt der normative Aspekt von Orts-Zugehörigkeit in den Vordergrund. Normen variieren sowohl in der räumlichen als auch in der zeitlichen Dimension. Welche Norm wann und wo Geltung verliert oder Geltung erhält, steht nicht immer von vornherein fest, sondern ist das Ergebnis von Machtverhältnissen, in denen Normen mehr oder weniger stark durchgesetzt und Verstöße gegen die Norm sanktioniert werden.

Kapitel 5 Der Mediendiskurs und die Genese von Bedeutungen

Reiner Keller (2011, S. 8) definiert Diskurse „(...) als mehr oder weniger erfolgreiche Versuche (...), Bedeutungszuschreibungen und Sinn-Ordnungen zumindest auf Zeit zu stabilisieren und dadurch eine kollektiv verbindliche Wissensordnung in einem sozialen Ensemble zu institutionalisieren.“

Diese Definition ist ein guter Ausgangspunkt für die Analyse eines Teils des Mediendiskurses über den Prenzlauer Berg und seiner Bewohner. In diesem Diskurs werden, wie ich zeigen möchte, Bedeutungen nicht nur zugeschrieben, der Diskurs ist gleichzeitig die Arena konkurrierender Zuschreibungen. Permentiers (2007) Idee der Reputation von Orten zeigt, wie im vorangegangenen Abschnitt 4.1 gezeigt, wie der Ort als Kategorie erst durch Zuschreibungen von innen *und* außen komplett wird (ebd., S. 202–204). Diese Zuschreibungen sind, wie bei Jenkins (1996), Kategorisierungen. Wir kategorisieren Menschen wie Orte und versuchen so, Ordnung und Vorhersehbarkeit im Alltagsleben zu erzeugen. Nebenbei generiert diese Kategorisierung eine Wissensordnung, die allerdings keineswegs immer „kollektiv verbindlich“ (Keller 2011, S. 8) ist, sondern Ausgangspunkt für Grenzziehungen sein kann.

Im ersten Teil dieses Kapitels werden wir uns zunächst mit den Zuschreibungen von innen und außen beschäftigen. Innen bezeichnet eine Bewohnerperspektive, während außen eher einen überlokalen Blick einnimmt. Bei der Differenzierung von innen und außen geht es nicht in erster Linie um eine geografische Lokalisierung. Die Analyse von Online-Dokumenten (insbesondere bei Blogs und Kommentaren) lässt die zweifelsfreie Verifizierung der Autoren nur in seltenen Fällen zu. Da es mir aber nicht um die Identifizierung von Personen, sondern von (kontären) Wahrnehmungen und Deutungen geht, ist diese Zuordnung auch nicht relevant. In diesem Sinne ist die Innen/Außen–Metapher auch als eine im Diskurs konstruierte Insider/Outsider-Perspektive zu verstehen.

Für dieses Kapitel habe ich ein bedeutendes diskursives Ereignis, das Interview des bekannten deutschen Politikers Wolfgang Thierse in der Print- und Online-Ausgabe der Tageszeitung „Berliner Morgenpost“, ausgewählt. Interessant ist

aber nicht nur dieses Interview, sondern deren (überregionale) mediale Reaktionen in Form von Leserkommentaren.

Im zweiten Teil werde ich die Reichweite eines inhaltlich sehr ähnlichen Diskursthemas lokal begrenzen, indem ich drei aufeinander bezogene Artikel analysiere, welche auf der Online-Plattform „Prenzlauer Berg Nachrichten“ veröffentlicht wurden.

Ziel des Kapitels ist es, sich einen ersten Überblick über die Produktion von gegensätzlichen Bedeutungen über den Ort Prenzlauer Berg und dessen Bewohnern zu verschaffen. Welche Aussagen, Symbole und deren Bedeutungen lassen sich finden?

5.1 „Schwaben sollen ‚Schrippe‘ sagen“ – Symbole im Mediendiskurs

Ob Naivität oder gezielte Provokation: hätte der ehemalige Bundestagsvizepräsident und langjährige Bewohner einer Mietwohnung am Kollwitzplatz in Prenzlauer Berg Wolfgang Thierse geahnt, welche Wirkung der folgende kleine Ausschnitt aus seinem Interview in der Berliner Morgenpost vom 31.12.2012 haben würde, hätte er seine Aussagen vielleicht etwas moderater formuliert.

Berliner Morgenpost: „Können Sie dem Nachbarschaftsmix mit den vielen Schwaben und Latte-Macchiato-Muttis etwas abgewinnen?“

Thierse: „Was sollte ich dagegen haben, dass im Prenzlauer Berg besonders viele Eltern mit Kindern wohnen? Es ist schön, dass das kein vergreistes Stadtquartier ist. Es sind andere Dinge, die das alltägliche Zusammenleben manchmal strapaziös machen.“

„Ich ärgere mich, wenn ich beim Bäcker erfahre, dass es keine Schrippen gibt, sondern Wecken. Da sage ich: In Berlin sagt man Schrippen, daran könnten sich selbst Schwaben gewöhnen. Genau das gleiche mit Pflaumendatschi. Was soll das? In Berlin heißt es Pflaumenkuchen. Da werde ich wirklich zum Verteidiger des berlinerischen Deutsch.“
(Kain 2012)

Das Interview, oder präziser, die acht Zeilen aus dem Interview sind nur der Auftakt für eine größere Auseinandersetzung mit dem Thema „Schwaben“ bzw. Zugezogene, vornehmlich aus dem Westen Deutschlands. Keller (2011, S. 20) nennt solch polarisierende Interviews oder andere Texte, die am Anfang eines

Diskurses stehen „diskursive Ereignisse“. Beinahe jede größere regionale wie überregionale Tageszeitung hatte ihren ersten großen Aufmacher im Jahr 2013. Was dann folgte waren unzählige Leser-Kommentare zu den Artikeln, die mit Überschriften wie „Thierse vs. Schwaben. Duell am Kollwitzplatz“ (Berliner Zeitung), „Thierse beleidigt die Schwaben. Der Bundestags-Vize hat ein Problem mit seinen Nachbarn aus dem Ländle“ oder „Thierses Schwaben-Debatte: Ein Spießler gegen die Spießigkeit“ (Zeit Online) betitelt waren.

Im Interview selbst ging es zunächst gar nicht um die Beziehungen zwischen den Bewohnern Prenzlauer Bergs, sondern um die Verabschiedung Thierses als Vizepräsident des deutschen Bundestages. Mit der Frage des Interviewers nach dem „Nachbarschaftsmix mit den vielen Schwaben und Latte-Macchiato-Muttis“ wird jedoch ein hinlänglich bekannter Diskurs aufgegriffen, dessen Signalworte „Schwaben“ und „Latte-Macchiato-Muttis“ die Antwort schon vorstrukturieren. Dies ist exakt der Mechanismus von Diskursen, deren Eigenschaft es ist „Bedeutungszuschreibungen und Sinn-Ordnungen zumindest auf Zeit zu stabilisieren und dadurch eine kollektiv verbindliche Wissensordnung in einem sozialen Ensemble zu institutionalisieren.“ (ebd., S. 8). Wenn es im öffentlichen Medien-Diskurs um den Prenzlauer Berg geht, dürfen „Schwaben“ und „Latte-Macchiato-Muttis“ eben nicht fehlen. Der Interviewer verwendet diese Kollektivsymbole²² gegenüber Thierse und fordert damit implizit eine Stellungnahme von diesem heraus. Diese Stellungnahme, in Jägers Begrifflichkeit „Diskursposition“ genannt, verweist auf den politischen Standort eines Autors oder eines Mediums (Jäger und Jäger 2007, S. 28). Diese eigene Perspektive ist als analytischer Begriff insofern von Bedeutung, da sie oftmals wertend eingenommen wird, Urteile und Zuschreibungen generiert. Diskurspositionen füllen Kollektivsymbole mit Sinn.

Es scheint fast so, als ob Thierse sich dieser Suggestion im ersten Teil seiner Antwort noch entziehen kann und die Auffrischung bzw. Verjüngung seines Stadtteils begrüßt. Dann aber antwortet er genauso wie die Frage es von ihm

²² Drews et al. definieren Kollektivsymbole als „kulturelle Stereotypen (...), die kollektiv tradiert und benutzt werden“. Drews et al. 1985, S. 265; zit. nach. Jäger und Jäger 2007, S. 40

erwartet: er stellt, seine Diskursposition einnehmend, eine „verbindliche Wissensordnung“ her, indem er das Symbol Schwabe verwendet und dann erläutert, wie Schwaben in Prenzlauer Berg sind und wie sie dort eigentlich sein sollten.

Thierse: „Ich wünsche mir, dass die Schwaben begreifen, dass sie jetzt in Berlin sind. Und nicht mehr in ihrer Kleinstadt mit Kehrwoche. Sie kommen hierher, weil alles so bunt und so abenteuerlich und so quirlig ist, aber wenn sie eine gewisse Zeit da waren, dann wollen sie es wieder so haben wie zu Hause. Das passt nicht zusammen.“ (Kain 2012)

„Das passt nicht zusammen.“ Interpretierbar ist diese Aussage auf zwei Ebenen die irgendwie verbunden sind. *Erstens*: „Die ‚Schwaben‘ kommen wegen der urbanen Vielfalt und wollen dann doch alles wie ‚zu Hause‘“ wird als ein widersprüchliches Handeln wahrgenommen, das nicht „zusammenpasst“, und *Zweitens*: das Resultat dieses Handelns passt nicht nach Berlin. Zum Beispiel, dass in schwäbischen Bäckereien in Berlin nun erwartet wird, Wecken statt Schrippen zu bestellen. Als Ausweg aus dieser Widersprüchlichkeit empfiehlt Thierse die Anpassung an Berlin:

„In Berlin sagt man Schrippen, daran könnten sich selbst Schwaben gewöhnen.“ (ebd.)

Der Begriff „Schwabe“, den Thierse vom Interviewer übernimmt, sei es aus Bequemlichkeit oder Überzeugung, generiert eine wirksame Projektionsfläche sowohl für die zustimmenden als auch ablehnenden Reaktionen auf seine Aussage. Kollektivsymbole wie „Schwabe“ simplifizieren nicht nur, sie sind immer mehrdeutig (Jäger und Jäger 2007, S. 44). Auf die Mehrdeutigkeit von Symbolen wies bereits Cohen (1985, S. 15–19) hin: Die Bedeutungen, die wir Symbolen zuweisen, können stark voneinander abweichen und laden so zu Identifikationen und Disidentifikationen gleichermaßen ein. Mit der Empfehlung zur Anpassung wird hier aber auch gleichzeitig eine spezifische, informelle Ortsnorm gesetzt, die sich auf eine lokale Einheit (in diesem Fall Berlin als Ganzes) bezieht. Erst die von Thierse deklamierte Norm macht den Normverstoß sichtbar. Wir sehen gleich bei der Analyse der Leserkommentare, die auf das Interview, bzw. auf die Artikel zum Interview, reagieren, wie umstritten die im Interview reproduzierten Bedeutungen des Symbols „Schwabe“ sein können

Exemplarisch habe ich die Leserkommentare von zwei der Online-Artikel, die als Replik auf das Interview von Thierse erscheinen (regional: Berliner Zeitung; über-regional Frankfurter Allgemeine Zeitung) ausgewählt und analysiert. Die Inhalte der Kommentare zu beiden Artikel lassen sich grob in zwei Perspektiven, einer Innen- und einer Außenperspektive, unterteilen. Während die Innenperspektive Thierses Wahrnehmungen eher affirmativ aufnimmt, seine Argumente gewissermaßen vor Kritik von „außen“ schützt, nimmt die Außenperspektive fast durchgängig negativ Stellung zu Thierses Ausführungen.

5.2 Innenperspektiven: „[B]rauchen wir nicht. ein klinisch aufgeräumtes wohnzimmer“

Inhaltlich lässt sich die Innenperspektive am besten mit den Codes „Okkupation“ und „Missionierungsresistenz“ charakterisieren. Okkupation meint hier die als illegitim wahrgenommene Aneignung und Besetzung von Orten, während die Missionierungs-Metapher auf die kulturellen Transferbemühungen von West nach Ost anspielt. Mit „Missionierungsresistenz“ meine ich Aussagen in den Kommentaren, die den Widerstand oder zumindest das Unbehagen gegenüber solchen Bemühungen ausdrücken. Was mit Okkupation gemeint ist, liest sich bei dem Kommentar von „Hermann Grampp“ so:

„Die Volksgruppe, die hier am breitmäuligsten auftritt, das sind die Schwaben, die sich zum Teil verhalten, als hätten sie den Bezirk und Berlin erfunden. Wer hier nicht lebt und dies nicht erlebt, kann nicht mitreden. Auch innerhalb Deutschlands gilt es, Gepflogenheiten anderer Regionen zu übernehmen, zumindest zu achten. Der Schwabe jedoch okkupiert, verpflanzt seinen Kleinstadt-Habitus in die Hauptstadt und missbilligt breit schwäbelnd den lokalen Zungenschlag“ (Kommentar in der FAZ: 02.01.2013 21:56)

Hier wird das Kollektivsymbol „Schwabe“, ganz wie bei Wolfgang Thierse, inhaltlich mit Sinn gefüllt: er „okkupiert“, transferiert also die Sinnordnung seiner Herkunftsregion - den „Kleinstadt-Habitus“ - an seinen jetzigen Wohnort. Wir werden bei den Außenperspektiven später sehen, wie mehrdeutig Kollektivsymbole sein können und das Symbol „Schwabe“ eine ganz andere Bedeutung bekommt. Was aber im Subtext erkennbar ist, sind Fragmente aus dem deutschen Einwanderungsdiskurs. Als Diskursfragmente versteht Jäger (2007, S. 29f) thematisch homogene Texte, die als Elemente oder Bausteine zu Diskursträngen verknüpft

werden. Diskursstränge sind „thematisch einheitliche Diskurverläufe“ (ebd., S. 25). Diskursfragmente können in den unterschiedlichsten thematischen Kontexten aufgerufen werden, müssen aber in irgendeiner Weise mit dem Hauptthema des Diskursstranges kompatibel sein - oder gemacht werden. Die kreative Gestaltung dieser Verknüpfung ist nun die Aufgabe der Diskursproduzenten und wird Diskursverschränkung genannt (ebd., S. 29f). Autoren können so unterschiedlichste Diskursfragmente geschickt kombinieren und an einen Diskursstrang (mit)konstruieren (wer dies kann und wer nicht, wird später zu beantworten sein). Auf diese Weise können die am Diskurs Beteiligten einem Diskursstrang – entsprechend ihrer Diskursposition - eine neue inhaltliche Wendung geben, also die Diskursrichtung beeinflussen. Ein zum Einwanderungsdiskurs passendes Fragment wäre zum Beispiel das Thema „nationale Identität“ (ebd., S. 197). Dieses Fragment ist als Element in ganz unterschiedlichen Diskurssträngen verwendbar und kann jedes Mal etwas anderes bedeuten. Wir können, je nach Diskursposition, das Thema nationale Identität affirmativ oder pejorativ mit einem Diskursstrang verknüpfen. Dies macht die Technik der Diskursverschränkung so manipulativ und effektiv. Mit dieser Verschränkung, also der spezifischen Mixtur von Diskursfragmenten, entwerfen die Diskursbeteiligten eine mehr oder weniger kohärente Narration. Die Mixtur ist kein Zufall, sondern bezieht Diskursfragmente ein, die dem aktuellen Diskurs eine bestimmte Grundierung geben, die je nach Diskursposition variieren kann. Eines dieser Fragmente ist die Adressierung an die Einwanderer, sich den Normen und Werten (das was im Kommentar „Gepflogenheiten“ genannt wird) der Aufnahmegesellschaft anzupassen. Sprich: die Schwaben sollen sich der lokalen Kultur anpassen. Ich werde im Verlauf der Analyse zeigen, dass einzelne Fragmente aus dem Einwanderungsdiskurs auf beiden Seiten verwendet werden, um die Argumentation zu stützen. Interessant dabei ist, dass sich die Kontrahenten ähnlicher Diskursfragmente bedienen, die sich inhaltlich plötzlich gegenüber stehen.

Zurück zur Analyse der Kommentare. Der Code Missionierungsresistenz ist eng mit dem Code Okkupation verbunden, weil die wahrgenommene Okkupation oft

mit der Tendenz zur Missionierung der „Eingeborenen“²³ einhergeht. Als Reaktion darauf folgt eine Art von Missionierungsresistenz, die sich beispielsweise in „Clairens“ Kommentar zeigt:

„Ich kam vor Jahren auch mal aus der Ecke nach Berlin und schämte mich für andere Wessis, die meinten, sie könnten ihre so genannte Kultur einfach mitbringen. (...) Die Berliner benötigen keine Brauchtums-Entwicklungshilfe aus dem Südwesten.“ (Kommentar in der Berliner Zeitung: 03.01.2013 09:48 Uhr)

Unzweifelhaft geht es hier um mehr als nur um zugezogene Schwaben und die Szene Prenzlauer Berg. Die „Missionierung“ der Ostdeutschen zu Marktwirtschaft und westdeutschen Wertvorstellungen und der reflexhafte Widerstand der Ostdeutschen sind Elemente eines Ost-West Diskursstranges, der schon so alt ist wie die Wiedervereinigung selbst und fortwährend weitergeführt wird. Resultat und Mittel dieser Debatte sind populäre Kollektivsymbole wie „Jammerossi“ und „Besserwessi“: der undankbare Ostdeutsche, der sich gegen alles - außer den finanziellen Transferleistungen - aus dem Westen wehrt und unentwegt jammert, und der arrogante Westdeutsche, der alles besser weiß und kann und permanent auf seine Hilfeleistungen aufmerksam macht. Kommentare wie der folgende von „Valluga“ zementieren das Wissen über die Anderen und festigen gleichzeitig das Selbstverständnis der eigenen Gruppe:

„Ja ihr lieben Mitbürger dieses Landes, das haben wir nun davon, dass wir die "einzig wahre Demokratie" die auf deutschem Boden je bestanden hat vor dem Ruin bewahrt haben. Wir, die westdeutschen Mitbürger, die dazu beigetragen haben, dass 'Herr' Thierse nun seit über zwanzig Jahren frei seine Meinung äußern kann. Der 'gnädige Herr' fühlt sich belästigt von seinen eigenen Landsleuten, die in seinen -offensichtlich nur ihm und seinen 'Getreuen' vorbehaltenen Stadtbezirk- 'eingedrungen' sind. (Kommentar in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung: 02.01.2013 19:10)

Der ungezogene Ziehsohn Thierse, seinerseits maßgeblicher Akteur der DDR-Bürgerrechtsbewegung, dem - ob seiner untragbaren Aussagen, hier auch das „Herr“ verwehrt wird – steht in diesem Kommentar als Symbol einer undankbaren

²³ Dieser Gedanke kommt nicht von ungefähr: In der ersten Hälfte der 1990er Jahre wurde die Sonderzahlung für Westbeamte, welche die Verwaltungsumstrukturierung in den neuen Bundesländern organisierten, als „Buschzulage“ bezeichnet. Eine Analogie findet sich bereits für das kaiserliche Beamtenkorps, welches für die afrikanischen Kolonialgebiete des Deutschen Reichs eingesetzt wurde.

ostdeutschen Gesellschaft. Gleichzeitig wird auf die Verdienste der „westdeutschen Mitbürger“ aufmerksam gemacht. Dieses – manchmal etwas paternalistische – Selbstverständnis der Westdeutschen gegenüber den Ostdeutschen hat natürlich auch eine ökonomische und nicht nur eine kulturelle Basis, und wir werden dies bei der weiteren Diskussion der Außenperspektiven aufgreifen. Während die oben genannte Innenperspektive auf die Ost-West-Auseinandersetzungen und teilweise auf den Einwanderungsdiskurs abstellt, können wir bei der Außenperspektive einen deutlicheren Bezug zum Einwanderungsdiskurs erblicken. Aber auch der stark ökonomisch geleitete Berlin-Diskurs spielt eine wesentliche Rolle.

5.3 Außenperspektiven: „Quod licet muslimischen Migranten, non licet Schwaben“

„Was muslimischen Migranten erlaubt ist, ist den Schwaben nicht erlaubt“ ist die sinngemäße lateinische Übersetzung einer Kommentarüberschrift, welche die Richtung des Rassismusvorwurfs gegenüber Thierse aus der Außenperspektive treffend auf den Punkt bringt. Auch der Diskurs über Rassismus ist im vereinigten Deutschland hinlänglich bekannt. Hier geht es jedoch darum, das SPD-Mitglied Wolfgang Thierse eines linken Rassismus zu überführen, wie dies zum Beispiel ein Kommentar von „Wolfgang Weinmann“ illustriert:

„Herr Thierse zählt zu den Politikern, die ihre Toleranz gegenüber fremdkultureller, orientaler Zuwanderung mitsamt der damit verbundenen Nebenwirkungen tagtäglich beweisen. Der Rassismus wird dafür an den Deutschen ausgelebt. Typisch Linksrün.“ (Kommentar in der FAZ: 03.01.2013 00:08)

Wieder wird ein thematisch anderes, aber dennoch kompatibles Diskursfragment mit dem eigentlichen Diskursstrang verschränkt: die „linksrüne“ Weltanschauung zeigt ihr wahres Gesicht, indem sie gegen ihr eigenes Gebot von „Multikulti“ verstößt. Wenn die „fremdkulturelle, orientale Zuwanderung“ im Gegensatz zur Zuwanderung von Deutschen (Schwaben) begrüßt wird, handele es sich um linken Rassismus, so suggeriert der Kommentar.

Bevor wir die Inhalte, also das „Was?“, der Außenperspektiven weiter analysieren, scheint mir an dieser Stelle die Frage wichtig, wer eigentlich wie an Diskursen beteiligt ist. Wer produziert den Text, wer rezipiert ihn und wer hat Zugang (Allolio-Näcke 2010, S. 667)? Diesbezüglich können wir die Struktur der Diskurses auf mindestens zwei Ebenen analysieren: zum einen bestimmen die Autoren der Artikel die inhaltliche Bandbreite, kondensieren dabei ein Thema auf wesentliche Bestandteile und Schlagworte, und machen es so zu einem überschaubaren Diskussionsangebot. Auf einer zweiten Ebene können Leser das Diskussionsangebot annehmen und mit der Kommentarfunktion auf den Artikel ihre Sicht der Dinge entfalten. In diesem Sinne also sind auch sie Beteiligte an einem öffentlich geführten Diskurs. Die Unterscheidung der zwei Ebenen ist deshalb wichtig, weil *erstens* nicht jeder in der gleichen Form an Diskursen beteiligt sein kann, oder will, und *zweitens* die zwei Ebenen hierarchisch zueinander stehen. Zum ersten Punkt: Wer macht von der Möglichkeit zur Diskursbeteiligung überhaupt Gebrauch und wer nicht? Nicht jeder, der über einen Computer und einen Internetanschluss verfügt, schreibt auch Kommentare zu einem bestimmten Thema. Dies ist aber nicht nur abhängig von den materiellen Ressourcen, sondern auch vom Ausmaß des Interesses und der Fähigkeit, den Diskurs mitzubestimmen. Dafür bedarf es wiederum spezifischer Ressourcen, wie zum Beispiel kulturellem Kapital. Dieses kulturelle Kapital, verstanden als Fähigkeit einen eigenen Standpunkt zu entwickeln, zu kommunizieren und zu behaupten, lässt dann einige am Diskurs teilnehmen und andere eben nicht. Wir haben es entsprechend mit einer selektiven Auswahl von Akteuren zu tun, die allerdings nicht als Experten zum Thema missverstanden werden dürfen. Zum zweiten Punkt: Wie ist das Verhältnis von Artikel und Kommentaren bzw. deren Verfassern zu charakterisieren? Die Verfasser eines Artikels bestimmen Zeitpunkt, Inhalt und die Grenzen der Diskussion, also das Diskursfeld (Wuthnow 1993, S. 13; zit. in: Keller 2011, S. 43). Nicht zuletzt bestimmt auch der Forschende über die Inhalte und Grenzen von Diskursen mit. Allolio-Näcke (2010, S. 667) macht in seiner Methodenkritik darauf aufmerksam, dass die Diskursanalyse selbst immer auch die Diskursposition in Form einer interessengeleiteten Verknappung des Diskurses durch den Forschenden beinhaltet.

Wir können also festhalten, dass Autoren von veröffentlichten Artikeln das Diskursfeld mit ihrer eigenen Diskursposition vorgeben, während die dazugehörigen Kommentare der Leser zwar nur auf das Diskursfeld reagieren, aber ebenso eine Diskursposition entwickeln können und dies in der Regel auch tun. Diese Diskurspositionen können Inhalte von Diskussionen nicht nur mitbestimmen, sondern auch verändern und verbreitern.

Hier haben wir ein weiteres Phänomen: Diskursfragmente tragen zu Diskurssträngen bei, indem die Produzenten dieser Fragmente aus einer spezifischen Perspektive, einer Weltanschauung, argumentieren, die thematisch nicht notwendigerweise passen muss, dann aber vom eigentlichen Diskursbeteiligten übernommen wird. Damit werden Diskurse zugleich anschlussfähig und unübersichtlich. Das Einsickern von irgendwie kompatiblen Diskursfragmenten lassen Diskurse nicht nur personell sondern auch inhaltlich ausufern. Das erklärt, dass wir beim Diskursstrang „Schwaben und Prenzlauer Berg“ plötzlich Fragmente aus der Debatte um linken Rassismus finden, wie zum Beispiel auch bei „Walther Schmidt, alias silitoe“.

„Wie kann sich ein Flüchtling aus Breslau namens Thierse über die Schwaben in Berlin aufregen? Wenn er ein wenig Mumm hätte, würde er etwas über die Situation in Kreuzberg und Neukölln sagen. Aber dafür reicht sein Mumm wohl leider nicht.“ (Kommentar in der FAZ: 02.01.2013 21:02)

Hier soll und kann nun nicht jedes einzelne und abseitige Diskursfragment auf seine Ursprünge hin untersucht werden. Wichtiger ist die Erkenntnis, dass jeder Diskursstrang mit den unterschiedlichsten Diskursfragmenten unterfüttert ist, die sich im „diskursives Gewimmel“ (Jäger und Jäger 2007, S. 25) finden lassen.

Dementsprechend finden wir immer wieder neue Fragmente, wie die Narration des bankrotten Berlin. Auch dieses ist Teil eines älteren, gut etablierter Diskursstranges, dessen Elemente noch weit in die Zeit des „alten“ hochsubventionierten West-Berlins hineinreichen, welches über die Jahrzehnte der deutschen Teilung am „westdeutschen Tropf“ hing. Der Tenor der aktuellen Argumente lässt sich in einer These zusammenfassen: Die Berliner sollten dankbar sein, denn ohne den

Zuzug einkommensstarker Gruppen und die finanziellen Hilfen aus dem Südwesten Deutschlands (gemeint sind hier in aller Regel Baden-Württemberg und Bayern), sei Berlin nicht lebensfähig. Die in den Innenperspektiven festgestellte Missionierungsresistenz lässt sich gut mit dieser Weltsicht kontrastieren, indem uns der Kommentar erklärt, warum sich die Berliner doch missioniert lassen müssen:

„Welche Kultur der Berliner ist hier gemeint? Esskultur? Trinkkultur? Dreck überall liegen lassen? Bei Galerien kommt die größte 'Volksgruppe' der Eigentümer aus BaWü. Durch den Länderfinanzausgleich werden Theater und Museen finanziert.“ (Kommentar in der Berliner Zeitung: 02.01.2013 21:02)

In fast schon kolonialer Manier wird die „Kulturlosigkeit“ der Berliner thematisiert, die auf das Unternehmertum der „Eigentümer aus BaWü“, also Baden-Württemberg, angewiesen sind, um überhaupt als (Kultur-)Hauptstadt anerkannt zu werden. Ganz ähnlich wie in politischen Diskussionen zwischen den Geber- und Nehmerländern des Länderfinanzausgleichs²⁴ wird auch hier darauf bestanden: „Wer zahlt, hat das Sagen“:

„Übrigens Herr Thierse.. wissen Sie, wer Ihre absurd hohen Diäten bezahlt? Kleiner Tipp: das arme, sexy Berlin ist es nicht. Das kostet nur Geld. Es ist ja angenehm, wenn man schon selbst nichts produktives leistet, die Kohle von Bayern und Schwaben [Baden-Württemberg, d. Verf.] zu kassieren, Herr Thierse. Aber müssen die sich auch noch im schönen Berlin breit machen? Es reicht doch wenn jedes Jahr die Milliarden dorthin überwiesen werden, gell? Aber schön, dass Sie Zeit finden andere Volksgruppen anzupöbeln, sonst haben Sie ja sicher nichts zu tun. Läuft ja allet prächtig in der Hauptstadt, wa?“ Michael Eichler (7aramiso) (Kommentar in der FAZ: 02.01.2013 19:03)

In diesem Zitat finden wir nicht nur das ökonomische Argument, mit dem die Zuwanderung legitimiert wird, auch das Kollektivsymbol „Schwabe“ wird in diesem Zusammenhang mit einem neuen Sinn gefüllt: Er ist nicht mehr der „Okkupant“,

²⁴ Der Länderfinanzausgleich in Deutschland ist der zentrale Hebel um die ungleiche Finanzkraft der Bundesländer auszugleichen. Die drei größten Geberländer sind Bayern, Hessen und Baden-Württemberg, die Haupt-Nehmerländer sind Berlin und das gesamte Ostdeutschland. Im Jahr 2013 erhielt Berlin über den Finanzausgleich 3,3 Milliarden EUR. Regelmäßig versuchen die Geberländer gegen diese Umverteilung von Steuergeldern gerichtlich vorzugehen. Der Streit um die Umverteilung veranlasste die Berliner Senatsverwaltung für Finanzen, ein Papier mit dem Titel „Länderfinanzausgleich - Behauptungen und Tatsachen“ online zu stellen, in dem mit dem Mythos vom über seine Verhältnisse lebenden Berlin aufgeräumt werden soll. (http://www.berlin.de/imperia/md/content/senatsverwaltungen/finanzen/zentrales/leitung/lfa_tatsachen_und_behauptungen.pdf?start&ts=1343836657&file=lfa_tatsachen_und_behauptungen.pdf, 24.7.2014)

der seine „Kleinstadt-Habitus“ nach Berlin verpflanzt, wie noch in der Innenperspektive – er bringt auch und vor allem das Geld mit. Und nicht nur das: das Geld hat er, weil er über Tugenden verfügt, die insbesondere den Berlinern nicht zueigen sind, wie der folgende Kommentar feststellt:

„Schwaben in Berlin: das ist ein Kapitel für sich, es gibt sie dort ebenfalls in rauen Mengen. Urschwäbische Laute hört man überall. – Sollen sie doch froh sein, die hoch stützebedürftigen Berliner, über kulturelle Auffrischung aus dem fleißigen Schwaben. Denn eines sage ich Herrn Thierse: Mir messet ons onsre Wecka net von andere zahla lossa [Wir müssen uns unsere Brötchen nicht von anderen zahlen lassen, HS]!“ (Kommentar in der Berliner Zeitung: 02.01.2013 17:20)

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf die Mehrdeutigkeit von Kollektivsymbolen verweisen: Das Symbol des „Schwaben“ vereint auf der identifikatorischen Seite Tugenden wie die kulturelle Erneuerung und die finanzielle Unterstützung Berlins, oftmals durch dessen Abwertung als rückständige und gierige Metropole. Die disidentifikatorische Seite des Symbols hingegen entwirft das Bild des kleinbürgerlichen Spießers, der seine ökonomische Macht dazu nutzt um seinen Lebensstil nach Berlin zu transferieren, der dort nicht passt. Die Diskursbeteiligten generieren entlang des diskursiven Ereignisses „Thierse-Interview“ die symbolische Figur des „Schwaben“, auf den sowohl Makel wie Tugenden projizierbar sind. Die Hintergrundorchestrierung für diese gegenteiligen Argumente bilden die unzähligen Diskursfragmente, die mit der Debatte verwoben werden.

Am Anfang des Kapitels habe ich bereits darauf hingewiesen, dass die Herkunft der Verfasser von Blogs und Kommentaren kaum verfolgbar ist: jemand kann sich als Berliner ausgeben und tatsächlich aus Bayern kommen und umgekehrt. Was aber dennoch auffällt ist, dass die meisten Kommentare, die ich den Außenperspektiven zurechne, nicht in der Berliner Zeitung, sondern in der überregionalen Frankfurter Allgemeinen Zeitung erschienen sind. Mit einiger Vorsicht lässt sich hier argumentieren, dass die Diskussionen um die Schwaben in Prenzlauer Berg nicht nur lokal generiert werden. Dann könnte es interessant sein wie die Debatte auf der lokalen Ebene geführt wird. Auch wenn wir hier mit einem ähnlichen Problem der zweifelsfreien Verifizierung der Autoren konfrontiert sind, lässt sich fragen: Wird lokal eine ähnliche Argumentation verfolgt und welche neuen

Argumente kommen hinzu? Eine Frage für die späteren Kapitel wird sein, ob und wenn ja, wie der Diskurs Eingang in die Argumente meiner Interviewpartner findet.

5.4 Bionademenschen vs. Eisenbieger

Die Prenzlauer Berg Nachrichten (PBN) sind eine Online Plattform, die es sich seit 2010 zur Aufgabe gemacht haben, das Feld der Bezirksberichterstattung zu besetzen, aus dem sich „[d]ie Berliner Hauptstadtzeitungen (...) in den vergangenen Jahren mehr und mehr (...) zurückgezogen [hätten] (Schwörbel 2010).

Auf die Existenzberechtigung lokaler Medien macht Philipp Schwörbel, Redakteur bei den PBN, in der „über uns“-Rubrik aufmerksam:

„Lokal ist spannend, weil unser Leben lokal ist

Menschen wollen wissen, was in ihrer Gemeinde, in ihrem Bezirk passiert. Die wichtigste Informationsquelle ist und bleibt die Lokalzeitung. Sie berührt die Menschen unmittelbar und ist ihnen am nächsten. Denn unser Leben ist lokal.“ (Schwörbel 2010)

Schon kurz nach dem launch der Webseite gab es Kritik am Konzept und an der Praxis der PBN, in der in erster Linie der unkritische Selbstbezug der „Bionade-Biedermeier“ und die Behauptung, „ein Vakuum zu füllen“ hinterfragt wurden (siehe z.B.: ah 2010).

Eine Fotostrecke in der Zeitschrift „GEO“ führte schon drei Wochen nach Bestehen der PBN zu einem Artikel und seine Replik auf dieser Plattform, die für uns von Interesse sind.

Peter Dausend, freier Autor der PBN und Bewohner von Prenzlauer Berg, schreibt in seinem Artikel „Bötzow-Blues²⁵“ „(...) [ü]ber sein Lebensgefühl in Prenzlauer Berg und wie es ist, wenn man aus der Zeitschrift „GEO“ erfährt, was einem dabei alles fehlt.“ (Dausend 2010). Dausend nimmt Bezug auf die Fotostrecke „Eine deutsche Straße“ der Zeitschrift „GEO“. In der Oktoberausgabe 2010 stellte der ostdeutsche Fotograf Harf Zimmermann dort Fotos von Bewoh-

²⁵ Gemeint ist die Bötzowstraße im so genannten Bötzowkiez in Prenzlauer Berg

nen und deren Häusern in der Hufelandstraße im Bötzwokiez von 1986/87 denen von 2010 gegenüber, fast immer im exakt selben Bildausschnitt. Damit wirkt der Vergleich von früher und heute ganz unmittelbar und suggestiv.

Peter Dausend kann sich dieser Suggestivkraft kaum entziehen. Er beginnt seinen Text mit einer Reise in die Vergangenheit des Kiezes, die nicht seine ist:

„Ach, was haben wir doch verpasst, wir grundsanierten Bionademenschen! Wir haben das Früher verpasst, das Damals, die Zeit also, als es in der Hufelandstraße noch die Gardinenspinnerei gab und den Laufmaschenladen.“ (Dausend 2010)

...und schließt seinen ersten Absatz mit der prägnanten Zusammenfassung:

„Kurzum: Als der Bötzwokiez noch nicht so wesshaft aufgehübscht vor sich hinprotzte, sich noch nicht so Neubürgerlich-grün herausgeputzt hatte (...). Dafür hatte er aber im Überfluss das zu bieten, was ihm nun so schmerzlich fehlt: Substanz.“ (Dausend 2010)

Dausend wählt in seiner Einleitung zunächst den weniger konfrontativen Weg des „in den Schuhen des Anderen laufen“. Mit dem ironischen Spiel der Selbst- und Fremdzuschreibungen weist er sich als jemand aus, der den Diskurs zur Kenntnis nimmt, und ihn mit dem rhetorischen Mittel der diskursiven Wiederholung („Bionademenschen“, „wesshaft aufgehübscht“, „neubürgerlich grün“) an den Anfang seines Arguments setzt:

„So oder so ähnlich lautet das Klischee über das Leben im Bötzw-Viertel.“ (Dausend 2010)

Was für den einen ein Klischee ist nimmt der andere als Realität wahr - wie Tom Hirschmüller in seinem Kommentar zum Artikel von Peter Dausend:

„Die Quintessenz aus der Entwicklung dieses ehemals Urberliner Stadtbezirks ist, dass für mich dieser Bezirk inzwischen zu einem externen Ableger eines Konglomerats von München, Stuttgart, Düsseldorf geworden ist und mit Berlin nur noch die Lage im gemeinsamen Stadtgebiet teilt.“ (Kommentar in PBN: 29. Dez. 2010 13:45)

Für Peter Dausend ist es eine Ansammlung von Klischees - Tom Hirschmüller greift die in der Innenperspektive schon auftauchende Figur der „Okkupation“ auf, die Prenzlauer Berg seiner Authentizität beraube. Als ein Element dieser Okkupation sieht Hirschmüller die Neudefinition „dieses ehemals Urberliner Stadtbezirks“ (ebd.), gegen die er sich wehrt:

„Als guter Demokrat beuge ich mich also Mehrheitsverhältnissen und akzeptiere demütig die neuen Umstände. Nur gegen eins werde ich weiterhin allergisch reagieren, wenn mir Neuberliner erklären, wie Leben in Berlin funktioniert...“ (ebd.)

„Als guter Demokrat“ muss er zwar die Wandlungsprozesse hinnehmen, bei Definitionsfragen ist allerdings die Grenze. Hier wird deutlich, wie um die Definition des Ortes gerungen wird. Die Vergangenheit Prenzlauer Bergs wird von der Peter Dausend lächerlich gemacht als eine gnadenlos altmodische, ja fast vor-moderne Zeit. Das Symbol der Gardinenspinnerei steht hier nicht für Tradition, sondern für Rückständigkeit. Wer dieser Zeit nachtrauert ist tatsächlich nicht ernst zu nehmen. Doreen Massey zeigt in ihrem Essay „Places and Their Pasts“ wie wichtig die Vergangenheit von Orten für die Definition der Gegenwart dieser Orte ist:

“[T]he claims and counter-claims about the present character of a place depend in almost all cases on particular, rival, interpretations of its past.” (Massey 1995, S. 185)

Die Frage, die sich für Dausend stellt, ist: Wie kann ich mich in einem Prenzlauer Berg wohlfühlen, in dem ich als westdeutscher Bourgeois markiert und von den Einheimischen nicht akzeptiert werde? Er bietet dem Leser zwei Möglichkeiten den Selbstzweifeln, die sich im Zuge dieser Kategorisierung einstellen könnten, zu entgehen. Als erste Möglichkeit solle „(...) der Selbstzweifler gezielt Laptop und Ray-Ban-Brille in seiner Eigentumswohnung mit Dachterrasse vergessen (...)“ (Dausend 2010) und sich den Kiez mit Hilfe der 1980er Fotos Zimmermanns imaginieren. Als zweite Möglichkeit mit den Selbstzweifeln umzugehen, empfiehlt Peter Dausend:

„Für Leute, denen das zu aufwendig erscheint, gibt es die zweite Methode. Rausgehen, sich umschauen - und einfach zuhause fühlen.“

Dausend möchte die Selbstzweifel abschütteln, die ihm bei der Lektüre des Fotovergleichs heute/gestern befallen haben. Er schreibt sie sich von der Seele und geht raus, schaut sich um und fühlt sich zuhause. Dass ihm dies gelingt bemerkt auch Uli, einer meiner Interviewpartner, der später noch ausführlicher zu Wort kommen wird:

„(...) [U]nd bei diesen Leuten, das is so'n gewisses, Feindbild is zu viel gesagt, aber so, wo druff ick mich 'n bisschen inner Kritik fokussiere, ähm, diese Selbstgewissheit dieser Leute, die macht mich manchmal auch krank. Ick hab den Eindruck, die ham keinerlei Selbstzweifel, zumindest treten se so auf, ja und ... kann ich nich nachvollziehen, is nich meins...“ (IP_02_§220)

5.5 Schlussfolgerungen

Wenn es um Identifikationen und Kategorisierungen geht stellt sich immer die Frage, in welchem Kontext diese sozialen Prozesse stattfinden. Neben dem räumlichen und sozialen Kontext gibt es auch so etwas, wie den diskursiven Kontext, der ein Habitat oder eine Bühne für die Aushandlung sozialer Identität bilden kann. Alle drei Ebenen sind eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Der Blickwinkel auf die „Anderen“ – das wurde hier klar – wird auch, aber nicht nur, lokal generiert und gleichzeitig simultan durch Informationen von außen unterfüttert. Die diskursiv produzierten Bedeutungen sind in Teilen das Produkt einer Innen- und einer Außenperspektive auf den Ort. Wenn Wolfgang Thierse von den „Schwaben in Prenzlauer Berg“ spricht, greift er nicht nur auf seine Erfahrungen beim Bäcker, sondern auch auf bereits vorhandenen „Wissensvorräte“ (Jäger und Jäger 2007, S. 23) zurück. Thierse hat das Symbol des „Schwaben“ mitnichten erfunden. Er konstruiert es nicht neu, aber er aktualisiert seine Bedeutung. Interessant an der Analyse des Mediendiskurses ist, dass die Reaktionen auf die Konstruktion, anders als bei den Interviews mit den Bewohnern, direkt folgen und dokumentiert sind. So lässt sich nicht bloß zeigen wie Symbole und deren Bedeutungen konstruiert werden, sondern gleichzeitig in Konkurrenz zu anderen Zuschreibungen stehen. Symbole bieten immer Platz für konträre Bedeutungen, die ihnen zugeschrieben werden können, so auch dem Schwaben. Unterfüttert wird das „unangebrachte“ Verhalten der Schwaben mit Diskursfragmenten, die die Argumentation konsistent machen.

Da wir uns immer noch auf einer diskursiven Ebene befinden, lässt sich die Frage stellen, wie dieser Diskurs nun auf die Wahrnehmungen der Rezipienten wirkt und welche Konsequenzen damit verbunden sind. In meinen Interviews wurde immer wieder deutlich wie gegenwärtig diskursive Images für die Narrative der

Interviewten sind. Ob und zu welchen Teilen die im Diskurs konstruierten Sinnordnungen die Wahrnehmungen der Bewohner strukturieren, kann und soll hier nicht abschließend beantwortet werden. Wichtig ist es zu verstehen, dass der Mediendiskurs einen Einfluss hat. Bestimmte Symbole und Bedeutungen aus dem Mediendiskurs werden im Verlauf der nächsten Kapitel für meine Interviewpartner immer wieder eine Rolle spielen.

Kapitel 6 Räumliche Dis/- Identifikationen – Un/Möglichkeiten der Zugehörigkeit

“There is no question but that the connections that humans forge between themselves and places are somehow coupled to the connections they forge between themselves and other humans in those places. (...) But I want to emphasize the modifier somehow in the phrase “somehow coupled.” We really don’t know either the how or the extent or even the necessity of that coupling, so in the absence of such knowledge it makes sense to try to understand the person-to-place-connection in it’s own right and not simply to subsume it as a by-product of human-to-human involvements.” (Lofland 1998, S. 65)

In diesem Kapitel möchte ich meine Interviewpartner zu Wort kommen lassen. Konkret geht es um die Frage, wie soziale Identität mit dem Ort in Passung gebracht wird. Dabei dienen die vier oben vorgestellten Komponenten der Identifikation mit dem Ort (belonging, kollektives Erinnern, Raum-Normen und die Nachbarschaftsnutzung) und deren Wechselwirkungen als zentrales Analyseraster. Weiterhin wird die Frage von Bedeutung sein, wie sich diese „Passungsarbeit“, ausgedrückt in der Identifikation bzw. der Disidentifikation mit dem Ort, bei den kürzlich Zugezogenen und der ehemaligen Szene aufeinander bezieht.

Wie beschreiben meine Interviewpartner diese Passungsarbeit? Ein konstant wiederkehrendes Motiv der Identifikation mit dem Ort ist das der „Möglichkeiten“, genauso wie Disidentifikationen mit „Unmöglichkeiten“ verbunden werden. Ich möchte diese Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten in das Konzept des *elective belonging* integrieren und damit gleichzeitig auf die Dynamik und Partikularität von Zugehörigkeit hinweisen.

Möglichkeiten können wir einerseits als feste Strukturen fassen, die uns die Stadt oder die Nachbarschaft bietet (Blokland-Potters et al. 2016, S. 8). Dazu gehören zum Beispiel Arbeitsplätze, die unserer Qualifikation entsprechen, Wohnungen bzw. Häuser, die wir bezahlen können und wollen, oder kommerzielle Infrastrukturen, die wir gerne nutzen. Wichtig ist, dass es diese Möglichkeiten bereits gibt und sie eine bestimmte Nachfrage erzeugen. Die Forschung identifiziert in gentrifizierten Stadtteilen viele der Annehmlichkeiten, welche die kulturelle Mittelklasse bevorzugt: eine auf die Nachfrage abgestimmte praktisch wie symbolisch

nutzbare Infrastruktur (siehe z.B. Butler und Robson 2003b; Butler 2010; Centner 2008; Zukin 2008). Andererseits - argumentieren Blokland et al. (2016, S. 8f) - gebe es neben diesem bereits vorhandenen „set of opportunities“ (ebd.) soziale Infrastrukturen, die erst ein Feld aufspannen, in dem Ressourcen - verstanden als “means, instruments and permissions, structured by habitus and dispositions.” (ebd., S. 15) - mobilisierbar sind. Sie können dann zu *capabilities*, „the realization of life chances (...)“ (ebd., S. 195) werden. Ressourcen sind also nicht automatisch „wertvoll“ oder hilfreich; erst in räumlichen und sozialen Arrangements lassen sich aus persönlichen oder nicht-persönlichen Ressourcen *capabilities*, Möglichkeiten, realisieren. Diese Vorstellung von Möglichkeiten teilt mit der Idee des Capability-Ansatzes (Sen 2005), dass es nicht allein auf die Ressourcen ankommt, sondern darauf, ob und wie man diese nutzen kann oder will.

In meiner Analyse der Person-Ort-Verbindung möchte ich den Begriff Möglichkeiten in bereits vorhandene Opportunitäten einerseits und mobilisierbare Möglichkeiten andererseits ausdifferenzieren. Unter Opportunitäten verstehe ich im weitesten Sinne materielle Infrastrukturen, während mobilisierbare Möglichkeiten eher das Verlangen beschreiben, diese Opportunitäten auch nutzen zu wollen. Insofern verstehe ich Möglichkeiten als das Zusammenfallen beider Dimensionen und damit als die Fähigkeit, die Selbst-Identität mit dem Ort in Passung zu bringen und insofern auch die Fähigkeit einen identifikatorischen Zugriff auf den Ort zu bekommen. Dahinter steht die Frage, wie Bewohner bereits vorhandene Möglichkeiten in ihre Selbstdefinition integrieren und welche Implikationen diese Passungsarbeit für die Identifikation bzw. die Disidentifikation mit dem Ort hat. Wie kommt es, dass ein gegebenes „set of opportunities“ unterschiedlich bewertet wird und entsprechend ungleich nutzbar ist? Auf einer zweiten Ebene sind Möglichkeiten eben nicht einfach nur als fixes Set vorhanden, sondern werden in der sozialen Praxis erst als solche nutzbar. Gegebene Möglichkeiten sind - so zeigen meine Daten - für die einen nutzbarer für die Integration des Ortes in die Selbstdefinition als für die anderen. Wie kommt dieser ungleiche Zugriff auf den Ort zustande? Wie werden Möglichkeitsstrukturen bei den kürzlich Zugezogenen tatsächlich als Möglichkeiten wahrgenommen und genutzt, während die ehemalige

Szene diese Strukturen als Restriktionen wahrnimmt? Welche Rolle spielt der Wandel von Nachbarschaften bei den Zugriffsmöglichkeiten auf den Ort?

6.1 Die Rolle der Mittelklasse in der Stadtsoziologie

Bevor wir uns mit den räumlichen Dis/Identifikationen beschäftigen ist es sinnvoll zunächst zu klären, was es mit der viel zitierten „Renaissance der Innenstädte“ auf sich hat. Dabei werden wir lediglich einige Schlaglichter auf die komplexen Verbindungen von Stadt und Mittelklasse werfen können.

Die Mittelklasse hat in der Stadtforschung eine beachtliche Zuwendung erfahren, sowohl was die Dauer als auch die Intensität angeht. In zwei wesentlichen *settings* wurde sie dabei lokalisiert: die Flucht aus der und die Wiederkehr in die Stadt. Insbesondere im US-amerikanischen Raum spielte die Stadtflucht eine bedeutende Rolle: zunächst in Form der Suburbanisierung und später im Zusammenhang mit der Diskussion zum *black ghetto*. Mit der fliehenden Mittelklasse wurde gleich ein Bündel an Problemen ausgemacht, deren Ergründung sich die seit den 1990er Jahren stark anwachsende Forschung zu Quartierseffekten zur Aufgabe machte. Die These der Quartierseffekte geht – vereinfacht – davon aus, dass der Rückzug der städtischen Mittelklasse in die Suburbs die Probleme der urbanen Armen noch verschärfen würde. Die mit dem Verschwinden der Mittelklasse erhöhte Segregation führe zu zusätzlichen Benachteiligungen sowieso schon Benachteiligter auf der materiellen, sozialen und symbolischen Ebene (Wilson 1987; für einen Überblick siehe: van Ham et al. 2012).

Ein zweiter bedeutender Forschungsstrang in der Stadtforschung beschäftigte sich – paradoxerweise zeitlich ziemlich parallel zu den Effekten der abwandernden Mittelklasse – mit der Wiederentdeckung der Innenstädte für urban orientierte Mittelklassen. Die inzwischen kaum noch überschaubaren Arbeiten zu Gentrification lassen sich grob in zwei wesentliche Erklärungsmodelle unterteilen: Angebots- oder nachfrageorientierte Ansätze. Angebotsorientierte Erklärungsansätze gehen davon aus, dass die Verwertungszyklen auf dem Boden- und Immobilienmarkt ein Angebot an Wohnraum generieren, das die Innenstädte für spezifische Käufer- bzw. Mietergruppen attraktiv macht (Smith und Williams 1986).

Der Nachfrageansatz hingegen erklärt die Aufwertung vernachlässigter innerstädtischer Baustrukturen mit der Nachfrage einer postmateriellen *new middle class* (z.B. Ley 1996). Als Gründe für die Attraktivität der Innenstadt für die Nachfragergruppen gelten einerseits ganz pragmatische Erwägungen, wie kurze Wege zur Arbeitsstelle im Zentrum der Metropolen, aber auch eine gute infrastrukturelle Versorgungslage (Frank 2014, S. 163), die - anders als das Suburb der 1960er und 1970er - auch Frauen eine berufliche Tätigkeit ermöglicht (Frank 2011, S. 290). In diesem Zusammenhang zeigten Butler und Robson (2003a), wie wichtig die lokale Infrastruktur für die soziale wie kulturelle Reproduktion der neuen Mittelschichten ist. Insbesondere gute Schulen oder die Gewissheit unter seinesgleichen zu sein sind hier von größter Bedeutung (Butler 2003).

Eher ergänzend als im Gegensatz zu diesen pragmatischen Erwägungen haben viele stadtsoziologische Arbeiten auf die Wichtigkeit von kulturellen Praktiken im Kontext von Gentrificationprozessen aufmerksam gemacht (Zukin 2008; Brown-Saracino 2007). Kulturelle und ästhetische (Neu-)Codierungen machen die erneuerte historische Innenstadt für eine spezifische Nachfrage interessant (Butler 2010; Zukin 1989; Lloyd 2006; Ley 2003). Ley (2003) macht in diesem Zusammenhang auf das eher unbequeme Verhältnis zweier Nachfrager aufmerksam: jenen mit hohem kulturellen und niedrigem ökonomischen Kapital (naheliegender ist hier das Beispiel des Künstlers) und jenen, die mindestens über ein hohes ökonomisches, oft auch ein hohes kulturelles, Kapital verfügen (z.B. Ärzte, Anwälte). Obwohl sich beide Gruppen hinsichtlich ihrer finanziellen Möglichkeiten voneinander unterscheiden können, verbindet sie doch die Nachfrage nach ästhetisierten, „authentischen“ Orten (ebd., S. 2540). Künstler erleichtern durch ihre Ästhetisierung des Ortes solventeren Nachfragern den „kulturellen“ Einstieg in Nachbarschaften, was früher oder später die Wichtigkeit der ökonomischen Grenze offenbart. Dennoch: diesseits und jenseits der Grenze befinden sich nicht eigentliche unterschiedliche Klassenlagen, sondern zwei Fraktionen ein und derselben Klasse, der kulturellen Mittelklasse²⁶. Deren Grenzen sind mitnichten

²⁶ Ich werde im Weiteren den Begriff Mittelklasse verwenden, obwohl sich in der deutschen Soziologie die Bezeichnung Mittelschicht weitgehend durchgesetzt hat. M.E ist der Klassenbegriff besser geeignet, da er – mit Marx' „Klassenbewusstsein“ – sowohl als „Klasse an sich“ (nur eine

leicht zu bestimmen. Hier zeigen sich die Limitierungen einer rein ökonomisch definierten „Einkommenmittelschicht“ (Mau 2014, S. 4) mit einem äquivalenzzgewichteten Haushaltseinkommen zwischen 70% und 150% des mittleren Einkommens (ebd.). Die Suche nach der Mitte muss für Berthold Vogel (2010, S. 35) an dieser Stelle weitergehen und neben der ökonomischen auch die kulturelle Perspektive auf die Mittelklasse berücksichtigen und deren Selbstverständnis in den Blick nehmen. Dieses Selbstverständnis sei immer auch verbunden mit sozialen Ordnungsvorstellungen und der Diskussion um „richtige“ und „falsche“ Lebensführungen:

„Hier geht es um die Durchsetzung bürgerlicher bzw. kleinbürgerlicher Normvorstellungen und Wertesysteme. (...) Mit der sozialen und wirtschaftlichen Etablierung der Mittelklasse verbinden sich hegemoniale kulturelle Ansprüche.“ (ebd.)

Kulturelle Dispositionen der Mittelklasse spielen neben ökonomischen Ressourcen eine entscheidende Rolle bei der Definition der Mitte. Diese in Vogels Versuch der Ausdifferenzierung der Mittelklasse aufscheinende Idee der Normvorstellungen in Verbindung mit der Frage nach kultureller Dominanz und die damit verbundenen Statuskämpfe spielen eine zentrale Rolle in dieser Arbeit. Die kulturelle Dimension wird im Fokus der Analyse stehen, um Spannungen zwischen den Fraktionen der Mittelklasse nicht nur mit der Höhe ihres Einkommens und Vermögens zu erklären. Vielmehr trägt nicht das ökonomische Kapital selbst, sondern dessen Bewertung zu symbolischen Abgrenzungsprozessen bei, wie ich später zeigen werde.

Kategorie), als auch als Klasse für sich (eine Gruppe mit gemeinsamen Interessen) gedacht werden kann. Zur Kritik an Schichtmodellen siehe Abels 2009a, S. 318–323.

6.2 Ort der „unbegrenzten“ Möglichkeiten: Narrative der Identifikation

Zweifelloos lässt sich die oben beschriebene urbane Mittelklasse auch unter meinen Interviewpartnern finden. Insbesondere die kürzlich Zugezogenen verfügen sowohl über die finanziellen als auch über die kulturellen Ressourcen, welche die aufgewertete Innenstadt als Wohnort attraktiv macht.

Viele der jüngst zugezogenen Interviewpartner kontrastieren die Fülle an Möglichkeiten in der Nachbarschaft mit dem Mangel derselben am Herkunftsort. Eine ähnliche relationale Beurteilung finden auch Savage et al. (2005) in ihrer Manchester-Studie und markieren sie als eine wesentliche Eigenschaft des *elective belonging*:

„People who come to live in an area with no prior ties to it, but who can link their residence to their biographical life history, are able to see themselves as belonging to the area. This kind of elective belonging is critically dependent on people's relational sense of place, their ability to relate their area of residence against other possible areas, so that the meaning of place is critically judged in terms of its relational meanings.“ (ebd., S. 29)

Die Bedeutung, die *elective belongs* dem Ort zuweisen, hängt also mit dem Vergleich mit anderen Orten zusammen. Hier möchte ich zunächst zeigen, mit welchen Narrativen meine Interviewpartner diesen Vergleich füllen und welche Möglichkeiten für sie relevant sind.

6.2.1 Belonging in Relation zu Disidentifikation

Ein erster dieser Anknüpfungspunkte mit dem Ort ist seine Definition in Abgrenzung zu anderen Orten. Tina (44) zog bereits 2001 nach ihrem Kunststudium aus der westdeutschen Provinz nach Prenzlauer Berg. Sie ist in Berlin „gestrandet“, wie sie selbst sagt, und betrieb mehr als fünf Jahre ein Keramikgeschäft in Prenzlauer Berg. Ihren Mann lernte sie 2007 kennen, bekam zwei Kinder (3 und 1,5 Jahre alt), und wohnt mit der Familie seit 2011 in einer geräumigen Eigentumswohnung in einem neu errichteten Wohnhaus. Sie schildert die Motive für den Zuzug nach Berlin so:

„Und am Ende des Studiums war für mich klar, dass ich nich' in Kiel bleiben wollte. Und hatte davor auch schon Auslandsaufenthalt in Frankreich hinter mir und war auch drei-viertel Jahr in London und, ähm, Berlin war jetz' die ... große Hauptstadt, wo ich mir vorstell'n könnte ... zu bleiben. Also oder zumindestens, es war jetz'- es war jetz' nich' sicher, ob man da jetz' ewig bleibt. Aber es war jetz' erstma' 'n Anlaufpunkt. Es sin' auch ganz viele in Kiel nach dem Studium nach Berlin gegang'.“ (IP_13_§2)

Etwas später erklärt sie mir, was genau das Problem mit ihrem Geburts- und Kindheitsort war.

„Also ich hab' z. B. mich in diesem schleswig-holsteinischen Dorf, wo ich aufgewachsen bin, bin ich natürlich aufgewachsen und man hatte eigentlich auch 'ne schöne Kindheit, aber ich hab' mich nie da wohlfühlt. Also ich hab' mich da nie, also ich hab' sobald ich 18 war, wollt' ich da sofort weg. Dieses Gefühl irgendwie zu Hause zu sein, also innerhalb der Familie schon, aber jetz' so in diesem Ort, in dieser Struktur, wie die-wie die Menschen funktionier'n wie da das Leben funktioniert, gab es da für mich kein ... kein ... gab es irgendwie keine Struktur. Also ich hab' da irgendwie nich' reingepasst. Und hier in Berlin hab' ich das Gefühl, ist das gar kein Problem. Hier is' man einfach, wie man is' un' es passt un' es funktioniert und- hier findet man andere, die auch so sind, die auch aus ander'n Orten geflohen sind um denn hier in Berlin zu leben.“ (IP_13_§40)

Für Tina und auch für einige andere ihrer Kommilitonen war der Umzug nach Berlin oftmals eine Art Flucht wegen der fehlenden Möglichkeiten ihrer Heimatorte. Berlin konnte und kann offensichtlich genau diese Lücke ausfüllen. Die Idee, sich selbst möglichst passgenau mit dem Ort zusammenzubringen funktioniert besonders gut, wenn der Ort, der zurückgelassen wurde, in den schwärzesten Farben mit dem Ankunftsort kontrastiert werden kann, wie Tina dies in ihrem Zitat exemplarisch tut:

Nicole, eine 35-jährige Sozialarbeiterin, die 2009 aus Köln zu ihrem Freund nach Prenzlauer Berg zog, war begeistert von den offensichtlichen Möglichkeiten, die einfach nur das Straßenbild offeriert:

“Du kannst Dich halt auf der Straße bewegen ohne irgendwie, also da liegt ja kein Müll rum. Das is' ja unglaublich, wie sauber das hier is'. Das kenn' ich aus ander'n Gegenden, also gerade Köln, wo ich gewohnt hab', das war ja auch Partyecke. Da bin ich raus un' da musst' ich erst mal kucken, dass ich da nich' in Kotze reintrete. So, das is' halt hier nich'. (...) Und ooch so diese ganzen schicken Kneipen. Als ich das zweite Mal hier war zu Besuch bei 'ner Freundin. Ich weiß, ich war total begeistert davon, wie viele schöne

Kneipen es hier gibt. Also ich wusste gar nicht, wo geht man jetzt' hier hin. Da is' ja eine Kneipe schöner, als die andere und ich wär' am liebsten überall rein un' hät' 'n Bier getrunken. So, das sin' so Dinge, das kannt' ich vorher so auch gar nich' von 'ner ander'n Stadt oder überhaupt.“ (IP_23_§82)

Die Zitate von Tina und Nicole zeigen nicht nur eine für sie gelungenen Ankunft in Berlin-Prenzlauer Berg, sondern auch die buchstäbliche Provinz außerhalb der Metropole. Andererseits scheint die Provinz auch innerhalb der Großstadt einen festen Platz zu haben, sodass sich Zugehörigkeit auch innerhalb von Orten nochmals ausdifferenzieren kann.

Phillip, ein promovierter Geologe Ende 40, der 2001 von Köln nach Berlin kam und sich mit einer Internetfirma selbstständig machte, hat nicht viele schmeichelhafte Worte für seinen alten Wohnort Charlottenburg übrig. Nachdem er 11 Jahre dort lebte, zog er erst 2009 nach Prenzlauer Berg, „weil ich noch irgendwie Vorbehalte hatte gegen den Osten“, wie er gesteht. Möglich schien die lange Wohndauer in Charlottenburg nur durch das Pendeln zwischen Charlottenburg und Prenzlauer Berg. Seine Zeit im Westen Berlins resümiert er lachend mit dem Statement: „Charlottenburg ist tot.“ und setzt Prenzlauer Berg als Wohlfühlort dagegen:

„[A]lso hier find' ich schon mal toll, dass es, nicht wie in Charlottenburg, da ist nur 'n Abschnitt der Bleibtreustraße und 'n Abschnitt der Wielandstraße ist schön. (...). Das sind also immer nur kleine Bereiche, wo man gerne ist. Hier in Prenzlauer Berg, ich kann von hier bis zum Bötzowviertel gehen, das ist fast durchgehend ist das schön. Ähm, wo man, man kann überall wohn', man kann überall essen geh'n. Es ist also erst mal 'n sehr großer, zusammenhängender Bereich. Ich kann, äh, hab' sofort, äh, mit der Torstraße und dann weiter Mitte zu Fuß oder spätestens mit 'm Fahrrad spannende Gebiete, wo ich gerne hin fahre, wo ich einfach auch nur so mal hin gehe. Das hab' ich in Charlottenburg nicht, also ich geh' da nicht zum Bahnhof Zoo, Breitscheidplatz. Das wird da jetzt alles toll aufgewertet, ich seh' das noch nicht so. Hier mach' ich das gerne und ich hab' schon tolle überall so schöne Cafés, wo ich hin gehe, wo ich Leute treffe.“ (IP_26_§50)

Alma (40), ursprünglich aus Westdeutschland, zog 2005 nach Prenzlauer Berg, weil ihr ehemaliger Kiez in Friedrichshain für sie zu schmutzig war. Auf der Suche nach einem neuen Wohnort war ihr der Westen Berlins zu „spießig“; dagegen fand sie Prenzlauer Berg spannend:

„[I]ch meine es is vielleicht komisch, weil es zu der Zeit [2005, HS] schon nich- kannste nich mehr von Aufbruch reden und trotzdem es war schon so, dass es immer auch 'ne gute Mischung auch von unsanierten und grade sanierten Häusern gab und diesen Aufbruch fand ich irgendwie spannend. Spannender als so diese alten Westviertel, die für mich so, die kamen mir irgendwie so piefig vor. Also, genau, ich weiß noch, wenn wir so durch Charlottenburg oder auch Steglitz, oder Steglitzer Kreisel (...) da gab's so'n ‚Bierpinsel‘, oder wie die das nannten, so ich weiß nich und ... ich dachte: ‚Meine Güte, das is so, so, so 60er, 70er Jahre Piefigkeit.‘.“ (IP_02_§52)

Spannung vs. Provinzialität ist das Gegensatzpaar, mit dem Phillip und Alma Orte einordnen. Die Identifikation mit Orten geht hier gleichzeitig mit der Disidentifikation von anderen Orten einher (siehe auch Permentier et al. 2007, S. 202). Die Frage, was ich an meinem Wohnort schätze, kann bestens in Relation dazu beantwortet werden, was mir an anderen Orten nicht gefällt. Wie können wir dieses Wechselspiel von räumlicher Identifikation und Disidentifikation mit der Idee der wahrgenommenen Fülle an Möglichkeiten an einem Ort zusammendenken?

“Also das ist auch so mein Hauptding, weshalb ich so 'ne große Stadt halt schön finde. Es ist einfach schön ja, wenn in einem Ende halt irgendwie, keine Ahnung, der Papst, äh, durchfährt und du merkst es noch nicht mal, ja, und anders hast du noch überbordend irgendwie alles Mögliche, aus denen du nur so frei dir Deine Rosinen rauspicken musst und ... du kannst halt irgendwie alles machen.“ (IP_29_§121)

Enthusiastisch beschreibt hier Tilman - ein 40-jähriger Informatiker, der 2001 nach Prenzlauer Berg kam - hier die Möglichkeiten, und geht dabei noch über die Nachbarschaft hinaus. Tilman beschreibt hier die Antithese zur „Provinz“. Selbst der Papstbesuch ist hier nur eine von vielen unbegrenzten Möglichkeiten, die es zu entdecken gilt. Es klingt nach Goldgräberstimmung; das einzige Problem scheint, aus der Fülle an Möglichkeiten das „Richtige“ zu finden. Bei Tina, Nicole, Tilman und anderen Interviewpartnern wird deutlich: Wichtig ist zunächst nicht, ob man die Möglichkeiten nutzt, sondern dass man sie hat.

6.2.2 Raumprofit: die Möglichkeiten sehen und nutzen

An dieser Stelle lohnt es, den Metropole-Provinz-Gegensatz etwas theoretischer zu reflektieren. Pierre Bourdieu diskutiert diesen Gegensatz in seinem Essay „Ortseffekte“ im Zusammenhang mit dem Ort als verdinglichten sozialen Raum

(Bourdieu 1997). Orte sind, wie wir oben gesehen haben, nicht nur einfach physische, sondern auch soziale Konstruktionen, und sind entsprechend hierarchisch angeordnet. Es gibt vorteilhafte Orte und Orte, die mit Nachteilen verbunden sein können; ähnlich gilt dies auch für die Positionen innerhalb der Sozialstruktur. Dieser Zusammenhang werde auch in der Positionierung von Orten, sei es als graduelle Abstufung oder gar als Gegensatz, relevant, so Bourdieu. Symbolisiert werde dies beispielsweise mit der relationalen Positionierung von Stadt und Provinz:

„Ebenso ist ja die Kapitale (...) der Ort des Kapitals, d.h. derjenige Ort des physischen Raums, an dem sich die Pole und die meisten Akteure in dominanter Position konzentrieren. Sie kann deshalb auch nur im Verhältnis zur Provinz (und dem 'Provinziellen'), was ja nichts anderes als das (durch und durch relative) Entbehren der Kapitale und des Kapitals bedeutet, adäquat gedacht zu werden.“ (ebd., S. 162)

Bourdieu begreift also den Stadt-Provinz-Unterschied als Kapitalgefälle. Dieses Differential meint aber nicht nur einfach ein Gefälle, also ein mehr oder weniger, sondern auch die Möglichkeiten zur Akkumulation, Investition und Konvertierung von Kapital, sei es ökonomischer, kultureller, sozialer oder symbolischer Art. An bestimmten Orten lassen sich diese Ressourcen besser einsetzen als an anderen. So ähnlich sieht das auch Tina, als sie sich im Prenzlauer Berg nach einem geeigneten Raum für ihre Keramikwerkstatt umsieht:

„[A]ls ich mich auf die Suche begeben hab' damals in der Schliemannstraße, bin ich mit dem Fahrrad, hab' ich mir den Stadtplan genomm' un' bin mit dem Fahrrad, äh, die ganzen Straßen abgefah'n und, ähm, für mich is' es denn so so gucken, da irgendwie so hinfühl'n. Also ich guck' was da für Leute sind, was für Leute sitzen auf den Spielplätzen? Was sin' da für andere Läden. Ähm, is' mein Laden schön in der Gesellschaft von den von den ander'n Läden, ähm? Un' es hatte was, was noch nich' äh es war noch nich' richtig etabliert. Es war'n äh einige Kreative, da war'n z.B. diese Keramikwerkstatt und 'n Holzbildhauer. Danach is' dann 'n Fotostudio noch gegenüber reingegang'. Das is' das, also wenn man so Sachen verkauft wie z. B. Keramik oder so, dann is' es auch immer, is' es einerseits 'n Luxusprodukt, aber andererseits is' es aber auch 'n Statement, wie man lebt und, äh, wie man is.“ (IP_13_§12)

Tina weiß, dass sie ihre Keramik nicht überall verkaufen kann. Für sie ist Keramik produzieren und konsumieren gleichzeitig eine Repräsentation kulturellen Kapitals, sowohl für den Käufer als auch für sie als Verkäuferin.

Nun nützt Tina ihr kulturelles Kapital nicht automatisch durch ihren Abschluss an einer Kunsthochschule; die in ihrer Ausbildung erworbenen Fähigkeiten müssen investier- und konvertierbar sein. Und dies ist an Orten von bereits akkumuliertem kulturellem Kapital einfacher (der eigene Laden in Gesellschaft der anderen Läden) als dort, wo dieses Kapital nicht so ohne weiteres verfügbar und investierbar ist (Bourdieu 1991, S. 29). Auch hier finden wir wieder Bourdieus Argument, dass Orte hierarchisch angeordnet sind. Der Raum ist für die einen nutzbarer als für die anderen. Bourdieu nennt dies Raumprofit (ebd., S. 30). Blokland (2014) sieht im Anschluss an Bourdieus Idee von Raumprofit diesen vor allem durch die Nähe zu „desirable agents and goods“ realisiert (ebd., S. 130). Interessant ist dabei die Frage, welche Rolle die Identifikation mit dem Ort bei der Realisierung eines solchen Raumprofits spielt. Einen Profit erwirtschaften hat zunächst etwas zutiefst Rationales. Am profitabelsten ist es, wenn ich mein Geld bei der Bank mit den höchsten Zinsen anlege. Dazu muss ich die Bank und ihr Image nicht mögen. Auch Raumprofit lässt sich erzielen, ohne dass eine tiefere Verbindung zum Ort nötig wäre. Ein symbolischer Raumprofit kann sich auch einstellen, wenn ich ein Dachgeschoss am Kollwitzplatz zu Repräsentationszwecken besitze, über das ich reden kann ohne es oft zu nutzen, weil mein Hauptwohnsitz anderswo ist. Diese Einstellung finde ich bei meinen Interviewpartnern in der Regel nicht: Vielmehr geht der Raumprofit auch mit der Identifikation mit dem Ort einher.

Der Prenzlauer Berg ist, zumindest in der Wahrnehmung Tinas, ein Ort, an dem ihr kulturelles Kapital sehr gut mit dem Ort zusammenpasst. Ob ich Keramikartikel online bestelle oder beim Produzenten kaufe und damit zugleich ein „Statement, wie man lebt und wie man ist“ sinnlich erfahre, macht einen Unterschied. Käufer und Verkäufer haben somit nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine kulturelle Tauschbeziehung. Diese kulturellen Beziehungen funktionieren an einigen Orten besonders gut. Vor allem an jenen, die bereits ästhetisch aufgeladen sind (Bridge 2006; Watt 2013, S. 237), wie Tina dies für die Gegend rund um

den Helmholtzplatz einschätzt. Deshalb können Provinz und Metropole tatsächlich physische Orte sein; Orte an denen Güter unterschiedlich verfügbar sind. Im Falle von Tina erleichtert der „richtige“ Ort die Investition von kulturellem und damit die potentielle Konvertierung in ökonomisches Kapital. Gleichzeitig zeigt Tinas Zitat, wie wichtig die Identifikation mit dem Ort für diese eigentlich ökonomischen Prozesse ist. Tina fühlt sich wohl in Prenzlauer Berg, weil – anders als an ihrem Heimatort - ihre Erwartungen an den Ort mit ihrem kulturellen Kapital zusammen passen.

Der identifikatorische Zugriff auf den Ort muss aber nicht nur den kürzlich Zugezogenen gelingen. Ein Beispiel dafür ist Sven, 42, Vater von vier Kindern. Sven kam 1990 nachdem er seine Arbeit im südlichen Brandenburg verlor, wie viele Ostdeutsche jener Zeit, nach Berlin und wohnte zunächst in Mitte. Über seine Tätigkeit als Haus-Elektriker lernte er 1992 „Oma Lange“ kennen, deren Wohnung am Helmholtzplatz er 1992 bekam, da sie nach Marzahn umzog. Für Sven war der Prenzlauer Berg damals „keine Wahlheimat“ wie er betont. Durch die Wende 1989 politisch mobilisiert zog er sich, nach dem Wahlsieg der bürgerlichen „Allianz für Deutschland“ in der 1. freien Volkskammer-Wahl 1990, enttäuscht zurück um später eine aktive Rolle bei der Gründung einer Wohnungsgenossenschaft in Prenzlauer Berg zu spielen. In einem der Häuser der Genossenschaft lebt er bis heute mit seiner Familie und ist seit etwa 2005 wieder sehr aktiv in der Lokalpolitik engagiert. Obwohl er die Szene Prenzlauer Berg miterlebt hat, fühlte er sich dieser nie wirklich nahe:

„Ja, also so kulturell aufgeladen, äh, wie es heute is', äh, so hab' ich das nich' wahrgenomm'. Also wir hatten auch Freunde, ich war auch zu DDR-Zeiten hier, äh-äh, also durch Kirchen- kreise usw. Ich kannte 'n paar Leute, aber ich würd' jetzt nich' diesen Mythos, äh, der DDR-Opposition und Künstlerszene hier bemühen woll'n. Äh, es war'n einfach Freunde, die wir hier ab und zu besucht ha'm und, äh, es war jetz' nich' so, äh, dass ich das hier irgendwie total cool fand hier oder so.“ (IP_22_§4)

Sven hat – aus seiner heutigen Sicht – dem Prenzlauer Berg als Szene-Ort eher wenig Bedeutung für sich beigemessen. Dementsprechend ist er bereit, frei von der „Last“ dieser Bedeutung, sich einzulassen auf den Wandel, den er durchweg

positiv sieht. Sein Blick auf die vergangene Bedeutung schärft offenbar gleichzeitig Svens Fähigkeit, sich und seinen Kiez zusammenzubringen:

„Also das is' vielleicht nich' so populär un' ich werd' bestimmt gesteinigt von einigen Leuten, aber ich fand dieses, ich fand' erst mal, dass es 'n Sanierungsgebiet überhaupt gegeben hat, dass es auch politische Mittel gab, um hier, äh, auch die Entwicklung zu beeinflussen. Im Gegensatz zu Andrej Holm oder so, fand ich das schon sinnvoll, auch das QM [Quartiersmanagement, HS]-Gebiet. Ich finde, es hat 'ne Verstetigung stattgefunden. Ich glaube, es hat auch, äh-äh, es hat zu 'ner höheren Identifikation auch geführt, äh, von vielen Leuten. Also mich hat 's erreicht mit dem Quartier.“ (IP_22_§35)

Das Beispiel Sven zeigt zunächst, dass die Identifikation mit dem Ort kein Privileg der zugezogenen Besservierdienenden ist. Dass Sven sich im gewandelten Kiez wohlfühlt ist Ausdruck der fehlenden früheren Identifikation. Diese Deutung erfasst allerdings noch nicht die ganze Komplexität, die scheinbare Inkonsistenz seines Beispiels. Von Halbwachs' (1991, S. 55f) Idee des kollektiven Gedächtnisses lernen wir, wie stark die Bewertung der Vergangenheit mit der sozialen Positionierung von heute zusammenhängt. Sven ist für sein Engagement belohnt worden. Seine finanziellen und seine persönlichen Investitionen in ein Genossenschaftsprojekt zahlten sich über die Jahre in einem vergleichsweise langfristig günstigen Mietpreis und einem sicheren Mietvertrag aus. Sven war smarter als die anderen, als es darauf ankam:

„Und viele ha'm sich rauskaufen lassen²⁷. Ha'm das kurzfristige Geld geseh'n, junge Leute. Kann man ooch nich' übel neh'm. Un' dann als sie wieder hier herzieh'n wollten, merkten s'e ‚Boah, was is' 'n hier auf 'm Markt los?', ne. Un' ich kann mir natürlich jetz' auf die Schulter klopfen un' sagen, ja ich hab' alles richtig gemacht. Klar, also die >Name der Genossenschaft< war damals, Anfang 90er, äh-äh, also in der Gründungsphase 2000/2001/2002. Das war echt 'n-n Hammer, was wir damals hier gemacht ha'm, ja. Also kaum Eigenkapital un' nur mit politischer Unterstützung ging es überhaupt hier, äh, voran. Also, äh, aber es war die richtige Entscheidung.“ (IP_22_§59)

Zugespitzt könnte man formulieren: Wenn Sven sich heute in seiner Nachbarschaft wohlfühlt ist es schwierig, den vergangenen, subkulturellen Prenzlauer Berg zu feiern. Sven ist auf der Welle des Wandels mitgetragen worden, mehr

²⁷ Sven bezieht sich hier auf die Praxis von Eigentümern, Mietern vor der Modernisierung für damalige Verhältnisse hohe Geldbeträge zu bieten, um sie zum Auszug zu bewegen.

noch: er hat Möglichkeiten genutzt, die andere aus den verschiedensten Gründen nicht nutzten. Seine Indifferenz zur früheren Bedeutung wird konsistent, wenn wir sein selbst wahrgenommenes Standing im Kiez *heute* sehen.

6.2.3 Vertrauen als Basis für Zugehörigkeit

Eine weitere Facette der Zugehörigkeit zeigt sich im Vertrauen gegenüber dem Ort. Erwartungen, die man an den Wohnort (oder auch an einen Ort im Allgemeinen hat) sind gleichzeitig auch mit Erwartungen an dessen Bewohner verbunden. Barbara Misztal (2001, S. 314) definiert Vertrauen als das Resultat einer subjektiven Wahrnehmung von Normalität. Normalität wiederum, so Misztal, habe eine normative und eine situative Dimension. Sobald wir eine Situation als normal und damit als vorhersehbar definieren, wird Kooperation, als Zeichen für Vertrauen, wahrscheinlich (ebd.). Vertrauen ist allerdings von Vertrautheit abzugrenzen, zwei Begriffe, die im Alltagsgebrauch gern synonym gebraucht werden, es aber nicht sind. Vertraut können uns auch unliebsame Dinge, wie Müll auf der Straße oder Kriminalität, sein, die aber keineswegs mit Vertrauen an einen Ort gleichzusetzen ist. Vertrauen kann einen ganz rationalen Aspekt haben, wie z.B. bei Carsten (33, promovierter Chemiker), der 2010 Wohneigentum in Prenzlauer Berg erwarb, seitdem dort lebt und dieses Eigentum in geordneten Verhältnissen wissen will:

„Wir hatten immer hier gesucht. Un' nördlich von der Wisbyer [eine Nachbarschaft außerhalb von Prenzlauer Berg, HS] ha'm wir was geguckt. (...) Das war jetz' auch, wo wir gesagt ha'm, das braucht noch 'n bisschen, (...) die Gegend hat noch Entwicklungspotenzial. Das man nichts als solches in den Sand setzt.“ (IP_14_§62-64)

Tina hingegen (wir kennen sie bereits aus dem vorherigen Abschnitt), geht es um den emotionalen Aspekt von Vertrauen, wenn sie ihr räumliches und soziales Umfeld als „normal“ im Sinne Misztals einschätzt:

„Also ich versuch' schon... 'n Umfeld zu ha'm, was irgendwie nich'... also wo jetz' nich' in der Straße, also nich' zu viel Kriminalität, äh... also 'en Gefühl man hat 'en Spielplatz, der sicher is'. Also man hat da, ähm.... im Umfeld auch an Eltern... also man-man sieht ja, was hier für Leute, also das sin' ja wieder so Leute, mit denen hätt' ich auch studieren könn'. Also das sin' eigentlich Leute, mit denen-, die mir irgendwie auf 'ne Art und Weise vertraut sind. Also hier war z. B. ein Punkt, dass da drüben 'ne Schule is'. Also die ha'm

wir uns jetzt' noch nicht' angeguckt. Man muss da ja irgendwie...auch noch mal gucken, aber, ähm, also...ich hatte eigentlich so 'n-so 'n-so 'n, es gibt hier viel Angebote für Kinder und es gibt hier viele Sachen für Kinder und für Eltern. Das, äh, das ist' eigentlich ganz gut im Prenzlauer Berg.“ (IP_13_§87)

Tina legt nicht nur Wert auf eine „familienfreundliche“ Umgebung, sondern auch auf „vertraute“ Leute, die ihrem Habitus entsprechen. Hier verwendet Tina „vertraut“ tatsächlich synonym mit Vertrauen. Nach dem Zitat besteht kaum Zweifel, dass sie diese Leute an ihrem Wohnort findet, ohne dass sie tatsächlich zu ihrem Freundeskreis gehören müssen. Sie fühlt sich schon wohl in einer Umgebung in der sie Leute wie sich selbst einfach nur *sieht*. Talja Blokland und Julia Nast (2014) fassen das Phänomen, dass lokale Netzwerke nicht die Voraussetzung für Zugehörigkeit bilden müssen, im Konzept der „*public familiarity*“:

„Public familiarity, then, is a social space constructed in physical space through interactions in which we take part and those which we observe.“ (ebd., S. 1147)

Tina bietet der Ort Prenzlauer Berg das Gefühl von Vertrauen, auch wenn sie noch nicht viele Bewohner, abgesehen von ihrem Haus, kennt: diese Vertrautheit scheint für sie eine wesentliche Voraussetzung für das Knüpfen sozialer Netze zu sein. Jetzt, da ihre 3-jährige Tochter in eine örtliche Kita gehen soll, werden diese Bekanntschaften wichtig für sie. Dennoch müssen die Kontakte, aus denen sich vielleicht einmal Unterstützungsnetzwerke ergeben könnten, passen:

„Also das ist'-das ist', was ich mir wünschen würde. Denn es fängt jetzt' so g'rade so 'n bisschen an, wie gesacht, mit den Freundschaften (...) Also eigentlich ist' das bisher noch nicht' passiert, aber das ist' eigentlich, was ich mir so wünsche. Also wo ich d'rauf hin arbeiten möchte. Man guckt sich natürlich die Eltern schon irgendwie an. Wie funktioniert das, also wie sind die drauf, wie sind die Kinder drauf?“ (IP_13_§54)

Soziale Kontakte entwickeln sich für Tina nicht einfach so. Sie möchte „d'rauf hinarbeiten“, wird also einerseits den Kontakt suchen, auf der anderen Seite aber genau hinschauen, welche Eltern und welche Kinder überhaupt in Frage kommen. Diese Form der Selektion findet Butler (2003) auch bei Mittelschichtsfamilien in London: das Gefühl unter „*people like us*“ (ebd., S. 2479) zu sein. Leute, die - wie Tina gerade bemerkte - auch mit ihr hätten studiert haben können. Wäh-

rend Butler mit dieser Form der Zugehörigkeit Distinktions- und Reproduktionsgewinne assoziiert (z.B. durch die „richtige“ Schule), bedeutet sie für Misztal auf einer mehr konzeptionellen Ebene zunächst nur eine Erhöhung der Wahrscheinlichkeit von Vertrauen. Dieses Vertrauen kann, bezogen auf den Ort und seine Bewohner ein tragfähiges Fundament zur Identifikation mit dem Ort bilden. Darüber hinaus bildet Vertrauen die Basis für möglichst produktive Eltern-Netzwerke, wie Tina es sich wünscht. Dazu gehört für sie zum Beispiel, dass ihre Tochter auch mal bei der Kitafreundin übernachtet. Jetzt ist sie für diese Art Dienstleistung immer noch auf die „alte Freundin“ angewiesen, die außerhalb von Prenzlauer Berg lebt.

Für Tina sind vertraute Lebensstile und produktive Netze wichtig. Es ist wahrscheinlich, dass sie diese in Prenzlauer Berg finden wird, wenn die Kinder alt genug für die (vor)schulischen Institutionen sind.

Alma (40), Personal-Managerin mit einem monatlichen Haushaltseinkommen zwischen 6000 – 7000 €- und Mutter zweier Kinder (6 und 8 Jahre alt), ist in diesem Punkt schon einen Schritt weiter. Dies hat sicher mit dem Alter ihrer Kinder zu tun, die schon fest in den lokalen Institutionen wie Schule und Kindergärten, verankert sind:

„(...) da hatten wir keinen Ehrgeiz, die sonst wohin zu karren, das ist die ganz normale Grundschule hier, ähm, die auch nicht so'n besonders guten Ruf hatte, aber auch das ändert sich, weil ja jetzt viele Familien, ich mein die meisten sind hier schon akademisch geprägt vom Hintergrund so und ... dieses Gefühl, dadurch durch diese Nähe auch der Kinder, wo die jetzt sozusagen ihr soziales Umfeld aufbauen, kenn ich hier zig Leute, mehr als eigentlich-, ich bin wirklich in 'nem Dorf groß geworden und ich finde, ganz viele Strukturen vergleichbar, also, ich geh hier über die Straße und finde immer jemanden den ich grüßen kann, also bei jedem Weg und das find ich schön, weil ich einfach die Eltern, die Geschwisterkinder, was weiß ich, die-, man kennt sich eben, ne“. (IP_04_§12)

Für Alma sind die dörfliche Atmosphäre und gleichzeitig eine städtische Infrastruktur wichtig. Beides hat sie gefunden. Das Dorf ist für sie kein geografischer, sondern ein mentaler Ort, ein Referenzpunkt. Ein Ort des Vertrauens, auch und besonders in die Infrastruktur, und das - sich zum Positiven ändernde - soziale Umfeld. Das Vertrauen, dass die Schule mit dem weniger guten Ruf besser wird,

wenn Eltern und Kinder dazukommen, die so ähnlich sind wie sie selbst und ihre Kinder. Das Dorf, ihr Referenzpunkt für das, was eine Nachbarschaft ihrer Meinung nach ausmachen sollte, liegt hier mitten in der Stadt.

Auf die Verbindung der Annehmlichkeiten von Stadt und Land bzw. Suburb beim städtischen Familienwohnen weisen inzwischen auch einige andere Studien hin (siehe z.B. Frank 2011; Karsten 2014). Susanne Frank relativiert die in der Stadtforschung- und Planung suggerierte Dichotomie zwischen urbaner und suburbaner Lebensweise und spricht stattdessen von der „Suburbanisierung der Städte“ (Frank 2011, S. 297) und hier insbesondere vom Wunsch vieler städtischer Mittelschichtsfamilien mit relativ hohen Einkommen und Bildungsstand nach einer homogenen, der eigenen sozialen Position entsprechenden Sozialstruktur, die das Wohnen in der Innenstadt attraktiv macht. Das Argument der Übertragung suburbaner Lebensweisen in urbane Räume klingt zunächst recht plausibel, aber möglicherweise trägt der konzeptionelle Begriff „Vertrauen“ noch mehr zum Verständnis von Zugehörigkeit bei. Mit anderen Worten: das *suburb* kann als eine mögliche Referenz für Familien in der Innenstadt Bedeutung haben, das Vertrauen in die Nachbarschaft scheint jedoch ein übergeordnetes Prinzip zu sein. Ohne dies so explizit auf eine dörfliche Lebensweise zurückzuführen fühlt sich zum Beispiel Kerstin angezogen von einer situativen Normalität in der Nachbarschaft:

“Dieser, also was ich als positiv empfunden habe war, das Gefühl halt in einem Stadtteil so angekommen zu sein, daheim zu sein, weil egal welche Straße du gefahr'n oder gelaufen bist, du hast immer jemanden irgendwo grüßen könn'. Und das ist eben mit den Kindern überall immer zu sein und immer die gleichen Gesichter zu seh'n, in der Kita vernetzt zu sein. (...) Und ich glaube, dass das die meisten als sehr positiv empfinden, dass sie eben in der Stadt, in der sie nicht, ähm, groß geworden sind, dass sie da eben so 'n Gefühl haben von, oor jetzt sind wir da. Dass sie auch nur Kontakt haben mit anderen Zugezogenen haben und nicht mit den ursprünglichen, ist denn erst mal nachrangig.”
(IP_30_§38)

Was wir bei Kerstin, Alma und Tina finden, ist das Gefühl von zuhause sein im eigenen Kiez. Vor allem bei Alma, deren Kinder schon in der lokalen Infrastruktur verankert sind, finden wir ein starkes Zugehörigkeitsgefühl. Auch Kerstin, die viel mit ihren Kindern im Kiez unterwegs ist und „immer die gleichen Gesichter“ sieht,

fühlt sich zuhause. Bei Tina sind die lokalen Netze, insbesondere mit anderen Eltern, noch nicht so stark ausgeprägt wie bei Alma und Kerstin. Trotzdem fühlt sie sich zu Hause, weil sie im öffentlichen Raum sehen kann, was ihr vertraut ist. Was wir bei diesen drei Interviewpartnerinnen finden, fassen Blokland und Nast als „*comfort zone*“:

“In a comfort zone we move with relative ease. We know the rules of conduct because the setting occurs predictably and is understandable to us. However, the comfort zone does not need to be a site that we like, nor one that we can identify with. (...) The comfort zone contributes to belonging, but does not determine it, although belonging without a comfort zone is hard to imagine.” (Blokland und Nast 2014, S. 1146f)

Dieses situative Vertrauen ist eng verbunden mit der Nutzung der Nachbarschaft. Die Möglichkeiten, die ein Ort für bestimmte Gruppen bereit hält erschließen sich besonders gut, wenn wir einen Blick darauf werfen, wie diese ihre Nachbarschaft nutzen.

6.2.4 Die symbolische und praktische Nutzung der Nachbarschaft

„Ich schätze es total, dass ich-, wir wohnen ja in der X-straße, dass ich ... alles was ... wir als Familie brauchen ... maximal 10 Minuten entfernt-, also von der Kinderärztin, die direkt um die Ecke wohnt bis-, also als die kleiner waren, spielte das 'ne Rolle, jetzt nicht mehr so, bis zu den Geschäften, die ich direkt um die Ecke hab, die lange geöffnet sind, also ich schätze höchstmögliche Flexibilität und das krieg ich hier, also, ähm, äh, was weiß ich, wenn ich Samstagabend, wenn ich mir überlege, morgens Sonntag 'n Kuchen zu backen und ich hab die Dinge nicht, kann ich hier bis 10 Uhr einkaufen, oder bis 12 Uhr Mitternacht, das find ich cool, ähm, einfach das-also funktional ist es für mich wichtig und vom Lebensgefühl, beides, also ähm, im Gegensatz, viele unserer alten Nachbarn in Friedrichshain sind nach Lichterfelde gezogen, also was heißt viele, zwei Familien, das wär' für uns überhaupt nicht denkbar, wenn wir die mal besuchen, mir kommt das vor wie hinterm Mond, also, sind zwar schöne kleine Grundstücke mit Bäumen und alles ganz ländlich mitten in der Stadt, wär nichts für ... mich irgendwie, also. Ich fühle das hier auch wie im Dorf, ich empfinde das hier wie im Dorf, also, ähm, durch die beiden Jungs, die wir haben, die sind eben 6 und fast 9, die hier zur Kita und jetzt eben auch zur Grundschule um die Ecke gehen.“ (IP_04_§12)

In diesem Abschnitt wird es – das Zitat von Alma deutet es bereits an - um die positive Verbundenheit im Zusammenhang mit der Nutzung der Nachbarschaft gehen. Das Konzept der Nachbarschaftsnutzung differenziert zwischen einer

symbolischen und einer praktischen Dimension (Blokland 2011, S. 187). Praktisch nutzen wir eine Nachbarschaft, indem wir dort einkaufen, uns mit den Nachbarn unterhalten, unsere Kinder dort zur Schule schicken und mit ihnen auf den örtlichen Spielplätzen spielen. Symbolisch können wir unsere Nachbarschaft nutzen, wenn wir sie mit unserer Selbst-Definition in Passung bringen können. Dies schließt Praktiken der Identifikation, aber auch der Distinktion ein (ebd.). In diesem Abschnitt möchte ich zeigen, wie die praktische und die symbolische Nutzung der Nachbarschaft für die Bewohnergruppe, die sich stark mit ihrem Wohnort identifiziert, zusammenhängen.

Alma ist an ihrem Wohnort „angekommen“. Sie ist 33, als sie, ihr Mann und ihr erster Sohn von Friedrichshain nach Prenzlauer Berg ziehen. Zentralität ist für sie ein besonderer Standortfaktor. Zentral wohnen bezieht sich bei ihr aber nicht nur auf die Lage innerhalb der Stadt, also im geografischen Zentrum, sondern auch auf die Infrastruktur und das soziale Umfeld. Alle drei Kriterien, Zentralität, Infrastruktur und soziales Umfeld geben Alma ein Gefühl von Zuhause sein und sagen gleichzeitig etwas über ihre Nachbarschaftsnutzung aus. Sie verbindet mit ihrer Ortsidentifikation zwei Komponenten: die funktionale, oder praktische, und die symbolische Nutzung der Nachbarschaft. Die funktionale bezieht sich ganz wesentlich auf die „kurzen Wege“, die ihr der Wohnort ermöglicht: Sonntags einkaufen, was in der Küche fehlt, die Schule und die Ärztin der Kinder um die Ecke. All dies sind Annehmlichkeiten, die für sie wichtig sind. Die zweite Komponente, die ich symbolisch genannt habe, verweist auf ihren Lebensstil, der eindeutig urban geprägt ist. Sie möchte nicht „hinterm Mond“ (in diesem Fall ca. 20 S-Bahn Minuten vom Zentrum entfernt) leben, wie es im Zitat heißt. „Hinterm Mond“, diese Chiffre steht nicht nur für eine fehlende Infrastruktur, sondern für einen provinziellen, altmodischen – für einen suburbanen - Lebensstil, der eben gerade nicht mit ihrem „Lebensgefühl“ zusammenpasst und für sie „nicht denkbar“ ist, ganz ähnlich, wie ich dies mit dem Provinz-Metropole-Gegensatz gezeigt habe. Auch hier zeigt sich, wie ein Teil der Definition ihres Ortes mit Hilfe der Kategorisierung eines anderen Ortes (in diesem Falle Lichterfelde) zusammenspielt, wie eng Kategorisierung und Identifikation aufeinander bezogen werden. Diese Ka-

tegorisierung ist allerdings nicht nur eine symbolische Geste der Distinktion, sondern tatsächlich mit Substanz gefüllt. All die Bequemlichkeiten, die für sie wichtig sind, tragen nicht nur symbolisch, sondern auch praktisch zu ihrer Identifikation mit der Nachbarschaft bei. Die oft als indifferent kategorisierte städtische Mittelklasse nutzt die Aufwertungsquartiere eben nicht nur als „*social wallpaper*“ (Butler 2003, S. 2484), und damit symbolisch, sondern auch tatsächlich praktisch.

Alma ist ein gutes Beispiel dafür, wie Lebensstil und alltagspraktische Nutzung der Nachbarschaft nahezu perfekt zusammengebracht werden können. Sie kann den Ort symbolisch *und* praktisch nutzen.

Nichtsdestotrotz spielt die symbolische Nutzung eine prominente Rolle, um die eigene Zugehörigkeit zu demonstrieren. Rainald, ein 71-jähriger ehemaliger Hochschulprofessor, zog 2010 mit seiner Frau aus einer kleineren, westdeutschen Stadt bewusst nach Prenzlauer Berg. Er zeigt während des Interviews auf seiner Dachterrasse auf die Ölgemälde seiner Vorfahren im Wohnzimmer und erklärt:

„Ja, wir ham' also ... sehr persönliche, starke Motivation' gehabt im Jahr 2010, hier an den Prenzlauer Berg zu zieh'n. Das hängt damit zusamm' dass äh meine Familie seit Jahrhunderten uralte Berliner sind (...) die gehn da bis zu Friedrich dem Großen zurück. Einer meiner Vorfahren war da Lagermeister im königlichen Schloss Berlin. So un' das steckt irgendwie- das is' ja fast nur irrational is' das noch zu begreifen, steckt das in einem drin.“ (IP_10_§2)

Es ist exakt dies, was Rainald „irrational“ nennt, die symbolische Komponente seiner Nachbarschaftsnutzung. Ähnlich wie Savage et al. dies für die *elective belongs* in Manchester zeigen, und dies auch bei Alma sichtbar wurde, verbindet Rainald die eigene Biografie mit seinem Wohnort. Dabei ist es für ihn unerheblich, dass die Wurzeln in Berlin schon Jahrhunderte alt sind. Vielmehr legitimiert diese Tradition (unter Ausschluss der 40 Jahre real existierenden Sozialismus) Rainald als „rechtmäßigen“ Nachfahren von „Ur-Berlinern“. Aber Rainalds identifikatorische Verbindung mit dem Ort geht noch weiter.

„Aber dann is' für mich eigentlich das Heimat geworden, wo ich mich wirklich entfalten konnte. Und deswegen meine eigene Identität finden konnte in einem Stück sozialem Umfeld, auch durchaus räumlichen Umfeld. Möchte nich' überall in Berlin vielleicht leben

ne. Äh und also nich' in irgendei'm, das klingt jetzt vielleicht blöd, nicht in einem spießigen Viertel da." (IP_10_§48)

Rainald „findet“ seine „eigene Identität“ in einem „sozialen“ und „räumlichen Umfeld“ auch, indem er sich von anderen, den „spießigen Vierteln“ distanziert. Die soziale Identität, also Jenkins Vorstellung des dialektischen Zusammenhangs von Identifikation und Kategorisierung, findet hier, wie bei anderen Interviewpartnern auch (siehe oben), eine räumliche Referenz. Der räumliche Bezugspunkt hilft, die soziale Identität in Passung zum Ort zu bestätigen.

Diese Bestätigung findet sich auch in der Immobilien-Vermarktung des Prenzlauer Berges. Der Immobilien-Entwickler Stofanel formuliert das Angebot auf seiner Website so:

„Von einem bewohnbaren Paradies.

Ein Living Resort ist ein lebendes Kunstwerk. Zusammen mit auserwählten Architekten entwickeln wir an ganz besonderen Orten dieser Erde außergewöhnliche Schmuckstücke, die dem Menschen und seinen Bewohnern Freude bereiten. Mit viel Feinsinn für die regionale Architektur, Kultur, Natur und Tradition sowie für die Ansprüche und Sehnsüchte der Menschen entsteht ein individuelles, einzigartiges Zuhause, welches nicht nur ästhetische Bedürfnisse, sondern vor allem Lebensbedürfnisse erfüllt. Einzigartig Leben.“
(Stofanel Projektentwicklung GmbH & Co. Marthashof Berlin KG; <http://www.stofanel.com/de#/LivingResorts/Offering>)

Für jeden, der spezifische Ansprüche an sein Wohnumfeld stellt, sind solche Angebote von Bedeutung, versprechen sie doch mit der Befriedigung „ästhetische[r] Bedürfnisse“ und „Lebensbedürfnisse“ sowohl die symbolische wie die praktische Nutzung der Nachbarschaft. Die symbolische Nutzung, als Form der Repräsentation eines Lebensstils, kann zum Beispiel durch die Art des Wohnens ausgedrückt werden. Philipp - den wir bereits kennengelernt haben - ist Bewohner einer Wohnanlage und beschreibt, wie wichtig ihm die ästhetische Komponente des Wohnens ist:

„Und ich finde, dass, ich mein', wir ha'm ja hier nicht irgendeinen Architekten. Wir ha'm hier >Name<. Das sind, ich kenn' die, das sind tolle Projekte und ich finde, denen ist es wirklich gelungen, das hier so 'ne moderne Architektur hier gut zu integrieren. Äh, passt zufällig auch sehr gut mit dem gegenüberliegenden Klinkersteingebäude ...mh, mhm.... Es mag natürlich Diskussionen geben wegen der Paneele, ist nicht üblich, aber wenn

sagt, ich will Paneele haben, find' ich, muss man auch wieder sagen, das ist wirklich sehr-sehr gelungen. (...) Also es ist auch für die Leute, die hier wohnen, ist es 'ne fantastische, find' ich, tolle Architektur. Aber ich verstehe auch natürlich, ähm, dass das eben auch auf Leute auch auf so 'ne Architektur mit Paneelen, äh, befremdlich wirkt und so, auch auf Ablehnung stößt (...) Mit so 'm Gründerzeitbau machen sie nichts falsch, die gab 's immer schon, seit über hundert Jahr'n und da wird keiner was sagen. Das ist schwierig dann auch so was Neues zu machen, was trotzdem noch, ähm, und das ist ja wirklich sehr extrovertiert hier.“ (IP_26_§54)

Wohnen hat für Phillip nicht nur einen praktischen, sondern auch einen symbolischen Nutzen und dient damit - neben dem eigentlichen „Dach über dem Kopf“ - gleichzeitig seiner kulturellen Positionierung. Die „moderne Architektur“ und das „gegenüberliegenden Klinkersteingebäude“ sind für ihn keine Gegensätze, sondern ästhetische Herausforderungen, die spannend, erfrischend und vor allem ein kulturelles Statement sind. Für Gary Bridge sind diese Ästhetisierungen Kennzeichen einer prosperierenden städtischen Mittelklasse (Bridge 2006, S. 722) und gleichzeitig Ausdruck der Kämpfe um die kulturelle Hoheit in der Nachbarschaft.

“[T]he deployment of cultural capital in neighbourhoods is not simply one of maximising some objective cultural resource across the neighbourhoods of the city. The valorisation of one set of tastes in economic, symbolic and social terms results in the displacement of other tastes. (...) Gentrification is the most prominent social and physical manifestation of these taste boundaries operating in inner urban neighbourhoods.” (ebd., S. 728)

Die Bedeutung von Symbolen, das lehrt uns Anthony P. Cohen, sind immer mehrdeutig interpretierbar (Cohen 1985, S. 15–19). Für die einen, z.B. Phillip, steht seine Wohnanlage als Symbol für seine ästhetischen Dispositionen. Für andere kann sie symbolisch für den Bedeutungswandel des Prenzlauer Berg stehen. Mit der Wahrnehmung dieses Wandels und auch des Festhaltens an Bedeutungen eines Teils der ehemaligen Szene Prenzlauer Berg werden wir uns im nächsten Abschnitt beschäftigen.

6.3 Szenen, Subkulturen und Gegenkulturen: eine Begriffsklärung

Die Abgrenzung und Einordnung der Begriffe Subkultur und Szene ist an dieser Stelle angebracht. Ein Problem dabei ist, dass die Bedeutungen sowohl im Alltags- als auch im Wissenschaftsgebrauch zum Teil weit auseinandergehen können. Hitzler und Niederbacher (2010) definieren „Szenen“ als „eine Form von lockerem Netzwerk; einem Netzwerk, in dem sich unbestimmt viele beteiligte Personen und Personengruppen vergemeinschaften.“ (ebd., S. 15). Szenen seien prinzipiell selbstgewählte, relativ leicht zugängliche globale „Gesellungsgebilde“ (ebd., S. 16). Hitzler und Niederbacher verstehen ihr Szene-Konzept als posttraditionale Variante der „*peer group*“ im Sinne Cooleys (ebd., S. 15), ohne die Forschungsarbeiten zu Subkulturen einzubeziehen. Subkulturen wiederum grenzen sie von „Szenen“ ab als „(...) nicht so leicht zugängliche Gruppierungen, die zusammengehalten werden durch einen mehr oder minder radikalen Gegen-Entwurf gegen die (vermeintliche) Hegemonial-Kultur.“ (ebd., S. 189). Hitzlers und Niederbachers Szene-Konzept ist für die Abgrenzung von Szene und Subkultur wenig geeignet, da es, legt man die Subkultur-Konzepte von Claude Fischer (1975) und J. Milton Yinger (1960) zugrunde, nahezu synonyme Begriffe sind. Was Hitzler und Niederbacher unter Subkultur subsumieren, differenziert Yinger (1960, S. 629) anhand zweier wichtiger Kriterien analytisch präzise in Subkultur und Gegenkultur: 1) im Gegensatz zur Subkultur sei bei einer Gegenkultur das Konfliktelement bezüglich der Mainstream-Kultur zentral und 2) die Normen innerhalb einer Gegenkultur entstünden, anders als bei der Subkultur, erst in der Interaktion mit der Mainstream-Kultur. Yinger geht zwar nicht von einem binären, sondern graduellen Unterschied beider Formen aus, betont aber den Prozesscharakter in der Auseinandersetzung von Gegenkultur und Mainstream-Kultur, eine Auseinandersetzung, ohne die eine Subkultur durchaus auskommen kann (ebd.). So definiert Yinger eine Gegenkultur als “set of norms and values of groups that sharply contradict the dominant norms and values of the society of which that group is a part.” (Yinger 1984, S. 3).

Für meine Zwecke ist an Yingers Idee der Gegenkultur interessant, dass sie die prozessuale Interaktion mit der Mainstream-Kultur in den Fokus rückt. Alternative Normen und Überzeugungen entstehen nicht einfach in der Abgeschiedenheit

irgendwelcher Subkulturen, sondern werden erst an der Schnittstelle von Gegenkultur und Mainstream definiert. In diesem Sinne ist die ehemalige Szene Prenzlauer Berg eher als Gegenkultur zu verstehen, die sich zuerst vom DDR-Mainstream und später vom bundesdeutschen Mainstream bewusst absetzte. Das Problem ist, dass Yinger in seiner Definition nicht wirklich über das Gruppenkonzept hinausgeht. In Prenzlauer Berg gab es jedoch nicht die *eine* Gruppe, wie auch Veteranen der Szene, die Literatinnen Annett Gröschner und Elke Erb, feststellen:

Gröschner: Prenzlauer Berg ist ja was Gemachtes, das ist Feuilleton. Es wird einfach-
heißhalber eine Gruppe angenommen, und die Gruppe gab es in dem Sinne gar nicht
so. **Erb:** Prenzlauer Berg gab es schon, aber die Sache ist doch die, dass niemand von
innen das so genannt hätte. Es war kein Programm, es war keine geschlossene Gruppe,
aber dass es da war und sehr, sehr lebendig war, das ist unbestritten. (Felsmann und
Gröschner 2012, S. 417)

Es gab unterschiedliche Gruppen, die mehr oder weniger als Gegenkulturen im Sinne von Yingers Definition auftraten, indem sie sich entweder der offiziellen DDR entzogen (auch dies konnte als Provokation gelten), oder sich politisch mehr oder weniger offensiv betätigten. Was diese heterogenen Gruppen verband, war die Ablehnung des Systems DDR, mit welchen Mitteln dies auch immer repräsentiert wurde. Hier liegt die Verbindung von gegenkulturellen Gruppen und Szene. Eine Szene ist bei aller Heterogenität der beteiligten Gruppierungen durch eine übergeordnete Gemeinsamkeit gekennzeichnet: die mehr oder weniger konfliktgeladene Auseinandersetzung mit dem Mainstream *und* die mit dieser Wechselwirkung verbundene Generierung eigener Normen und Überzeugungen abseits des Mainstream. Damit tritt die Idee einer vorausgesetzten Gruppenmitgliedschaft zugunsten einer gemeinsamen Werte- und Normorientierung zurück, die auch Jenkins in seiner Konzeption sozialer Identität zeigt:

“Identity in this respect is that it allows individual diversity and collective similarity to co-exist within the same social space. There is no need to wonder about why people who 'are' the same don't all 'do' the same. For certain purposes and in certain contexts, they simply imagine that they are more or less the same. And that imagining is social 'real'.”
(Jenkins 1996, S. 114)

In diesem Sinne schlage ich vor, die ehemalige „Szene Prenzlauer Berg“ um die es gleich gehen wird, als diverse Anordnung unterschiedlicher Gegenkulturen zu verstehen. Die von mir interviewten Vertreter dieser ehemaligen Szene und ihr Nahestehende waren schon damals keine homogene Gruppe, sind aber heute – vermutlich mehr denn je – als *imagined community* (Cohen 1985) über ein gemeinsam geteiltes Normen- und Wertesystem verbunden.

Fischer (1975) ist weniger an der Differenzierung von Sub- und Gegenkulturen und auch nicht an imaginierten Gemeinschaften, sondern am Zusammenhang von Raum und Subkulturen interessiert, und definiert urbane Subkulturen als Gruppen mit einem “set of modal beliefs, values, norms and customs associated with a relatively distinct social sub-system” (ebd., S. 1323). Er entwickelt in seiner Subkultur-Theorie das Argument, dass Großstädte sich besonders gut für die Etablierung von Subkulturen eignen.

Entlang dreier Begrifflichkeiten möchte ich Fischers Theorie der Subkultur in das folgende Kapitel einfließen lassen: Infrastrukturen, Gruppen und Normen. Die Stärke bzw. die Intensität, wie Fischer es nennt, urbaner Subkulturen basiere auf zwei wesentlichen Prozessen: zum einen auf einer hinreichend großen kritischen Masse, bedingt durch die Migration spezifischer Gruppen in Großstädte. Die kritische Masse ermögliche diesen Gruppen den Ausbau einer institutionellen subkulturellen Infrastruktur, die wiederum zur Stärke der Subkultur beitrage (ebd., S. 1325f). Als zweiten Prozess benennt Fischer die Gruppenbeziehungen unterschiedlicher Subkulturen an einem Ort. Je unterschiedlicher diese Subkulturen, desto stärker ihre Intensität. Damit schließt Fischer an die Prozesse von sozialen Identifikationen und Disidentifikationen an, welche die vorliegende Arbeit rahmen. Aber auch aus einem weiteren Grund ist Fischers Idee der Intensität von Subkulturen interessant: In Kontrast zur These Louis Wirths (1938), dass Größe, Dichte und Heterogenität großstädtischer Populationen zu Entfremdung und Disorganisation führen würden, postuliert Fischer das Gegenteil:

“By ‘intensity’ I mean the antithesis of anomie and normlessness. It refers to the presence of, attachment to, and force of subcultural beliefs, values, norms, and customs. In place of the anomic city, it suggests a city of articulated value system.” (Fischer 1975, S. 1325).

Diese Aussage verdeutlicht noch einmal die Zentralität der im Abschnitt 4.4 ausgeführten Ortsnormen als Teil der Identifikation mit dem und der Identität des Ortes.

6.4 Ort der begrenzten Möglichkeiten: Erinnerungen als Quelle für Dis/Identifikationen

Dass der überwiegende im Abschnitt 6.2 zu Wort gekommene Teil meiner Interviewpartner sich in Prenzlauer Berg so wohlfühlt, hat eine Vorgeschichte. Die Identifikation mit und die Kategorisierung von Orten wird zum großen Teil erst aus deren Geschichte verständlich. Wie jeder Ort hat auch der heutige Prenzlauer Berg eine Geschichte, die es zu einzubeziehen gilt, will man die Gegenwart verstehen. Massey macht genau auf diesen Zusammenhang von Zeit und Raum aufmerksam:

“[W]hat I want to consider here is the ways in which places also stretch through time. Places as depicted on maps are places caught in a moment; they are slices through time.”
(Massey 1995, S. 188)

Identifikationen mit dem Ort beziehen sich fast immer auf einen bestimmten Moment in der langen Geschichte eines Ortes. Wir werden uns nun einen dieser Momente genauer aus der Perspektive der Bewohner anschauen, die sich genau zu diesem Zeitpunkt dem Prenzlauer Berg am zugehörigsten fühlten: Der Szene Prenzlauer Berg. Ein Problem dabei ist zu entscheiden, wie lang so ein Moment von relativer Stabilität eigentlich dauern kann. Wandlungsprozesse kommen nicht über Nacht, sind also nicht immer in Zeit messbar. Manchmal sind es auch Ereignisse, die den Wandel erst richtig bewusst machen. Wenn diese Ereignisse die wahrgenommene Lebensqualität spürbar beeinträchtigen, wird einigen Bewohnern klar, dass sie plötzlich in einer anderen Nachbarschaft leben, ohne sich aus ihr heraus bewegt zu haben. Wie die Szene den Wandel wahrnimmt und mit den daraus resultierenden Problemen umgeht, ist das Thema der folgenden Abschnitte. Darüber hinaus wird zu zeigen sein, wie die selektive Verwendung der Vergangenheit zum Bewertungsmaßstab des Heute wird.

6.4.1 Die Erinnerung an den Szene-Ort Prenzlauer Berg

Wie bereits im vorherigen Kapitel gezeigt, kann man den Ort, dem man sich zugehörig fühlt, wohl am prägnantesten beschreiben, wenn man seinen Gegenentwurf definiert. Wenn es um die Frage geht, wo man leben möchte, geht es genauso darum zu wissen, wo man nicht leben möchte. Diese Idee des *elective belonging*, ich habe sie bereits für die kürzlich Zugezogenen im Abschnitt 6.2.1 diskutiert, finden wir ganz ähnlich auch bei den in den 1980er und frühen 1990er Jahren zugezogenen Ostdeutschen, die vom subkulturellen Image Prenzlauer Bergs angezogen wurden. Die Erinnerungen der Interviewpartner, die in diesem Zeitraum zuzogen, kreisen oft um die als lebendig und heterogen wahrgenommene Szene, deren Teil sie damals selbst waren. Unangepasste Außenseiter, Dissidenten, Künstler, Studenten und Punks, die mit dem Zuzug nach Berlin im Allgemeinen und Prenzlauer Berg im Besonderen eine Freiheit von einer als bevormundend empfundenen DDR verbanden.

Wer Ende der 1980er Jahre in Prenzlauer Berg lebte und sich der dortigen Szene zugehörig fühlte, hatte die DDR – trotz der Mauer - bereits ein Stück weit verlassen. Was diese Szene verband war die Ablehnung der DDR, ohne dass dies immer in einer Zugehörigkeit zu einer oppositionellen Bewegung münden musste. Die Künstler-Subkultur, die in dem 1999 erschienenen Band „Durchgangszimmer Prenzlauer Berg“ von Gröschner und Felsmann in Interviews zu Wort kommt, zeichnet eine Stimmung des Ausstiegs aus dem Staat DDR, der aus ihrer Sicht nur dort möglich und für nicht Eingeweihte schwer verständlich war:

„Ich weiß noch, wie Uwe Kolbe, der ganz gut Mundharmonika spielen konnte, früh um drei beim Laufen seinen Blues spielte und wie der in diesen Häuserzügen widerhallte. Das klang schon wunderbar und gab einem das Gefühl, an einem besonderen Ort zu sein, in einer Welt, die nur noch entfernt etwas mit der DDR zu tun hatte. Und die Leute kamen von außen und schauten wie in einen Zoo, aber das Besondere konnten sie nicht sehen.“ (Felsmann und Gröschner 2012, S. 356)

Die sozialen Kreise, die sich hier bildeten, waren im weitesten Sinne ein Teil des kulturellen Untergrunds der DDR. Man erkannte und traf sich, wie Cosima (51, seit 1980 in Prenzlauer Berg wohnend) sich erinnert:

„War irgendwie, gehörte zum normalen Leben. Und der Freundeskreis, der sich natürlich dann hier bildete in Prenzlauer Berg, das war'n alles Leute, die, ja das war 'n alles, also das war'n vorwiegend Künstler, Architekten usw., ja. Bildhauer, Maler uns so und, ähm, klar, in den Wohnungen, natürlich wurde offen gesprochen, ooch kritisch. Das war völlig normal.“ (IP_33_§44)

Der Prenzlauer Berg war einerseits ein pragmatischer²⁸ Wohnort, andererseits soziale Identifikation, die Rückversicherung, auf der „richtigen“ Seite zu stehen und seinen Lebensentwurf jenseits des offiziellen DDR-Alltags zu leben. Cosima definierte in ihrem Zitat eben den subkulturellen Lebensstil in Prenzlauer Berg als „normal“. Mit Normalität sind hier nicht optimale Bedingungen für alle gemeint; hier steckt Misztals Kritik an Durkheim, für den es nur eine einzelne – die richtige – Version von Normalität gab (Misztal 2001, S. 320). Normalität ist in den meisten Fällen partikular, sie hat also oft einen simultanen „Gegenspieler“ für den das Normale nicht normal ist. In dem Maße wie die Szene Prenzlauer Berg in den 1970er und 1980er Jahren den Prenzlauer Berg als „normal“ empfand, interpretierte die „Staatsmacht“ DDR diese Normalität als abweichend von der Norm. Hier kommt die normative Dimension von Normalität ins Spiel, die bei den Grenzziehungen später noch eine wichtige Rolle spielen wird.

Ganz ähnlich wie die kürzlich zugezogenen Tina, Nicole und Phillip wurden die subkulturellen Gruppen der DDR angezogen von den Möglichkeiten, sich selbst zu verwirklichen, und abgestoßen von der als restriktiv empfundenen Provinz. Amalia kam 1983 als 18jährige nach Berlin und beschreibt diesen Metropole-Provinz-Kontrast mit ihrer damaligen Motivationen nach Prenzlauer Berg zu ziehen so:

„Also das war für mich die maximale Freiheit, die man in der DDR haben konnte, war Prenzlauer Berg, ja. Also einfach weil alle so Leute sich irgendwie trauten, was man sich in der-in der Provinz, irgendwie vielleicht ooch trau'n konnte, aber mit doch viel-viel-viel schlimmeren Auswirkungen, ja. Also das, was man hier in Berlin machen konnte, da wär' man in 'ner Stadt wie Magdeburg komplett von der Bildfläche verschwunden und wär' verhaftet worden, ja. Das es das natürlich auch alles gab und dass die Stasi auch da war un' das, wenn man das wirklich auch wenn man, äh, auch da Mode war, dass man dann

²⁸ Pragmatisch, weil man durch die „stille Besetzung“ einer lehrstehenden Wohnung am schnellsten zu eigenem Wohnraum kam (siehe Kap 3.3).

genau solche schlimmen Erlebnisse hatte, wie in der Provinz, das hat man natürlich auch sehr schnell gemerkt. Aber erst mal war es etwas, was-was-was absolut mit Freiheit zu tun hat.“ (IP_19_§18)

Silvia, eine 47-jährige alleinerziehende Mutter, kam im selben Jahr 1983 nach Prenzlauer Berg und erinnert sich ganz ähnlich:

„Na es war schon 'n bisschen freier in Berlin und es gab mehr Möglichkeiten als woanders und äh die Künstler lieben ja Freiheit und dadurch sind, denk' ich mal, ooch viele hergekommen'. Ja doch Kunstszene war ooch ganz gut vertreten uff jeden Fall.“ (IP_9_§12)

Hier finden wir Fischers Idee der Intensität urbaner Subkulturen wieder: Mit hinreichender kritischer Masse steigt die Bereitschaft, sich genau dort niederzulassen, wo man auf Gleichgesinnte hoffen kann. Wie bei den heutigen *elective believers* wurde auch hier die Provinz als ein Ort, aus dem man nur fliehen konnte, konstruiert. Provinz bedeutet auch hier wieder die Restriktion von Möglichkeiten. An dieser Stelle unterscheidet sich die Konstruktion von Zugehörigkeit der Newcomer und der Szene Prenzlauer Berg nur wenig. Was man sich in der Provinz der frühen 1980er Jahre nicht trauen konnte, wie Amalia es formuliert, war, einen expressiven Lebensstil zu führen, aufzufallen, sich als Gegenentwurf zum idealen DDR-Bürger zu inszenieren. Amalia und andere nehmen heute den Prenzlauer Berg vor der Wende als Ort der Möglichkeiten – Silvia selbst benutzt diesen Begriff – wahr. In Fischers Terminologie sind diese Möglichkeiten in erster Linie verbunden mit subkulturellen Institutionen im Sinne von lokalen Infrastrukturen wie Clubs, Kneipen und anderen Treffpunkten (Fischer 1975, S. 1326). Während Fischer sich fragt, welche sozialen Effekte Urbanität hat (ebd., S. 1319), ist für uns ein etwas anderer Punkt von Bedeutung: Was zieht Menschen in Städte, und welche Möglichkeiten suchen sie oder finden sie dort vor? Was genau für Infrastrukturen waren dies, und wie wird sich an deren Nutzung erinnert?

Auffällig bei den Narrativen ist, dass, obwohl Bewohner wie Cosima oder Amalia das Leben in Prenzlauer Berg als Freiheit empfanden, sich vieles im Geheimen abspielte, wie z.B. auf dem Hirschhof, einem „Projekt“ der Szene in einem der zahllosen heruntergekommenen Hinterhöfe Prenzlauer Bergs.

Ein anderes Beispiel für diese versteckte Nutzung erzählt mir Amalia. Für sie war der Prenzlauer Berg der 1980er und früher 1990er Jahre ein Abenteuerspielplatz mit Freunden. Ein nie endender Sommer auf den Dächern und Hinterhöfen:

„Also ich bin, als ich in der Prenzlauer [Allee, HS] gewohnt habe im Prinzip im Juni auf 's Dach gezogen und im September wieder runter ja, also.“

Interviewer: „Hat man da andere Leute geseh'n?“

„Das war wie auf der Straße. Also es gab da immer so Frühstücksgesellschaften auf jedem-auf jedem Hausdach gab 's 'ne andere. Und in der Schliemannstraße war 's ganz besonders schön, weil da war'n so ganz viel Musikstudenten un' die ha'm dann irgendwie sonntags immer Flötenkonzerte off 'm Dach jegeben oder, ähm, es wurden auch so Kinderplanschbecken oben auf die..., manche hatten auch ihr'n Fernsehapparat oben. Also es war sozusagen eigentlich, ähm, fast wie so 'ne >lacht< Kleingartenanlage ohne Kleingärten. >lacht< Aber es war denn so, wenn man gefrühstückt hatte, man wusste irgendwie, man hat ke'ne Butter. Is' egal, man geht irgendwie ein Haus weiter un' dann holt man sich die Butter ja. (...) Aber es spielte sich eh'm halt och also, wenn man das heute so sieht diese Foto's, die sagen immer alle, ja un' es hat doch gar keiner gelebt ja. Also es is' ja gar kein Leben auf der Straße, aber es spielte sich also unheimlich viel an Leben in den-in den Häusern und auf den Dächern und in den Hinterhöfen ab.“ (IP_19_§18-20)

Ganz ähnlich erinnert sich Silvia an die „Szenetreffpunkte“ in Prenzlauer Berg:

„Also off den Höfen war immer was los, off den Hinterhöfen. Fast off jedem Hof stand 'n Tisch und 'ne Bank und irgendwas, ob's grün war oder nich', und, und da war immer Treffpunkt.“ (IP_09_§14)

In den Beschreibungen der Szene Prenzlauer Berg (siehe z.B. Felsmann und Gröschner 2012; Dörfler 2007, S. 156) hören wir weiterhin von Wohnungen, die zu Kneipen und literarischen Zirkeln umfunktioniert wurden; und auch Amalia erinnert sich an solche Treffpunkte.

„Zum Ende so um '88, machten erst mal noch 'n paar Cafés auf. Und dann gab es auch so, dann fing es an mit, äh, Wohnungscafés oder Wohnungskneipen. Da machten Leute halt, bauten auch, zimmerten halt Tresen in ihre 1-Raum-Wohnung oder (...) der [eine] baute seine zu 'ner Galerie um und so ja. Wo er dann halt nur noch so in der Mitte sein Bett stellte, aber das Bett war eben das einzige private, was noch so da war.“ (IP_19_§08)

Die „Frühstücksgesellschaften“, Hinterhoffeste und Lesezirkel waren Teil der subkulturellen Infrastruktur, die es möglich machte, sich dem Ort zugehörig zu

fühlen. Diese Form des Zelebrierens eines Lebensstils fand hier jedoch nicht im öffentlichen Raum statt. Der durch die restriktive DDR-Haltung gegenüber jeglicher Abweichung gewissermaßen erzwungene Ausstieg aus dem öffentlichen Raum war jedoch kein Rückzug ins Private, sondern ein Rückzug in parochiale Bereiche. Diese sind zunächst nicht als physische, sondern als soziale Territorien zu verstehen (Lofland 1998, S. 11f). Eine Wohnung mag als privater und ein Park als öffentlicher Raum definiert sein, entscheidend ist für Lofland allerdings die Ausprägung und Dichte der sozialen Beziehungen, die dort anzutreffen ist (ebd., S. 51). So kann es möglich sein, dass mit einer Nachbarschafts-Grillparty ein Teil eines öffentlichen Parks zu einem parochialen Bereich „gemacht“ wird. Parochiale Bereiche liegen an der Schnittstelle zwischen öffentlichen und privaten Bereichen (ebd., S. 10) und sind dabei analytisch von öffentlich und privat abzugrenzen (ebd., S. 46). Mit ihnen sind nicht die privaten Bereiche, wie Haushalte bzw. Familie, sondern Beziehungen auf der Ebene der Nachbarschaft oder des Arbeitsplatzes gemeint. Loflands geht zwar davon aus, dass physische Räume und soziale Bereiche in einer unabhängigen Beziehung zueinander stehen, also nicht deckungsgleich sein müssen (ebd., S. 12), im Falle der Szene Prenzlauer Berg fiel jedoch der Raum mit dem parochialen Bereich zusammen. Die parochialen Bereiche waren dann z.B. Wohnungen, die zu Galerien umfunktioniert wurden, Dachböden zum Frühstück; aber auch offizielle Clubs der DDR-Kulturabteilung wurden, wenn die Clubleitung der Szene wohlgesonnen war, kurzerhand „übernommen“, wenn auch nur für einen Tag in der Woche:

„Franzclub, alle-wir alle. Im Franzclub spielte sich alles ab. Alles: Kennenlernen, alle Trennungen alles vor der Wende im Franzclub. Also du kennst den Franzclub, ne vorne in der Kulturbrauerei, bevor er natürlich umgebaut wurde. Er hat ja mit dem von früher nichts mehr zu tun. Aber da traf sich wirklich alles, da hast du alle wieder gefunden.“
(IP_33_§84)

Diese parochialen Bereiche, wenn auch nicht untypisch in westlichen Gesellschaften, waren ein essentielles Merkmal der Raumnutzung von DDR-Subkulturen und dabei gleichsam Rückzugsorte; oder in den Worten Lyn Loflands: „[T]he parochial realm gives us a degree of physical and emotional safety“ (ebd., S. 229). Gelegentlich wird bei der Beurteilung des Lebens in der DDR der Begriff

der „Nischengesellschaft“ (z.B. Neubert 1998; Voigt 2009, S. 138–140) verwendet, dessen Praxis auf einen zahlenmäßig nicht unerheblichen Teil der DDR-Bevölkerung zutraf: die Nische des Privaten oder der Parochialität als Schutzmaßnahme vor einer geglaubten oder einer tatsächlichen staatlichen Überwachung.

Schauen wir von den 1980er Jahren auf die Zeit kurz nach dem Fall der Mauer 1989. Der Zusammenbruch der DDR hat in Prenzlauer Berg zunächst nicht, wie man annehmen könnte, zu einem fundamentalen Wandel der Identifikation mit dem Ort geführt. Sicherlich hat dies vor allem damit zu tun, dass der Ort selbst schon lange vor 1989 als ein Symbol für die DDR-Opposition stand, die Maueröffnung also nur den schon lange von der offiziellen DDR abweichenden Lebensstil bestätigte.

Das Wendejahr 1989/90 markierte trotz allem eine Zäsur. Die vorher im Verborgenen stattfindenden subkulturellen Aktivitäten und Infrastrukturen waren nun nicht mehr verboten. Kneipen, die vormals illegal in Privatwohnungen betrieben wurden, waren nun tatsächlich öffentlich. Aus leeren Häusern wurden besetzte Häuser mit der entsprechenden Außenwirkung (Roder und Tacke 2004). Aus den zu DDR-Zeiten an einer Hand abzählbaren Clubs wurden im Laufe der ersten Monate des Jahres 1990 Dutzende. Dizzi (37) beispielsweise lebte zu dieser Zeit, also mit etwa 17, 18 Jahren, in einem besetzten Haus am Hackeschen Markt in Mitte, hatte aber sehr enge Kontakte zur Hausbesetzerszene in Prenzlauer Berg und war dort häufig in den Clubs unterwegs.

„Anfang der Neunziger, wenn ich die Revue passieren lasse, ähm,... naja, da war- das dann schon anders, alles >lacht<, das war alles, ähm, wilder und, ähm, cooler-, also Anfang der Neunziger war ich viel, war ich ja viel, äh, Schönhauser 20 auch, ähm, ähm, da, äh, (2) oder in der Sredzkistraße in dem besetzten Haus oder ich, oder, oder. (...) Wir sind viel in‘ Duncker gegangen, also eigentlich jedes Wochenende hatten wir diese Tour Duncker, Atelier, Knaackclub, so, dieses Dreieck und, ähm ... da war ich total viel in Prenzlauer Berg unterwegs, alles war natürlich irgendwie, ähm ... runtergekommener und, aber ... cool, also es war viel Punk.“ (IP_01_§207)

Die infrastrukturellen und identifikatorischen Möglichkeiten schienen – zumindest für den subkulturellen Ausschnitt Prenzlauer Bergs - grenzenlos. Im Gegensatz zur versteckten Nutzung vor 1989 war nach der Öffnung der Grenze die Präsenz

der subkulturellen Aktivitäten im öffentlichen Raum unübersehbar. Genauso, wie viele der kürzlich Zugezogenen ihre Nachbarschaft heute symbolisch wie praktisch nahezu perfekt nutzen können, gelang dies der Szene Prenzlauer Berg 25 Jahre zuvor. Hitzler (2010, S. 30) differenziert bezüglich der Ortsbezogenheit von Szenen in „Treffpunkte“ und „Events“. Als Teil einer räumlichen und subkulturellen Orientierung vereinte ein Teil Prenzlauer Bergs beides: Er war gleichzeitig Event und Treffpunkt, für viele auch Wohnort. Diese starke Verbindung von Ort und subkultureller Identifikation durch die intensive Nachbarschaftsnutzung reproduziert bis heute Bedeutungen und Normen des Ortes, die gegen Abweichungen in Stellung gebracht werden. Die Frage ist, ob wir einfach von einer linearen Transformation vergangener subkultureller Normen in das Heute ausgehen können oder ob die Bedeutungs- und damit die Normproduktion nicht Teil eines gegenwärtigen Prozesses des kollektiven Erinnerns ist. Möglicherweise werden die Normen und Bedeutungen von „früher“ erst in der Konfrontation mit dem „heute“ durch Bearbeitungen und Umformungen reflektiert und neu generiert. Das Wesen des kollektiven Erinnerns ist der selektive Umgang mit der Vergangenheit im Lichte der Gegenwart (Halbwachs 1991, S. 55f). Ein kleines Beispiel soll dies verdeutlichen. Amalia beschreibt den Kollwitzplatz von früher, ähnlich wie dies heute im Feuilleton etwas despektierlich mit dem Marker Latte Macchiato getan wird, als einen Ort des Austauschs zwischen Müttern:

“Äh, es war ja auch alles sehr klein und alle kannten sich und alle also es gab ooch so 'n Bäumchen-wechsle-Dich-Spiel, also es gab so Wege ja, wo bestimmte Paare. Wenn dann, der Kollwitzplatz war eh'm halt so 'n, ähm, ja eigentlich wirklich wie so 'n Marktplatz, wo eh'm ooch, was heute Facebook is', is' damals halt der Kollwitzplatz gewesen und da wurde dann eh'm auch ausgetauscht, wer is' der Vater von dem Kind und von dem Kind und von dem Kind. Also die Väter war 'n irgendwie dann alle weg, aber so das war die Generation von Kollwitzplatz, äh, besuchen oder Kollwitzplatzmüttern, wo eh'm fast nur Mütter auf dem Kollwitzplatz saßen und Väter fast gar nicht. Aber wo alles so unklare Familienverhältnisse war'n, aber komplett ja (...).“ (IP_19_§8)

Hier wird der Grundstein einer Gegenerzählung gelegt, eine neue Bedeutung die aus der alten erwachsen ist und als normatives Korrektiv für die Gegenwart verwendet wird. Im Subtext wird dies bei Amalias letzten Satz oben deutlich: Es waren „unklare Familienverhältnisse“ – im Gegensatz zu heute, wo das bürgerliche

Familienideal Vater, Mutter, Kind(er) als die Norm in Prenzlauer Berg gilt, zumindest in der Wahrnehmung Amalias:

“Und jetzt merk' ich plötzlich, wie so diese alten Strukur'n sich wieder eingeschlichen ha'm. (...) Hier fehl'n die Leute mit weniger Einkommen, die in den Hinterhäusern wohnen, weil 's die einfach nich' gibt, die Hinterhäuser und, ähm, das hat-hat aus diesem Viertel eh'm halt das bürgerlichste Viertel wieder gemacht ja,“ (IP_19_§22)

Erinnerungen dieser Art, so bemerken Fentress und Wickham (1992) sind besonders von Bedeutung für die Wahrnehmung der Gegenwart:

"Nevertheless, one point emerges very clearly: that the way memories of the past are generated and understood by given social groups is a direct guide to how they understand their position in the present; that one can, in fact, barely separate social memory from an analysis of the social at all (...)." (ebd., S. 126)

Im Unterschied zu den kürzlich Zugezogenen, die ihre Zugehörigkeit zum heutigen Prenzlauer Berg in Abgrenzung von ihren Herkunftsorten zeigen, definiert Amalia die Vergangenheit des Kiezes in Kontrast zu seiner Gegenwart, einem Kiez, dem sie sich nicht mehr zugehörig fühlt.

6.4.2 Vom Verschwinden der Möglichkeiten zur Disidentifikation

Die Eroberung und Nutzung des Ortes war eine Form sozialer Praxis, sich mit dem Ort zu identifizieren. Diese Praxis findet allerdings nur noch in den Erinnerungen einiger meiner Interviewpartner statt. Sie ist imaginiert und symbolisiert eine vergangene Bedeutung. Amalia und Silvia zum Beispiel erzählen in ihren Erinnerungen von parochialen Settings, in denen für den damaligen subkulturellen Ausschnitt der Bewohner Prenzlauer Bergs Praktiken möglich waren, die heute unmöglich scheinen, wie Amalia feststellt:

„[W]as ich z. B. für 'ne Einschränkung der Freiheit halte, is', dass man eben nich' mehr auf die Dächer kommt, weil wir ha'm ja ganze Sommer auf den Dächern verbracht, ja.“ (IP_19_§18)

Amalias Statement steht weniger für die Unmöglichkeit, Dächer zum Frühstück zu nutzen, sondern vielmehr für die generelle Unmöglichkeit, sich den Ort wie früher anzueignen. Auch Silvia kontrastiert ihre Erinnerungen an die Geselligkeit

auf den Höfen des alten Prenzlauer Berges mit Blick auf ihre heutigen Nachbarn als Verlusterfahrung:

„Nee, also es sin' nette Leute und-und ich kenn' die ooch alle, oder fast alle. Und man- mit manchen redet man ooch mal kurz und sagt ‚Hallo‘. Aber das man irgendwie gemein- sam sich mal trifft oder was zusamm' macht - gar nicht.“ (IP_09_§18)

Wir finden bei Amalia die Wahrnehmung, dass diese *Settings* von damals nicht mehr zur Verfügung stehen und auf der anderen Seite erklärt uns Silvia, dass ganz einfach auch die alte Szene fehlt, um diese Orte zu „bespielen“. Letztendlich waren beides, der Hinterhof wie auch das Dach, parochiale Bereiche, die, zu einer bestimmten Zeit sozial aufgeladen, ein beträchtliches Stück Identifikation mit dem Ort produzierten. Da es, wie am Beispiel eben gesehen, entweder am Zugang zur Lokalität oder aber einfach am Personal fehlt, gerät auch die Identifikation mit dem Ort unter Druck. Dieser fehlende Zugriff auf den Ort von heute zeigt sich besonders deutlich in Cosimas Zitat:

„Also über 30 Jahre, das ist jetzt keine kurze Zeit. Aber das, was mir hier so gefallen hat, ich find' es kaum noch. Das ist- natürlich es sind schöne Cafés, schöne Geschäfte. Es wohn' noch 'n kleiner Bruchteil von Freunden wohn' hier noch-alten Freunde, die hier auch so, in ihren kleinen Rückzugsorten ja so, auch noch da sind. Aber so im Großen Ganzen, was ich hier so beobachte, kann ich hier weggeh'n, ja, wird es nicht mehr fehlen. Also die Erkenntnis hab' ich noch nicht lange, so ein, zwei Jahre. Bin traurig, aber ich möchte hier nicht bleiben. In dieser Gesellschaft hier nicht mehr. Also, ich zieh' daraus auch nichts mehr. Es ist nichts, was mich- wo ich 'ne Energie zurück kriege, die ich brauch' für-für Dinge, die ich mach'.“ (IP_33_§110)

Orte bieten uns zu einer spezifischen Zeit Möglichkeiten, die zu einem anderen Zeitpunkt nicht denkbar sind (Lofland 1998, S. 71). Ändert sich die Bedeutung des Ortes, hat dies Einfluss auf unsere räumliche Identifikation. Saskia (35) ist selbstständige Fotografin, alleinerziehende Mutter mit einem vergleichsweise geringen Einkommen und wohnt schon ihr ganzes Leben in Prenzlauer Berg. Sie erzählt mir von Lärmbeschwerden zugezogener Bewohner einer neu errichteten Wohnanlage gegenüber den Musiker-Übungsräumen auf dem angrenzenden Hof:

„Ich glaub den Hof gibt's schon noch und ... da gibt's halt auch einige Musiker die da ihre Räume haben und und dis is halt so, ... dis heißt sich halt, ne, dis- man hat dis Gefühl,

das geht einfach nicht wirklich zusammen, so, wo man wahrscheinlich denkt, das ist 'ne Frage der Zeit, dass es eben auch dann einfach weg sein wird, ne, wo sich die Leute dann eben andere Ecken suchen, wo's einfach wieder mehr reinpassen, wo sie sich auch selber mehr entfalten können, man hat halt hier eher so das Gefühl, dass solche Geschichten halt stören und das finde ich schon schade (...) Also ich fände's eigentlich toll, wenn ich so was inner Nachbarschaft hätte, aber ... ist wahrscheinlich von vielen eben gerade nicht gewünscht, die wollen halt einfach ihre Ruhe (...)“ (IP_03_§108)

An diesem Zitat können wir exemplarisch sehen, wie Möglichkeitsstrukturen der Nachbarschaftsnutzung sich verschieben können, wenn sich das Image des Ortes ändert. Die Präsenz der einen Bedeutung - symbolisiert in den Prenzlauer Gärten oder durch Phillips Wohnanlage aus dem Abschnitt 6.2 - verändert in der Wahrnehmung Saskias die Möglichkeiten, die mit der früheren Bedeutung verbunden waren. Was sich dort „beißt“, wie Saskia es formuliert, sind nicht die Bewohner selbst, sondern die Bedeutungen, die sie mit dem Ort verbinden. Ob die Musiker tatsächlich verdrängt werden weiß Saskia nicht. Trotzdem antizipiert sie dies und leitet daraus ihre Beurteilung über die „Prenzlauer Gärten“, die gleichsam einen anderen Lebensstil repräsentieren, ab:

„Ich finde auch diese Wohnkomplexe, ich finde die auch ... ich finde, die passen auch eig-, gar nicht in Prenzlauer Berg, ja also diese Prenzlauer Gärten da vorne, die sind furchtbar.“ (IP_03_§108)

Das Beispiel Saskia zeigt gut, wie die fehlenden Möglichkeiten der subkulturellen Nachbarschaftsnutzung zur Disidentifikation mit dem Kiez beitragen. Neu errichtete Wohnanlagen werden dann zu Symbolen, denen dann ganz unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden. Die physische Erneuerung bringt dann nicht einfach nur für einige unbezahlbaren Wohnraum, sondern – gewissermaßen durch die „Hintertür“ – eine neue Bedeutung und damit auch eine neue Normalität hervor, an der sich die Szene abarbeitet. Die Frage, ob die hohe Miete bzw. der Kaufpreis oder die neue Bedeutung für die Disidentifikation verantwortlich sind, wird sich nicht abschließend klären lassen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass beides eine Rolle spielt. Ich werde diesen Punkt etwas später aus einer anderen Perspektive wieder aufgreifen.

Bis hierhin können wir die unterschiedlichen Bedeutungszuschreibungen, abhängig von einem zeitlichen Kontext, rekonstruieren, aber wenig über die tatsächlichen sozialen Folgen sagen. Wenn hier der Eindruck entsteht, dass es sich bei den Bedeutungswandlungen nur um ein „Verlustgeschäft“ der Szene handelt, ist dies nur eine Seite der Geschichte. Ich werde im nächsten Abschnitt zeigen, dass die Veränderungen zu einem zarten Aufblühen subkultureller Infrastrukturen geführt haben und eine symbolische wie praktische – aber dennoch selektive - Nutzung wieder möglich machen.

6.4.3 Die symbolische Nutzung von Lokalitäten: Narrative der Disidentifikation

"Symbols of the 'past', mythically infused with timelessness have precisely the competence, and attain particular effectiveness during periods of intensive social change when communities have to drop their heaviest cultural anchors in order to resist the currents of transformation." (Cohen 1985, S. 102)

Physische Lokalitäten sind tatsächlich bestens dazu geeignet, in Zeiten umfangreicher Transformationen symbolisch mit Bedeutungen aufgeladen zu werden. Bereits zuvor erzählte uns Saskia: die Prenzlauer Gärten „passen nicht in den Prenzlauer Berg“. Wie aber sieht die Beurteilung vergangener Lokalitäten aus, mit denen sie sich identifiziert? Der 2010 geschlossene „Knaack-Club“ in Prenzlauer Berg war ein solcher Ort und erlebt nicht nur bei Saskia eine erstaunliche Renaissance, die ihm zu Lebzeiten wahrscheinlich nicht zugekommen wäre. Saskia hat den „Knaack“, neben einigen anderen Szene-Clubs der frühen 1990er Jahre in Prenzlauer Berg, damals intensiv genutzt. Entsprechend fällt ihr Urteil zur Schließung aus:

“Ja, ich mein' das is ja natürlich so'ne, so'ne Veränderung, die so kontinuierlich sich d-, über die Wende ... einfach durchgezogen hat bis heute. Ich mein', mal sehen, wo das noch hinführt, aber ... ich seh das ja eher sehr kritisch, so wie sich dis entwickelt so (...) Also hier in der Greifswalder find ich's zum Beispiel, so der „Knaack“ is jetzt weg, ne, weil es wegen der Lautstärke da Probleme gab, wegen so 'nem Wohnhaus, ich mein' da bin ich als Jugendliche immer tanzen gegangen, ja, der „Magnet-Club“ [ein benachbarter Clubs mit Livemusik, der wegen Lärmbeschwerden inzwischen nach Kreuzberg umgezogen ist], der is jetzt weg, den macht 'n Freund von mir, der- die sind jetzt halt in Kreuzberg,

ne, das is halt so, dis is halt, verändert sich halt, die gehen halt alle weg und es wird halt hier eher so'n ... gediegenes Familienwohnviertel." (IP_03_§100)

Lyn Lofland (1998, S. 65f) fasst solche Lokalitäten als eine Form der „person-place-connections“ und nennt sie *“memorialized locales”*:

„By ‘memorialized locales’, I refer to small pieces of the public realm that, because of events that happened and/or because of some object (e.g., a statue) that resides within them, take on, for some set of persons, the aura of ‘sacred places’ (...) Of course, not all sacred places are in the public realm (in fact, my guess is that the majority are to be found in parochial realm space). But when they are - precisely because of their ‘publicness’ - they can become lightning rods for feelings of ‘community’ and for expressions of conflict.“ (ebd.)

Insbesondere wenn wir eine eigene biografische Geschichte, so wie Saskia und auch andere, mit solchen Orten teilen, können *„memorialized locales“* bedeutsam werden. Die Person-Ort-Verbindung kann unter Umständen zu Grenzziehungen führen. Saskia bedauert nicht nur einfach, dass es den „Knaack“ oder das „Magnet“ nicht mehr gibt, sie grenzt sich gleichzeitig von deren Nachfolge, dem „gediegenes Familienwohnviertel“, ab. Die Szene-Clubs, verstanden als *memorialized locales* symbolisieren eine vergangene Bedeutung, als sie noch den Lebensstil der Szene repräsentierten. Der verschwundene Knaack- oder Magnet-Club sind zwei lebendige Erinnerungsmahnmale an eine inzwischen ungültige Bedeutung dieser Lokalitäten. Sie haben ihre Materialität nicht verloren, wurden jedoch durch die Umnutzung gleichzeitig mit einer neuen Bedeutung versehen, wie Uli (47, Ingenieur), der die Schließungen ebenso beklagt, feststellt:

„[D]er Knaack is weg, der Magnet is weg und sehr symptomatisch, also ich meine, >schmunzelt< könnte man als symbolträchtig bezeichnen, dass ja der "Magnet" jetzt 'n Bioladen geworden ist, 'n Biosupermarkt.“

Seine Frau ergänzt:

„Aber dis is sehr symbolträchtig, weil das passt unwahrscheinlich...“

Uli: „Ja und dis is die Entwicklung, die hier stattgefunden hat und die eigentlich ooch schade is, das da eben, die Kneipen und dieset lebendige Leben eben weg is.“

Bemerkenswerterweise stellt sich im weiteren Verlauf des Interviews heraus, dass Uli beide Clubs eher sporadisch genutzt hat

„(...) [I]ck war im "Magnet" ... zufällig, kurz vor der Schließung, ick hab wirklich gekuckt, bin nich abends hingegangen um irgendwie, dafür sind die Leute die da im Normalfall hingehen zu jung, also ick bin zu Konzerten gegangen, ja, und dann ooch in, also wann ick dit letzte Mal im Knaack war, kann ick Dir nich sagen, das' dann wirklich lange her.“
(IP_02_§156)

Zwar ist Uli aus der Rolle des Clubgängers „rausgewachsen“ und trotzdem ist die Schließung ein Verlust für ihn und seine Frau.

Auch Dizzi (37) unterstreicht noch einmal die symbolische Bedeutung von Örtlichkeiten, welche, ähnlich einem Phantomschmerz, ihren realen Gehalt auch dann nicht verlieren, wenn sie gar nicht mehr genutzt wurden oder verschwunden sind:

“Also ich war jetzt ja, ich war jetzt schon ewig nich mehr im „Knaack“ und im „Magnet war ich auch schon lange nich mehr, aber es is einfach, es is trotzdem total schade, weil, ... allein zu wissen, dass es hier is und ähm, dass es auch so'n Club is, in den ich früher ja sehr sehr gerne war, dass der jetzt hier weg soll, dis's Scheiße, ja, macht mich sauer.“
(IP_01_§204)

Saskia, Uli und Dizzi identifizieren sich nicht geradlinig mit dem Prenzlauer Berg, sondern mit einer für sie wichtigen Lokalität innerhalb des Ortes, die es nicht mehr gibt. Diese Lokalität ist nicht verschwunden, sie hat ihre Bedeutung gewechselt. Dieser Wechsel wird als symptomatisch für einen allgemeineren Bedeutungswandel interpretiert, der eben nichts mehr mit der von allen drei so geschätzten Clubkultur zu tun hat. In diesem Sinne wird die Umnutzung einer Lokalität auch als ein Wechsel der Lebensstile wahrgenommen. Von „Rock'n'Roll zu Bio“ ist ein Schritt, den insbesondere die Szene nicht gehen möchte. Die Disidentifikation mit der neuen Bedeutung des Ortes führt so auch zur Abgrenzung von einem Lebensstil (wie auch bei Saskia gesehen), der die neue Nutzung, den Bioladen, tatsächlich nachfragt. Entsprechend äußert sich Dizzi zu einem Bio-Supermarkt, dem der Hof eines besetzten Hauses weichen musste:

„[D]is is ja jetzt alles zugebaut, ne, mit diesen komischen gelben Häusern und diesem LPG-Bio-Kaufhaus und, und das find ich einfach nur ätzend. Also ich find diese Leute, die dort aus und ein gehen, äh, gefallen mir nich mehr gut. >lacht< Also, ich weiß nich- ich- das is- äh, ... und das die jetzt noch diese Boutiquen hingetan haben, wo ... ach ich

weiß nicht, also. Wo früher so'n Bauwagen stand, wo man irgendwie schön uff Liegestühlen noch 'n Bier trinken konnte.“ (IP_01_§216)

Obwohl meine drei Interviewpartner die Lokalitäten nicht mehr nutzen können, nicht nur weil sie nicht mehr existieren, sondern auch, weil sie einfach keine Clubgänger oder Hausbesetzer mehr sind, haben sie weiterhin eine Bedeutung. Sie sind nicht mehr praktisch, aber symbolisch – als Abgrenzung zur neuen Bedeutung – wichtig und nutzbar.

Nun wäre zu vermuten, dass bei den kürzlich Zugezogenen diese identifikatorische Bindung, gekoppelt mit einer vergangenen Bedeutung, kaum zu finden ist. Ein interessantes Beispiel ist hier Rainald (71), emeritierter Professor der Geografie, der seit 2010 in Prenzlauer Berg lebt. Auch er beklagt die Schließung des Knaack-Clubs, allerdings aus einer etwas anderen Perspektive. Für ihn ist die ursprüngliche kulturelle Infrastruktur Teil der *heutigen* Ortsidentität von Prenzlauer Berg:

„Genau dieses kulturelle Leben, das brauchen wir, das is' ja die Besonderheit auch im Prenzlauer Berg gewesen. Die zieh'n jetzt in andere Viertel, in andere Stadtteile, nich. Es is' 'ne Verarmung (...).“ (IP_10_§42)

Für Rainald bedeutet die Schließung von Clubs nicht die Erinnerung an durchgetanzte Nächte, die einen Teil des Erwachsenwerdens für Dizzi oder Saskia ausmachten; vielmehr betrachtet er eine lebendige Clubkultur als eine Art Standortfaktor. Er sieht das Reizvolle des Ortes immer auch aus der Perspektive des Regionalplaners, der er einst war, und im Gespräch mit mir nun wieder ist. Lokalitäten wie der Knaack- oder Magent-Club sind auch für ihn Symbole einer lebendigen Stadtteilkultur. Allerdings – und das ist die Differenz zur Szene – können diese sehr gut mit den anderen Veränderungen harmonieren. Wenn sie verlorengehen ist das für Rainald stadtentwicklungspolitisch, aber eben, und das ist entscheidend, nicht identitätspolitisch, bedauerlich.

6.4.4 Die symbolische und praktische Nutzung von Lokalitäten: Narrative der Identifikation

"Die Gruppe sucht - und teilweise gelingt es ihr - in den neuen Verhältnissen ihr früheres Gleichgewicht wiederzufinden. Sie versucht, sich in einem Stadtviertel oder einer Straße, die nicht mehr für sie gemacht sind, sich aber an der Stelle befinden, wo sie gelebt hat, aufrechtzuerhalten oder neuzubilden." (Halbwachs 1991, S. 134f)

Neben den Örtlichkeiten, die durch eine neue Nutzung ihre Bedeutung wechseln und so als Symbole für eine neue Nutzung stehen, gibt es allerdings auch solche, die neu entstehen. Für Amalia gibt es, ähnlich wie bei Saskia, Uli und Dizzi nur noch wenige Anknüpfungspunkte mit den neuen Bedeutungen, wäre da nicht die eine oder andere Lokalität, deren Außenwirkung ihr aus dem Herzen zu sprechen scheint. Eine davon ist die „Staatsgalerie Prenzlauer Berg“, die mit Lesungen und Ausstellungen an die subkulturelle Vergangenheit Prenzlauer Bergs erinnern möchte.

„Aber es gibt halt noch so 'n paar Orte, ähm, auch Orte, die intressanterweise dann aufgemacht ha'm, so wie die Staatsgalerie in der Greifswalder Straße, die noch mal so versucht, noch mal so 'n-so 'n-so 'n, also eh'r so wie so 'n Pflock einzuschlagen, also wir sind noch da und wir ha'm ooch noch 'ne Stimme, auch wenn Euch das vielleicht nich' intressiert, aber wir-wir sind noch existent, ja. Also da würd' ich auf jeden Fall die Staatsgalerie nenn' und paar Leute auch ja. Auch so and're Kneipen, die noch so, also Raucherkneipen >lacht< sag ich jetz' mal, ja, ähm, die-die, also sehr lange in der Nacht auf ha'm, immer Ärger mit der Nachbarschaft ha'm, ähm, auch immer kurz vor 'm Schließen sin', un' die sich aber auch immer in so 'ner gewissen Zähigkeit auch behaupten ja. Und, äh, das sind natürlich die Orte, wo ich mich auch am wohlsten fühle.“ (IP_19_§12)

Eine anderes Beispiel für diese Kneipen ist die „Rumbalotte continua“, die - bezeichnenderweise – von einem prominenten Vertreter der alten Szene betrieben wird. Heidi (66), Mitte der 1990er Jahre aus Westdeutschland zugewandert, fühlt sich genau dort am wohlsten, wo der Geist der alten Zeit präsent ist

„[D]enn von dem Papenfuß das neue "Rumbalotte" (...) da war ich neulich mal drin, das fand ich hervorragend, das war so wie früher ja. Raucherkneipen, ich rauch zwar nich, aber das is ja jetzt egal ja, wird ja jetzt geraucht ohne Ende. Un Bier gib's nur aus Flaschen, gibt nix zu Essen.“ (IP_06_§32)

Silvia bringt diese neue Form der räumlichen Identifikation, unabhängig von konkreten Lokalitäten, etwas genereller auf den Punkt:

„Na, ich freu' mich immer, wenn ich mal ich sag so 'ne naturbelassene Kneipe finde, die so 'n bisschen wie so nachwendemäßig aussieht, wo-wo einfach noch nich' alles so schick 'is, da freu' ich mich eigentlich immer, wenn ich mal so was finde noch, was es ja wirklich noch selten gibt, ne, ja. Weil das macht eigentlich das Flair aus oder hat's mal ausjemacht. Schicke Kneipen find' man überall auf der Welt, ne, aber, grade dieses so'n bisschen Runtergekommene so, das is' eben fast ausgestorben, aber da geh' ich gern hin, solche Sachen“ (IP_09_§56)

Lokalitäten, deren Selbstverständnis an alte Traditionen anknüpft, bilden Kristallisationspunkte für neue Identifikationen. Gleichzeitig sind sie aber auch Symbole der Abgrenzung gegenüber neuen Symbolen wie Bio-Supermärkten, Kindercafés oder Designergeschäften. So wirbt das „Baiz“, eine dieser Kneipen in Prenzlauer Berg, am Außenbereich mit dem Slogan „Kein Bex, kein Latte, kein Bullshit, keine Bedienung“. Einen „Pflock einschlagen“ - wie Amalia es formulierte - um zu zeigen „wir sind noch existent“ heißt auch, das „Bioparadies“ Prenzlauer Berg mit Lärm und Raucherkneipen zu kontaminieren, und ist die trotzigste Antwort auf das neue Image des Ortes.

„*Memorialized locales*“ sind höchst relevante Marker für Identitätspolitik. Unabhängig von der tatsächlichen Nutzung können sie für einige entweder eine identifikatorische oder eine disidentifikatorische Bedeutung entfalten und sind damit symbolisch nutzbar. Die vergangene Bedeutung dient hier immer als Vergleichsfolie für die gegenwertige Symbolik, wie zum Beispiel der Bioladen, der den Magnet-Club ersetzt. So wird die „verschwundene“ Symbolik von Örtlichkeiten auf einmal hoch relevant. Nicht dass sie häufig genutzt würden und eine Schließung unsere Lebensführung beeinträchtigt. Auch das Verschwinden selbst ist nicht der Kern des Problems, sondern die neue Bedeutung, für die diese Lokalität steht. Umgekehrt bedienen sich neue Lokalitäten der vergangenen Bedeutung des Ortes als rau, ungeschliffen und subkulturell. Diese werden von den Vertretern der „alten“ Szene als Orte der Identifikation erkannt und entsprechend wertgeschätzt. Klar ist allerdings auch, dass diese Form der Nutzung in der Konsequenz die Möglichkeiten zur Verbindung mit der Nachbarschaft stark minimiert

und höchst selektiv gestaltet. Trotz der neuen symbolischen wie praktischen Nutzung der Nachbarschaft hat die Szene mehr verloren als gewonnen.

6.5 Diskussion: Prenzlauer Berg als Ort der ungleichzeitigen Möglichkeiten

Das Gefühl von Zugehörigkeit zu einem Ort ist kein stabiler Zustand, sondern ein sozialer Prozess. Konzeptionell lässt sich diese Prozesshaftigkeit mit Jenkins' sozialer Identität zusammendenken. Zugehörigkeit ist – ähnlich wie soziale Identität – nicht einfach da, sie wird mal stärker oder schwächer in Frage gestellt, ausgehandelt, ist genauso Praxis wie Gefühl, sie wird sozial konstruiert. Wie lässt sich diese soziale Konstruktion sichtbar machen?

Ich habe Zugehörigkeit mit den Polen Möglichkeiten und Restriktionen dimensioniert. Möglichkeiten sollen verstanden werden als die Fähigkeit, mittels der Selbst-Identität Zugriff auf den Ort zu bekommen. Restriktionen oder Unmöglichkeiten erschweren den Zugriff auf den Ort. Bei diesen Möglichkeiten geht es nicht allein um bereits vorhandene Möglichkeiten, sondern darum, ob und wie diese tatsächlich genutzt werden. Ob und wie Bewohnern dieser Zugriff auf ihre Nachbarschaft gelingt, erschließt sich über ihre Nachbarschaftsnutzung und über ihr Verständnis von Kiez-Normalität.

Weiterhin braucht das Gefühl von Zugehörigkeit ein Gegenüber von dem wir uns abgrenzen können und ist damit ein relationaler Prozess. Bei diesem Gegenüber geht es nicht nur um eine soziale Zugehörigkeit (Welcher Gruppe fühle ich mich zugehörig?), sondern auch um eine räumliche Zugehörigkeit (Welchem Ort fühle ich mich zugehörig und welchem nicht?). Die letztere Abgrenzung hat eine räumliche und eine temporale Dimension. Innerhalb der räumlichen Dimension wird die Bedeutung des Ortes in Abgrenzung zu anderen Orten definiert. Ich habe diese Form der räumlichen Abgrenzung bei den kürzlich Zugezogenen gezeigt. Eine wichtige Rolle spielte hierbei die Metropole-Provinz-Metapher. Die Metropole birgt fixe Möglichkeiten, die zu realisierten Möglichkeiten werden, weil die situative und die normative Dimension von Normalität zusammenfallen. Diese wahrgenommene Normalität lässt zum Beispiel Alma die soziale wie materielle

Infrastruktur ihres Ortes als „gut“ und „richtig“ einschätzen und entsprechend nutzen. Die Provinz ist die Antithese zur Metropole; der Ort, den man hinter sich gelassen hat, dem man sich nicht mehr zugehörig fühlt.

Die temporale Dimension hingegen bezieht sich nicht auf einen entfernten, anderen, sondern genau auf den Ort, an dem man gerade lebt, konkret: auf den Wandel dieses Ortes. Die Überbrückungsleistung vom „falschen“ zum „richtigen“ Ort, welche die *elective belongs*, die kürzlich Zugezogenen, „erfolgreich“ absolviert haben, wird hier unter umgekehrten Vorzeichen, von der Identifikation zur Entfremdung, vollzogen. Auch hier spielen wieder die Metropole und die Provinz, diesmal nicht als räumliche, sondern als kognitive Konstruktion, eine Rolle. Die Szene Prenzlauer Berg ist durch den Bedeutungswandel des Ortes aus der Metropole, dem Ort der Zugehörigkeit, herausgefallen und in der sprichwörtlichen Provinz gelandet, ohne sich einen Schritt wegbewegt zu haben. Wir konnten sehen, welche früheren Möglichkeiten und damit verbundene Nachbarschaftsnutzungen gemeint sind: die Szene nutzte ihre subkulturellen Infrastrukturen in den 1980er Jahren trotz zu befürchtender Repressalien der DDR-Ordnungsmacht. Mit dem Fall der Mauer institutionalisierten sich diese Infrastrukturen noch stärker in nun an die Öffentlichkeit tretende Kneipen, Clubs oder besetzte Häuser. Vor allem das kurze Möglichkeitsfenster des Jahres 1990 ist es, was die Szene Prenzlauer Berg als Kiez-Normalität – und auch hier wieder das Zusammenfallen von situativer und normativer Normalität – wahrnahm. Paradoxierte steht dieses Zeitfenster exemplarisch für den Zusammenbruch einer situativen Normalität der Vorhersehbarkeit, Beständigkeit und Lesbarkeit der sozialen Ordnung. Die Szene Prenzlauer Berg nahm dieses Fehlen situativer Normalität als Chance im Sinne eines „alles ist möglich“ wahr (siehe auch Abschnitt 2.3). Erst die mit der Wirtschafts- und Währungsunion der DDR mit der Bundesrepublik Deutschland einhergehende „Normalisierung“ der sozialen Ordnung wird als Einengung und Begrenzung von Möglichkeiten wahrgenommen (dies wird bei den symbolischen Grenzziehungen im Kapitel sieben noch einmal deutlich).

Für die zuziehenden einkommensstärkeren Gruppen war diese Normalisierung Voraussetzung für ihre Wahl des Wohnortes, wie wir am Beispiel Phillip mit seinen „Vorbehalten gegen den Osten“ oder Carsten in seinem Zögern, in weniger entwickelte Nachbarschaften zu investieren, sehen konnten. Diesen Zuziehenden genügte die subkulturelle Färbung Prenzlauer Bergs allenfalls als symbolisches Dekor. Was sie nachfragten waren nicht verrauchte Szenekneipen oder laute Clubs, sondern materielle Infrastrukturen wie gute Schulen, gehobene Gastronomie und einen ihrem Einkommen angepassten Wohnungsmarkt mit der Möglichkeit zur Eigentumsbildung.

Diese mit dem Wandel einhergehenden Bedeutungszuschreibungen den Kiez betreffend können also fundamental differieren. Ein wesentlicher Prozess dabei ist das kollektive Erinnern an die vergangene Bedeutung des Ortes. Mit dem Erinnern wird der Verlust einer ursprünglichen Kiez-Normalität gegenwärtig. Dabei wird neben der situativen auch die normative Dimension von Normalität wichtig (ich komme gleich darauf zurück).

Dieser Verlust hat auch Auswirkungen auf die Nachbarschaftsnutzung. Eine Entfremdung von der Nachbarschaft heißt nicht, dass die Nachbarschaft nicht mehr genutzt wird, aber sie wird *anders* genutzt. Die starke symbolische und praktische Nachbarschaftsnutzung konnten wir in Form der *memorialized locales* sehen. Die inzwischen zu Bioläden und ähnlichem umgenutzten Lokalitäten der Szene stehen weiterhin als Symbole für eine vergangene Bedeutung zur Verfügung, die ein Kontrast zur neuen Bedeutung bildet. Sie sind nicht (mehr) praktisch, aber – als Abgrenzung zur neuen Bedeutung – symbolisch nutzbar. Symbolisch wie praktisch lassen sich die neuen Lokalitäten nutzen, deren Selbstverständnis den Geist der alten subkulturellen Zeit atmet und gleichzeitig einen Kontrast zur heutigen Bedeutung des Ortes bietet. Obwohl *memorialized locales* die Möglichkeit bieten, die Nachbarschaft symbolisch und praktisch zu nutzen, geschieht dies nur sehr selektiv.

Für die kürzlich Zugezogenen *elective belongs*, die sich den Ort bewusst ausgesucht haben, ist der Wandel weniger ein Problem, sondern vielmehr eine wichtige Voraussetzung für das Gefühl von Zugehörigkeit. Normalität ist der heutige

Ausgangspunkt der Kiezwahrnehmung. Bei dieser Gruppe ist dieses Gefühl allerdings genauso wenig statisch wie bei der anderen. Die *elective belongs* beklagen die Wandlungsprozesse seit *ihrem* Zuzug ebenfalls. Auch hier ist es wahrscheinlich, dass in absehbarer Zeit *memorialized locales* konstruiert werden. Dies bedeutet auch, dass es nicht ausreicht, *elective belonging* als Momentaufnahme des Zugehörigkeitsgefühls in den Blick zu nehmen. Der Wandel von Orten kann für die einen das Fenster für den identifikatorischen Zugriff auf den Ort schließen, während es sich für andere öffnet. Gleich einer Schiebetür wurden die Möglichkeiten zur Identifikation geschlossen, während sich auf der anderen Seite dieser Tür etwas Neues öffnete. Nicht der Zustand, sondern vor allem der Wandel von Nachbarschaften, ist ein entscheidender Kontext, der das Zugehörigkeitsgefühl maßgeblich mitbeeinflusst. Dabei sind die Nutzung der Nachbarschaft und die Wahrnehmung einer Kiez-Normalität zentrale Komponenten der Identifikation mit oder Disidentifikation vom Ort. Aber auch eine wahrgenommene situative Normalität allein reicht nicht aus, um sich mit dem Ort zu identifizieren. Wichtig ist das Zusammenfallen von situativer und normativer Normalität. Erst die normative Bewertung von Situationen bezüglich ihrer Vorhersehbarkeit, Beständigkeit und Lesbarkeit entscheidet, ob das Vorhersehbare, Beständige und Lesbare unserer Normvorstellung entspricht oder eben nicht. Genau darum wird es in den nächsten zwei Kapiteln gehen.

Kapitel 7 Symbolische Grenzziehungen und die Verbindung zum Raum

Ein wesentlicher Punkt dieser Arbeit ist es zu verstehen, wie sich die unterschiedlichen Bedeutungen, die dem Ort zugeschrieben wurden, in symbolischen Grenzziehungen ausdrücken. Was ich zeigen möchte ist, wie moralische und sozio-ökonomische Grenzziehungen (Lamont 1992; Lamont und Molnár 2002) mit dem Ort verbunden sind. Obwohl Lamonts kategoriale Einteilung symbolischer Grenzen seit der Veröffentlichung instruktiv kritisiert wurde (siehe z.B. Jarness 2015; Patterson 2014), möchte ich diese zwei Möglichkeiten symbolische Grenzen zu ziehen als Ausgangspunkt nehmen, dabei aber im Verlauf die Komplexität und Wechselbeziehung dieser Grenzziehungen zeigen.

Ein zweiter wichtiger Punkt ist die Frage, welche sozialen Konsequenzen aus symbolischen Grenzziehungen resultieren. Als ein Resultat dieser Grenzziehungen weisen Lamont und Molnár (2002, S. 168) auf soziale Grenzziehungen, also das Kontrollieren und Monopolisieren des Zugangs zu Ressourcen und Möglichkeiten, hin. Sie gehen zwar davon aus, dass symbolische Grenzen umstritten sein können (ebd., S. 186), widmen der eigentlichen Auseinandersetzung um die Legitimität der symbolischen Grenze aber weniger Aufmerksamkeit. Im zweiten Teil dieses Kapitels möchte ich mich mit dem Ringen um die Definition der symbolischen Grenze beschäftigen und zeigen, wie das von Goffman (1975) vorgeschlagene Stigma-Konzept, insbesondere dessen Idee des Stigmamanagements, bei der Analyse der Schnittstelle zwischen symbolischer und sozialer Grenze und der Verbindung zum Raum weiterhelfen kann.

7.1 Zur Normativität symbolischer Grenzen

Moralische Grenzen, so schreibt Michelle Lamont (1992, S. 4): „are drawn on the basis of moral character, they are centered around such qualities as honesty, work ethic, personal integrity, and consideration of others.“. Interessanterweise liefert sie im Verlaufe ihrer Studie außer dem Verweis auf Howard Beckers „Außen-seiter“ (Becker 2014) und Erving Goffmans „Stigma“ (Goffman 1975) keine soziologische Definition von Moral.

Ein Blick auf die soziologischen Klassiker zeigt, dass es im groben zwei konzeptionelle Zugänge zum Begriff Moral gibt. Durkheim definierte Moral als substantiell. Das heißt: Moralische Grundsätze, oder wie Durkheim (2012 [1893], S. 56) es ausdrückt, der „Korpus moralischer Regeln“, betreffen ganze Gesellschaften und binden deren Mitglieder aneinander. Wo diese gemeinsamen Vorstellungen erodieren, drohe Anomie. Klassische moralische Instanzen seien die Kirche, die Familie und der Staat. Durkheim begreift Moral damit grundsätzlich als universal. Bei Max Weber steckt die moralische Komponente in seinem Idealtypus vom wertrationalen Handeln, einem sozialen Handeln, das in erster Linie durch spezifische Wertvorstellungen, also moralische Grundsätze, geprägt sei (Weber 2002, S. 673f). Im Unterschied zu Durkheim jedoch begreift Weber moralische Grundsätze nicht als allgemeingültig für jedes Individuum oder jede Gruppe. Er gibt sogar noch drei weitere Bestimmungsgründe sozialen Handelns an, die weniger auf moralischen, sondern eher auf rationalen Grundsätzen basieren (ebd., S. 673ff). Innerhalb einer Gesellschaft können moralische Grundsätze also unterschiedlich bzw. von unterschiedlicher Wichtigkeit sein. Ausgehend von diesen Prämissen wird der Begriff Moral in den Sozialwissenschaften grundsätzlich entweder als universalistisches bzw. partikularistisches Modell konzeptioniert (Hitlin und Vaisey 2013, S. 55). Während im ersteren Modell moralische Vorstellungen mit Fairness und Gerechtigkeit - also ganz allgemeingültigen Grundsätzen - verbunden sind und diese die Einteilung von „richtig“ und „falsch“ (auch für den Forschenden) erlauben, fragt der zweite Ansatz danach, wie Gruppen und Individuen dieses „richtig“ und „falsch“ in der sozialen Praxis unterschiedlich definieren (ebd.).

Diese Vorüberlegungen führen mich weniger zur Frage, was moralisch oder unmoralisch, richtig oder falsch ist, sondern wie partikuläre moralische Grundsätze für soziale und räumliche Klassifikationen verwendet und wie dabei moralische und räumliche Normvorstellungen aufeinander bezogen werden.

Uli lebt mit seiner Frau seit Mitte der 1990er Jahre in Prenzlauer Berg und kam damit genau zu der Zeit, als die alten Szene-Strukturen noch sichtbar und dominant waren, die Szene sich aber langsam in andere Stadtteile zurückzog. Er ist

Vater eines 10-jährigen Sohnes, der die örtliche Grundschule besucht und zieht häufiger moralische Grenzen, wenn er über die kürzlich Zugezogenen spricht. Uli erzählt mir von langatmigen, nicht enden wollenden Elternabenden, von Müttern, die - für ihn leicht lösbare - Probleme ewig diskutieren. Und er unterscheidet dabei zwischen sich und diesen Eltern:

„[N]a, die Elternversammlungen sind sehr gute Beispiele, dass man einfach ... unterschiedliche Ansichten hat in der Herangehensweise an bestimmte Sachen, dass zum Beispiel, wenn 'ne Arbeit angesagt ist, wir unser Kind lernen lassen, andere aber eben aber diese- 'n anderen Zugang einfach dazu haben, die dann sagen: ‚Ok, der muss Eigenverantwortlichkeit lernen, dann kriegt er eben mal 'ne vier oder 'ne fünf, dann wird er's schon merken.‘. Wat ick nu wieder nich so sehe, weil ick denke, in der Zeit brauchen die noch irgendwie 'n bisschen Antrieb und wenn sie's mir zuliebe-, wenn er's mir zuliebe macht, is mir das in dem Moment ooch erstmal egal. Ick möchte, dass er 'ne bestimmte Wissensgrundlage kriegt (...).“ (IP_02_§311)

Uli positioniert seine eher bodenständige Vorstellung von schulischer Wissensvermittlung gegen die Laissez-faire-Haltung anderer Eltern. Für uns ist hier einerseits eine Spielart der Grenzziehung, andererseits aber auch der Zusammenhang von Moral und Normen interessant. Moralische Grundsätze lassen sich, folgen wir Durkheim und Weber, eng mit Werten verbinden. Werte können als „Orientierungsrahmen [für] das Denken und Handeln“ (Abels 2009b, S. 15) des Einzelnen oder auch einer Gruppe definiert werden. Demgegenüber schreiben „Normen (...) mehr oder weniger streng vor, wie gehandelt [oder gedacht, HS] werden soll.“ (ebd.). Normen sind also Konkretisierungen von Werten in sozialen Alltagssituationen. In diesem Sinne sind die Begriffe Norm und Moral zwar nicht austauschbar, dennoch beziehen sie sich sehr eng aufeinander. Ulis Wertvorstellungen von Kindererziehung sind denen von Dizzi (37), Mutter einer 18-jährigen Tochter und eines 5-jährigen Sohnes recht ähnlich:

„[I]ch glaube, ich bin in 'ner Erziehung eher so klarer und ich bin, also ich hab relativ genaue Vorstellungen, wie ich was haben möchte und mach dann durchaus eher so Ansagen, oder, ne, oder, ähm, ich weiß nich, ich setz die Dinge dann auch so durch, die ich für richtig halte (...) ich bin klar würd ich mal so sagen. So, und das find ich auch total wichtig für Kinder, also so Grenzen aufzeigen, so, das sind so Sachen die mir wichtig sind bei Kindern (...).“ (IP_01_§103)

„Klarer“ zu sein, heißt für Dizzi, dass es Eltern in ihrem Umfeld gibt, die sich für ihren Geschmack eben nicht, oder nicht genug, gegenüber ihren Kindern durchsetzen. Während dies im Zitat oben eher subtil und zwischen den Zeilen bleibt, da sie niemand Besonderen benennt, gegen den sie sich abgrenzt, führt sie an anderer Stelle aus, was bzw. wen genau sie meint:

„Paula [Dizzis 18-jährige Tochter, HS] hat ja oft Freunde mit nach Hause gebracht und die hab ich kennengelernt und >lange Pause< noja, sind schon ooch >lacht< so 'ne klassischen Prenzlauer Berg-Kinder, so wie man- wie se- wie also, weißte wie klischeehaft 'n bisschen, wie man se sich vorstellt ... so die...”

Interviewer: „Wie denn?...“

>lacht< „Najaaa, schon so recht a n s p r u c h s v o l l >Wort gedehnt< mitunter und, äh, alles muss erstmal so ausdiskutiert werden und man muss- brauch' ooch schon irgendwie 'ne ordentliche Begründung zu 'ner Ansage.“ (IP_01_§91)

Ab hier wird klar: Dizzi zieht eine Grenze zwischen sich und den „Anderen“. Auf der einen Seite steht sie, die klar in der Erziehung ist, verbindliche „Ansagen“ an ihre Kinder macht, „Dinge durchsetzt“. Auf der anderen Seite stehen die Eltern der Freunde von Paula, die alles „ausdiskutiert“ und jede Ansage „begründet“ haben möchten. Dizzi meint mit ihrer Kritik nicht in erster Linie die Kinder, sondern deren Eltern. Ihr Problem mit den Eltern ist die Norm, mit denen diese die Freunde ihrer Tochter erziehen. Auf dasselbe Problem verweist Alma (40, Mutter von zwei Söhnen im Grundschulalter) in ihrem Zitat:

„[A]ber wenn dann ‚Monsieur K.‘ >ironische Anspielung auf eine Freund ihres Sohnes, HS< denkt, ähm, äh, ich hab heute mal keine Lust, den zum Geburtstag einzuladen, ja da wird auf alle Befindlichkeiten der Kinder Rücksicht genommen. Mir fehlt da 'ne Grenzsetzung, ne ... auch sowas wie Werte, wie, ähm, wirklich auch mal zumind-, also das Kind kann ja so denken, Kinder denken egozentrisch und denken auch nich langfristig, aber auch die Erwachsenen hier begegnen mir manchmal mit der Attitüde, ähm, ‚Naja, wenn's dann halt so is, wir müssen dann den aktuellen Tages-ähm-geschehen folgen und dann isses so.“ (IP_04_§72)

Aus einer Perspektive, die diese Normvorstellungen im Blick behält, sind die hier gezogenen moralischen Grenzen immer auch normativ grundiert: Uli, Dizzi und Alma haben bestimmte Werte, mit denen sie ihre Kinder erziehen. Diese Wert-

vorstellungen leiten ihre Praxis an, ihr Kind „lernen zu lassen“ (Uli), oder „Ansaugen“ zu machen und „Dinge durchsetzen“ (Dizzi). Werte, als Ausdruck moralischer Grundsätze und Normen als Anleitung zur Umsetzung dieser Grundsätze in die Praxis sind also äußerst eng miteinander verknüpft. Moralische Grenzen sind dann auch Grenzziehungen zwischen einer gegebenen Norm und deren Abweichung und damit als Reaktion auf diese Normabweichungen zu verstehen. Für mein Argument ist diese normative Komponente aus zwei Gründen so wichtig. *Erstens* stärkt der Normenbegriff die partikuläre Perspektive Webers auf Moral, die davon ausgeht, dass Normen (als alltägliche Konkretisierungen von Werten) nie, weder in „Gesamtgesellschaften“ noch in kleinräumlichen Maßstäben, universal gültig sein müssen. Gerade bei Grenzziehungsprozessen sind es Partikularnormen, die das Ende des „Wir“ und den Beginn der Grenze markieren, wie in den Beispielen oben deutlich wurde. Die Ortsbezogenheit von Normen (siehe Abschnitt 4.4) wiederum erlaubt *zweitens* den Anschluss zum Raum, indem wir fragen können, ob und wie spezifische Normvorstellungen mit dem Ort verbunden werden. Dizzis Statement von den „klassischen Prenzlauer Berg-Kindern“, gibt einen ersten Hinweis auf diese Verbindung. Das Image des Ortes legt gewissermaßen fest, welches Verhalten der Bewohner wir dort vorfinden, so der Subtext in Dizzis Aussage. Moralische Grenzen haben immer eine normative, können aber zusätzlich eine räumliche Dimension haben. In der Praxis der moralischen Grenzziehung werden dabei Abweichungen von der eigenen Normvorstellung postuliert, während diese Abweichung als das Typische für einen bestimmten Raum konstruiert wird.

7.2 Die Überlagerung symbolischer und sozialer Grenzen

In Lamonts Verständnis werden sozio-ökonomische Grenzen gezogen, wenn wir Evaluierungen finden, die sich auf die soziale Position (z.B. Einkommen, beruflicher Erfolg oder Macht) der „Anderen“ beziehen (Lamont 1992, S. 4). Wie können wir den Zusammenhang von sozio-ökonomischer, also symbolischer, und sozialer Grenze denken? Für Lamont sind symbolische Grenzziehungen nicht einfach nur die Möglichkeit der Markierung von Unterschieden zwischen ähnlichen sozialen Lagen, sondern ein wirksames Mittel, soziale Grenzen zu legitimieren (Lamont und Molnár 2002, S. 186). In ihrer Annahme, dass symbolische Grenzen

erst in soziale transformiert werden können wenn sie legitimiert sind (ebd., S. 169), steckt implizit eine Kausalität: ohne symbolische Grenze keine soziale Grenze. Obwohl dies zunächst unmittelbar einleuchtend ist, offenbart sich bei meinem Interview mit Silvia, einer alleinerziehenden Mutter ostdeutscher Herkunft, mit einem Haushalteinkommen von etwa 1000 € im Monat, ein Problem. Silvia zieht eine klare Grenze, wenn es um die finanziellen Möglichkeiten geht, die den kürzlich Zugezogenen zur Verfügung stehen:

„Dass die nu' so 'ne- so'n jutes ... Umfeld hatten, so aufgewachsen sind in juten Verhältnissen mit reichen Eltern. Die-die Eltern von den', die ham' ja ooch ma' kleen anjefang' un' ham' 30 Jahre jeschuffet, um ihr Haus abzubezahl'n und so. Aber die ham' halt ... den ganzen Aufschwung, äh, ... mitjemacht im Westen un' ham' sich dadurch 'n jutes Polster jeschaffen. Un' dadurch sind die Kinder halt in 'nem juten Umfeld aufgewachsen un' ham'- un' ham' jetzt den Puffer, ne. Aber kann man den' ja nu ooch nich' verdenken, die könn' ja nix dafür. Tja ... naja trotzdem kriecht man natürlich schon 'n bisschen 'n Hass off die. Also wenn ich dann so'n fettes Auto sehe, diese blöden Jeeps, die hier überall rumfahr'n, >lacht< da krieg' ich so 'n Hals ehrlich, diese Riesenkisten. Muss denn so was sein? Wa?“
(IP_09_§66)

Das Kausalprinzip, nach dem aus symbolischen Grenzen soziale Grenzen folgen, wird hier umgekehrt. Die als strukturell wahrgenommene Ungleichheit der ökonomischen Möglichkeiten, also die soziale Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland, ist der *Ausgangspunkt* und nicht die *Folge* einer symbolischen Grenze. Diese soziale Grenze ist, auch das macht Silvia klar, nicht das Ergebnis einer intendierten sozialen Grenzziehung, also der Ausschließung von Gütern oder Möglichkeiten vonseiten der Zugezogenen. Vielmehr wird die Ungleichheit zwischen Ost und West als strukturelles Phänomen beschrieben. Finanzieller Wohlstand wird – nicht nur bei Silvia – mit der Herkunft Westdeutschland verbunden. Aus dieser Perspektive ist der Ost-West-Unterschied Ausdruck einer asymmetrischen Verfügung ökonomischer Ressourcen und damit erst das Fundament für symbolische Grenzziehungen. Die symbolischen Grenzziehungen sind in die-

sem Falle ein Projekt der ökonomisch Unter-Privilegierten. Da Lamont sich in ihrer Studie von 1992 nur mit den sozio-ökonomischen Grenzziehungen der oberen Mittelklasse beschäftigte, blieb dieses Detail unterbelichtet²⁹.

Allgemeiner formuliert: Wir sollten bei der Analyse symbolischer Grenzziehungen sorgsam darauf achten, zwischen den Quellen sozialer Ungleichheit und dem Ziehen sozialer Grenzen zu differenzieren. Zwar braucht auch die strukturelle Ungleichheit eine symbolischen Grenze als Legitimierung, die Verknüpfung mit symbolischen Grenzziehungen ist allerdings nicht immer so unmittelbar wie Lamonts Kausalschluss dies suggeriert. Für Silvia manifestieren sich die sozial ungleichen Bedingungen zwischen Ost- und Westdeutschen in ihrer Nachbarschaft. Die „fetten Autos“ im Kiez sind Symbole westdeutschen Wohlstands. Mit der Ablehnung dieser Symbole zieht sie eine sozio-ökonomische Grenze und stellt damit gleichzeitig die soziale Grenze infrage. Im gleichen Text, in dem Lamont und Molnár die Kausalannahme favorisieren (2002, S. 169), relativieren sie diese in ihrer Schlussbetrachtung zugunsten einer situationellen Betrachtung, wenn sie auf folgendes hinweisen:

„Symbolic boundaries, however, are also employed to contest and reframe the meaning of social boundaries.“ (ebd., S. 186)

Genau dieses *contesting*, das Infrage stellen der sozialen Grenze, wird auch in Amalias Zitat sichtbar:

„1990, kamen total viele intressante, spannende Leute. Und die kam' alle aus dem Westen oder kam' alle aus Europa, oder die kam' von überall her. Aber das war'n eh'm halt Leute, die-die-die wollten das Gleiche machen wie wir. Nämlich irgendwie Kunst oder irgendwas, ihre Talente aus-ausleben und wenn es eben einfach nur das Talent, äh, zum Müßiggang war ja. Ähm, und da war'n irgendwie ooch 20% Schwaben dabei >lacht<. Das war irgendwie überhaupt kein Problem oder hat auch niemand was, also das gab 's überhaupt nich' ja. Ähm, aber das hat sich eben dadurch geändert, dass die die quasi nach, ich würd' mal sagen, so nach 2000 kam', also quasi als die Regierung hier her zog, als plötzlich Lobbyisten her zogen, als Zeitung' her zogen, Medien. Ähm, die dann-die dann mit den nächsten Schwung kam' und die eben ooch so 'ne Erbengeneration sind. Das ist ja oft nich' mal ihr Geld, was sie hier irgendwie ausgegeben ha'm. Da sieht man ja immer

²⁹ In ihrer späteren Untersuchung „The dignity of working men“ 2002 stand die „Arbeiterklasse“ ohne höheren Bildungsabschluss im Fokus.

noch so 'ne offgetakelte Omi manchmal vorbei komm' so im großen Mercedes, wo man denn sieht, ähm Opi natürlich ooch, ähm, woher eigentlich das Geld kommt, ja. Also dass das ooch nichts is', was sie selber sich irgendwie erwirtschaftet ha'm." (IP_19_§32)

Amalias Aussage zeigt, wie sie den Wandel der ökonomischen Möglichkeiten der Zugezogenen wahrnimmt. Diese finanziellen Ressourcen waren damals – zumindest sieht Amalia das so - recht gleichmäßig verteilt. Die „Schwaben“ ohne Geld waren also nicht das Problem. Die Attraktivität Berlins für andere Nachfragergruppen - induziert unter anderem durch den Regierungsumzug - ließ den einstmals fernen, wohlhabenden Teilen Westdeutschlands und die „Bohème“ Ostberlins drastisch aufeinanderprallen. Amalias Verweis auf die „Erbengeneration“ und die „aufgetakelten Omis und Opis im großen Mercedes“ sind Symbole einer wohlständigen, westdeutschen Herkunft und gleichermaßen die „Erinnerungsfigur“ vieler DDR-Bürger, wenn sie sich an den früheren Westbesuch denken. Die Verknüpfung von sozio-ökonomischen, also symbolischen, Grenzen steht auf dem Fundament der strukturellen sozialen Ungleichheit zwischen Ost- und Westdeutschen. Diese Ost-West-Grundierung symbolischer Grenzziehungen ist bei der weiteren Analyse entsprechend immer im Auge zu behalten.

Die Verbindung zum Raum ist klar: die ungleiche Verteilung ökonomischer Ressourcen führt zu einem Nachteil auf dem Wohnungsmarkt. Insbesondere, wenn man um Wohnraum an ein und demselben Ort konkurriert, wie Silvia betont:

„Also jedes Haus, was saniert wird, wird Eigentumswohnung. Also ... das kotzt mich ganz schön an >lacht< muss ich sagen. Ja dadurch werden überhaupt die Mieten immer höher, weil's immer weniger Wohnraum gibt. Und der Wohnraum, der sozusagen geschaffen wird, da sagen immer die Leute: ‚Ah ja, Choriner Höfe, da wird wieder Wohnraum geschaffen‘. Aber für wen eben, ne, nich' für uns, also für uns.“

Interviewer: „Was meinst du mit ‚für uns‘?“

„Na für Leute wie ... mich, und wie du und ich so, die- ich krich noch Hartz IV, geh' zwar arbeiten, aber krieg' trotzdem ergänzend Hartz IV, für, wo Leute mit normalem Einkomm' ne, was ja heutzutage so gering ist. Also, wenn man da 1.000 Mark, äh 1000 € netto hat, dann is' das ja schon viel heutzutage, ne. Und das is' ja, da kommt jetzt 'ne ganz andere Schicht her, so 'ne Eigentumswohnung kann ich mir nie leisten, ne. Wenn man wie gesagt 1.000 € netto hat. Wie soll man sich da 'ne Eigentumswohnung leisten?“ (IP_09_§20)

Die theoretische Implikation ist, dass sozio-ökonomische Grenzziehungen als Form symbolischer Grenzziehung immer auch Ausdruck eines tatsächlichen asymmetrischen Verhältnisses diesseits und jenseits der Grenze sind. Zugespitzt formuliert heißt das: aus symbolischen Grenzen können soziale Grenzen erwachsen, genauso wie strukturelle nicht akteursinduzierte, soziale Ungleichheiten der Ausgangspunkt für symbolische Grenzziehungen sein können.

7.3 Wohlstand als Makel oder Stigma Prenzlauer Berg

Das Thema der strukturellen sozialen Ungleichheit als Legitimation einer symbolischen Grenze in Form sozio-ökonomischer Grenzziehungen zieht sich durch viele Interviews mit der Szene Prenzlauer Berg. Es ist allerdings komplizierter als der Hinweis auf eine Neiddiskussion. Ein wiederkehrendes Motiv in den Interviews ist die Aversion gegen Wohlstand. Amalia formuliert das mit einiger Zurückhaltung so:

„Es gibt so einfach Struktur'n, in den ich mich wohler fühle und das sind halt immer eher so anarchische Struktur'n und, ähm, auch wo das Geld nicht so 'ne Rolle spielt.“
(IP_19_§36)

Jarness (2015) entdeckte in seiner Studie zu symbolischen Grenzziehungen innerhalb der Mittelklasse (hohes kulturelles und niedriges ökonomisches Kapital vs. niedriges kulturelles aber hohes ökonomisches Kapital) eben jene Form der sozio-ökonomischen Grenzziehungen bei der Gruppe mit relativ hohem kulturellem Kapital.

Tobi, 49 Jahre alt, ein 1990 zugezogener Westdeutscher, inzwischen gut verdienender Unternehmer, ärgert sich über den zunehmend sichtbaren Wohlstand im Kiez:

„Probleme hab ich, dass immer mehr Leute rumlaufen werden, die ... wo ich sag' also, ähm, das sind eigentlich genau die Leute, wegen den' ich mal vor so und so viel Jahr'n aus Stuttgart weggezogen bin, weil mich das eigentlich nervt so wohlständige Leute, weil die 'ne Stimmung verbreiten, die ich nich' mag. Obwohl ich inzwischen selber, bisschen zufällig vielleicht, auch bisschen fleißig, wie auch immer, ähm, mir auch so 'n Auto leisten könnte, wie die rumfahr'n ja, aber was ich einfach bescheuert finde.“ (IP_11_§62)

Tobi ist ein sozialer Aufsteiger. Er ist als Bohème in Berlin gestartet, hat sich als Selbstständiger stetig hochgearbeitet und verfügt mittlerweile über ein Einkommen von über 4000 € im Monat. Lamont zeigt in ihrer Studie zur französischen und amerikanischen *upper middle class*, wie schwierig es für die sozial Aufwärtsmobilen ist, sicher mit der Etikette, den Normen und Codes innerhalb dieser Mittelklassefraktion umzugehen (Lamont 1992, S. 165–167). Tobi stattdessen geht nicht nur einfach unkonventionell mit seinem neuen sozialen Status um, er hat tatsächlich ein Problem mit diesen Konventionen:

„Also da fahr'n jetz'- da laufen Leute plötzlich rum äh mit Anzug und Krawatte und finden das auch am Wochenende normal mit 'nem blauen Hemd rumzulaufen. Ähm ... die-die wenn du jetz' was neu mieten willst, is' es unbezahlbar teuer und dementsprechend hast du auch so'n Publikum da, Äh plötzlich fahr'n da, äh, was weiß ich, teure Autos durch die Gegend und die, ähm, normalen Autos verschwinden. Steht 'n SUV rum und 'n Porsche und 'n-'n-'n BMW, gut BMW gab's früher auch, aber eben 'n neuer BMW und so'n Zeug und das verändert die Stimmung.“ (IP_11_§30)

Die Normvorstellungen, die Tobi gewissermaßen in seinen neuen sozialen Status mitgenommen hat, sind aber nicht nur Ausdruck einer Kontinuität seiner Biografie, sondern gelingen über die Konstruktion einer Ortsnorm, die nicht mehr mit dem ökonomischen Status der neuen Bewohner seines Kiezes zusammenpasst.

„[F]ür mich is' nich' jetz' jemand nett, weil er viel im Geldbeutel hat oder nich' viel im Geldbeutel hat. Das muss überhaupt nich' sein. (...) Das hat mehr damit zu tun, dass eben so 'ne bestimmte Klientel an Leuten da hinzieht jetzt, ne. Wo ich dann eben sag', wenn sich einer mit Zigarre und Siegelring in meine "Kohlenquelle" setzt, ähm, det brauch' ich nich'. Ick hab' mich mit langen Haaren un' zerissenen Jeans auch nich' in den sein "Adlon" hingesetzt, ne. Das- det wollte der ja auch nich' haben.“ (IP_11_§62)

Nicht nur die sozio-ökonomische Dimension der symbolischen Grenze, sondern auch die Bedeutung, die Tobi seinem Kiez zuweist, ist hier die Basis für die Grenzziehung. Geld kann man zwar haben, aber man darf es nicht zur Schau stellen, zumindest nicht in Tobis Kiez. Hinter sozio-ökonomischen Grenzen muss also nicht immer ein objektives Wohlstandsgefälle stehen; vielmehr hat hier die Bedeutung und die damit verbundene Norm, die dem Ort zugeschrieben wird, einen Einfluss auf die symbolische Grenzziehung. Dieser Zusammenhang zeigt

sich auch bei Uli, der – ähnlich wie Tobi – über finanzielle Ressourcen verfügt, die zur Nachbarschaft „passen“:

„Also ick bin leitender Angestellter und ... habe insofern diese Sache gemeinsam mit vielen Leuten, die hier auch wohnen, >längere Pause< fühle mich aber nich in diesem ... na, diesem Ambiente, wie die sich wohlfühlen, is ooch wieder so 'ne Verallgemeinerung, aber ... wie gesagt, mir is die Eckkneipe lieber, als der gediegene Club oder sowas.“ (IP_2_§200)

Wir sehen hier nicht nur die Spannungen innerhalb ähnlicher ökonomischer Lagen, sondern auch, wie eng diese kulturellen Differenzen mit unterschiedlichen Normvorstellungen verbunden sind, die sich in der gemeinsam geteilten Nachbarschaft manifestieren, wie wir in Ulis Statement hier finden.

„[Z]umindest ich verdien' ganz gut ... so dass wa ooch materiell ganz-, nich ganz blöd gestellt sind, sagen wa's ma so rum ... und insofern passen wa hier schon rein, klar Das wa denn 'n bisschen andere Vorlieben haben, dass ick lieber in so 'ne, ... äh, weeiß ick, hemdsärmlichere Atmosphäre mich wohl fühle als in irgendwelchen gediegenen Ambientes, das, das is jetzt 'ne andere Sache, aber ansonsten, so rein von den Voraussetzungen her, sind wir sicherlich ooch so 'ne typische Familie hier.“ (IP_02_§303)

Ulis Zitat zeigt, dass es nicht in erster Linie um das Einkommen, sondern um differierende kulturelle Praktiken und Normvorstellungen geht. Eine „hemdsärmliche Atmosphäre“, also Bodenständigkeit und Zwanglosigkeit, sind seine Vorstellung von Normalität, welche er mit dem inzwischen „gediegenes Ambiente“ seines Kiezes kontrastiert. Die Konsequenz dieser kulturellen Entfremdung wird deutlich, wenn wir uns seine selektive Nachbarschaftsnutzung anschauen.

„Äh ich bewege mich ganz wenig, privat beweg ich mich ganz wenig hier, aus dem Kiez raus, aber ich nutze wirklich sehr selektiv, weil ick keene Lust hab, weil ... äh, mir bestimmte Sachen einfach ooch zu ... na weeiß ick nich, zu teuer is dit falsche Wort, aber, eben, ick geh' nich in die "X-Bar" zum Beispiel, die hier um die Ecke is, weil et mir zu sehr in Richtung elitär geht, oder so denn, ja, ooch wenn denn Leute da hingehen und sagen: ‚Da musste unbedingt gewesen sein.‘ uns so, also dis passt mir denn nich, da geh' ick eher, eher inne Schnitzelbude, nich weil ick spar'n muss, sondern weil's denn 'n bisschen geerdeter mir da vorkommt.“ (IP_02_§48)

Für Uli ist die praktische Nutzung der Infrastruktur seiner Nachbarschaft eng verbunden mit einem zu ihm passenden Lebensstil. Auch hier fällt wieder die praktische mit der symbolischen Nutzung zusammen. In den Kneipen, ja selbst in den Supermärkten, wo „(...) die Weinabteilung (...) jetzt mit Laminat ausgelegt [ist] und...so'n Quatsch eigentlich“ (IP_02_§142), findet er nur noch wenig, was zu seinem Lebensstil passt.

Zu dieser neuen Atmosphäre, die nicht mehr der alten Kieznormalität entspricht, gehören natürlich auch die kulturellen Praktiken von Akteuren. Wen meinen Tobi, Silvia und Uli? Reden sie nur von den Figuren, die den Diskurs über den Prenzlauer Berg beherrschen, oder gibt es diese Bewohner tatsächlich in Fleisch und Blut, und wie reagieren diese auf die Grenzziehungen?

7.4 Den Makel managen: Stigma und Stigmamanagement

Symbolische Grenzziehungen spielen, dies wurde im vorangegangenen Abschnitt deutlich, eine zentrale Rolle bei der Auseinandersetzung der ehemaligen Szene Prenzlauer Berg mit den kürzlich zugezogenen Neubewohnern. Die normative Grundierung moralischer und sozioökonomischer Grenzen zeigte sich in den diskutierten Beispielen, war aber in vielen anderen Interviewpassagen der „Szene“ ähnlich zu finden. Mit einem erweiterten Verständnis des Grenzziehungskonzeptes von Lamont und Molnár konnten wir den Zusammenhang von symbolischen Grenzziehungen, struktureller sozialer Ungleichheit und dem Raum diskutieren. Was im Rahmen des Grenzziehungsansatzes aber schwierig bleibt, ist die Analyse der sozialen Konsequenzen symbolischer Grenzziehungen abseits der Idee sozialer Grenzen. Für Lamont ist die soziale Grenzziehung die zentrale Konsequenz die - unter Umständen - auf symbolische Grenzen folgen kann. Was aber, wenn die Akteure symbolischer Grenzziehungen gar nicht in der Position sind, die „Anderen“ von Ressourcen auszuschließen, also eine soziale Grenze zu ziehen? Kann es auch wirksame symbolische Ausschlüsse geben und wenn ja, wie kommen diese zustande und was sind deren Konsequenzen?

Auffällig ist nämlich, dass die symbolischen Grenzen sehr häufig nur vonseiten der „Szene“ gezogen werden. Nun kann man sich fragen, inwiefern diese Grenzziehungen für die Adressaten tatsächlich eine Rolle spielen. Welche Relevanz hat dies für ihr Leben in Prenzlauer Berg? Ist das Infragestellen ihrer Zugehörigkeit zum Ort eine wirksame Form der Exklusion?

Die kürzlich zugezogenen Besserverdienenden ziehen in den Interviews kaum Grenzen zwischen sich und der Szene Prenzlauer Berg. Allerdings sind sie oft sehr gut - beispielsweise über den „Schwaben-Diskurs“ - informiert und reagieren im Interview so, dass sie diesem Image möglichst nicht entsprechen, wie z.B. Carsten, der 2011 zugezogen ist:

„Das heißt eigentlich wohnen wir nicht hier, weil's jetz' irgendwie Prenzelberg Schicki-Micki is' oder weil's cool is' da, das war'n Zufall.“ (IP_14_§4)

Carsten ist sich der subkulturellen Bedeutung des Prenzlauer Bergs bewusst und er macht ganz am Anfang des Interviews klar, wie er (nicht nur von mir) eingeordnet werden möchte. Dieses Gefühl sich erklären zu müssen findet sich in den meisten Interviews der Gruppe mit den Variablen „kürzlich zugezogen“, „relativ hohes Einkommen“ und „relativ hoher Bildungsstand“ und zum großen Teil „west-deutsche Herkunft“ immer wieder. Es ist also genau die Gruppe, die Tobi, Dizzi und Uli in den vorherigen Abschnitten, verstärkt durch den Diskurs um den Prenzlauer Berg (siehe Kapitel fünf), als die „Anderen“ definieren.

Sally, eine 35-jährige Office-Managerin mit einem Haushaltseinkommen zwischen 3500 und 5000 €, ist 2011 in die von ihren Eltern erworbene Eigentumswohnung einer Wohnanlage in Prenzlauer Berg gezogen und ärgert sich über diese Definition aus dem Mediendiskurs:

„Und ich glaube, dass die Zeitung echt 'ne Meinung macht. So und alle sagen: ‚Ah-ja, ihr oder-oder die Schwaben sind ja hier nicht gewollt‘. Ich hab' mich noch nie als Schwaben betrachtet, weil ich auch kein schwäbisch spreche, also ich kann 's nicht, hab's nie gelernt und, ähm, trotzdem ist es jetzt so 'n komisches Gefühl zu sagen, ja, ich komm' vom Bodensee. Sagen- finden zwar alle schön, aber gleichzeitig, ja, das ist so 'n bisschen so, das schwingt immer so 'n bisschen mit: ‚Aha, du bist ja hier auch zugezogen. Ja, wie alle ander'n auch (...).“

Interviewer: Mh, mhm, wie passiert so was, also so 'ne Unterhaltung wie-wie du grad gesagt hast, dass...?

Ach z.B. bei meiner Arbeit. Wir arbeiten in Mitte und also da hat mir das keiner vorgeworfen, sondern da ha'm wir uns halt mal irgendwann unterhalten, äh, weil so viele Neue da war'n: ‚Wo wohnst du denn oder irgendwie so, wo kommst du eigentlich her?‘ Naja und wenn man dann sagt: ‚Ja ich komm' vom Bodensee und wohne im Prenzlauer Berg‘, da fühlt man halt das Klischee. (...) Das ist ja für alle so. Selbst mein Chef, der übrigens selber Schwabe ist und in Kreuzberg wohnt und viel mehr dieses Klischee erfüllt als ich, weil er nämlich auch noch 'ne Frau hat, 'ne Loftwohnung, äh, und 'n kleines Kind und ständig im Ökosupermarkt einkauft und mit 'm Auto fährt, ja. Der erfüllt genau dieses Klischee, der denkt noch: ‚Hach guck mal, du wohnst da in Prenzlauer Berg und, äh, zerstörst da den Kiez oder so was.‘ Dabei macht er genau dasselbe in Kreuzberg. Aber auf die Art, die hier vorgeworfen wird. Ich hab' ja wenigstens kein Kind und kein Auto und kauf' nicht im Ökosupermarkt.“ (IP_28_§134-138)

Hier wird deutlich, dass es einen stigmatisierenden Diskurs gibt, auf den die Stigmatisierten reagieren. Damit rückt eine Verbindung von Lamonts Grenzziehungskonzept und Goffmans Stigmakonzept in den Blick.

Für Goffman ist ein Stigma ein Merkmal, welches von der vorherrschenden Norm abweicht und deshalb negativ evaluiert wird (Goffman 1975, S. 10). Er entwirft den Begriff Stigma relational, d.h. Stigmata sind nicht einfach nur Merkmale, welche deren Träger einfach nur besitzen. Stigmata sind Merkmale die a) diskreditierend sind und b) den Merkmalsträgern von Anderen zugeschrieben werden. Erst die relationale Zuschreibung, die Stigmatisierung selbst, macht aus einem, als diskreditierend definiertem, Merkmal ein Stigma. Deshalb können in unterschiedlichen sozialen, historischen und kulturellen Kontexten bestimmte Merkmale ein Stigma sein, in anderen aber nicht (ebd., S. 11).

Für Tobi beispielsweise wird Wohlstand erst ein Makel, wenn er sich im „falschen“ räumlichen Kontext manifestiert. Wohlstand gehört nicht in den Prenzlauer Berg. Interessanterweise versuchen die von mir interviewten kürzlich zugezogenen Besserverdienenden der Norm der Szene zu entsprechen. Rainald, 71, der mit seiner Frau 2011 aus einer Mittelstadt in Westdeutschland nach Prenzlauer Berg zog, verfügt über ein monatliches Haushaltseinkommen von mehr als 8500 €.

Während des Interviews spricht er immer wieder von einer „Verbürgerlichung“ des Prenzlauer Berg und wie problematisch er dies findet:

„Un' was mich an diesen ... Ostberliner Stadtvierteln so fasziniert, ist eben, sind diese Umbrüche ins Positive gewendet, dass da Neues entsteht. Neues, meine ich nich' so sehr, dass sich hier, sagen wir, sehr viele wohlhabendere Leute niederlassen und die alteingesessene Bevölkerung zum Teil verdrängt worden ist, wir nennen das ja Gentrifizierung, das find' ich eigentlich gar nich' gut.“ (IP_10_§4)

Er, der selbst Teil dieser Verbürgerlichung ist, grenzt sich im Interview immer wieder vom Stigma des Wohlstands ab. Aus dem Zitat wird jedoch noch nicht klar, wie er mit seiner eigene Rolle darin umgeht.

Goffman sieht grundsätzlich zwei Möglichkeiten einem Stigma zu entkommen: die Anpassung an die Norm oder die Neudefinition der Norm (ebd., S. 159–160), und nennt diese Strategien Stigmamanagement (ebd., S. 68). Bei Rainald, Carsten und Sally finden wir - zumindest auf dem Papier - eine Übernahme der Welt-sicht der Szene als eine Möglichkeit mit dem Makel Wohlstand umzugehen.

In seinem Stigmakonzept unterscheidet Goffman weiter fundamental zwischen zwei Ausprägungen von Stigmatisierten: den „Diskreditierten“, die einen offensichtlichen Makel besitzen, der nicht zu verstecken ist, und den „Diskreditierbaren“, deren Makel nicht sofort erkennbar ist (ebd., S. 56–57). Mit dieser Differenzierung gehen verschiedene Möglichkeiten einher, das Stigma zu managen. Diskreditierbare werden eher versuchen, die Informationen über sich zu kontrollieren. In diesem Sinne geben mir Rainald, Sally und auch Carsten Informationen, die sie auf der „richtigen“ Seite der Norm stehen lassen, die sie nicht, oder weniger, angreifbar, oder: nicht diskreditierbar machen. Rainald findet Gentrifizierung nicht gut, Sally kauft nicht im Ökosupermarkt ein und Carsten mag keinen „Prenzelberg Schicki-Micki“, eine Sicht, die sie mit der Szene teilen. Damit zeigen sie auch, dass sie nicht dem Klischee entsprechen, das über sie kursiert. Schwieriger wird es, wenn der Makel offensichtlich ist. Carsten, Rainald und einige andere kürzlich zugezogene Interviewpartner wohnen in neu gebauten Immobilien, die für alle sichtbar aus dem Meer an Altbauten herausstechen und entweder als Eigentum oder mit einer überdurchschnittlichen Miete zu haben sind. Wie Silvia

zuvor bemerkte, sind diese Wohnungen „nicht für uns“, also für Menschen mit geringen Einkommen, gebaut und werden – nicht nur von ihr - abgelehnt. Aber nicht nur die ökonomische, sondern auch die kulturelle Dimension spielt eine Rolle, wie Dizzis Zitat zeigt:

„Ey Gott, das is auch was, was mich furchtbar wütend macht, wenn ich grade dort die Ecke lang laufe, also wenn ich jetzt Richtung U-Bahnhof, zum Senefelder Platz laufe, ne, (...) Da sind jetzt- da is jetzt an der Ecke, also diese Eigentumshäuser, so. Dis sind, dis sind Neubauten, die aber auf, auf alte, auf alt gemacht sind, also auf, ähm, ja also so, dass sie sich schon hier so reinpassen, man sieht nich gleich, dass es Neubauten sind (...).“ (IP_01_§211)

Es geht also offenbar nicht nur darum, dass dieser Wohnraum zu teuer ist, sondern dass er nicht in den Kiez passt. Selbst, oder gerade, „auf alt gemachte“ Immobilien stoßen auf Ablehnung.

Die Herausforderung für Bewohner solcher Häuser mit dieser negativen Strahlkraft besteht nun darin, ein sichtbares Stigma zu managen. Hier reagiert Rainald wieder mit der Möglichkeit sich der Norm anzupassen, wenn er sagt:

„Uns war es übrigens sehr froh oder sehr erleichternd, dass hier, wo wir leben ja in diesem Neubau hier, dass wir hier an dieser Stelle, nach dem 2. Weltkrieg, das ursprüngliche Jugendstilhaus war zerbombt. Bis heute, bis das also gebaut wurde, 'ne Brache war. Gott sei Dank! Wenn man das rein persönlich nimmt, sitzen wir nich' in Wohnungen, in den' mal andere gewohnt ham' ne.“ (IP_10_§4)

Auch wenn möglicherweise der Eindruck entstehen könnte, möchte ich mit Rainalds Sicht der Dinge keineswegs zeigen, dass er hier etwas vorgibt zu denken, woran er nicht wirklich glaubt. Das gesamte Gespräch mit ihm und insbesondere dieses letzte Zitat zeigen, dass er von dem Gesagtem tatsächlich überzeugt ist. Der entscheidende Punkt ist aber, er tut dies aus einem Gefühl nach Rechtfertigung, als Reaktion auf die Stigmatisierung. Jessica, eine 40-jährige Justitiarin aus Ostdeutschland, die seit 2001 in ihrem Kiez lebt und Rainald aus dem Bürgerverein kennt, bemerkt dazu:

„Naja der Rainald der is-, der hat sich da Gedanken gemacht und das hat mich dann irgendwann hat's mich unheimlich genervt, weil da, äh, immer wieder sozusagen er is'

mit dieser Haltung rangegang'. Genau mit dieser Haltung, äh, ich muss mich immer erklär'n wenn ich irgendwo bin, warum ich in diesem Haus wohne und dass ich eigentlich kein Gentrifizierer bin und, äh, und schon so ranzugeh'n, das fand ich 'ne viel zu devote Haltung.“ (IP_08_§70)

Wohlmöglich ist Rainald ein besonderer „Fall“ und trotzdem steckt in vielen meiner Interviews mit den spät zugezogenen Besserverdienenden immer wieder die implizite Sorge, aufgrund ihrer (westdeutschen) Herkunft, ihrer hohen Einkommen und nicht zuletzt aufgrund des Wohnortes falsch eingeschätzt zu werden. Goffman abstrahiert diesen Zusammenhang als das Auseinanderfallen von zugeschriebener „virtual“ und tatsächlicher „actual“ sozialen Identität von Stigmatisierten (ebd., S. 10). Um diese Kluft zu überbrücken, müssen Stigmatisierte die Informationen über sich kontrollieren, was machbar ist, wenn wir uns erklären. Wir können sagen: „Hey, ich bin eine/r von euch!“ und uns damit anpassen oder sagen: „Was ihr hier macht ist nicht ok, weil...“ und damit die Situation neu definieren.

Carsten, der mit dem offensichtlichen Makel in einem Neubauprojekt zu wohnen umgehen muss, tut dies so:

„Generell empfind' ich das so, ähm, ich hab' mal zwei 10-jährige Mädchen, als die Scheiben unten eingeschlagen war'n. Da hab' ich mir g'rad mein Kuchen geholt. Da sin' die vorbei gegang', da sagt die eine zur anderen: ‚Ah das is' ganz recht, dass die den' die Scheiben eingeschlagen ham, weil die ham ja die alten Mieter hier rausgejagt un' es geschieht ihn' recht.‘ Un' dann hab' ich mir 's dann doch nich' verkniffen un' gesagt: ‚Dieses Haus, das wurde nach dem 2. Weltkrieg geräumt, da is' nämlich jetz' seit den 60ern überhaupt nichts gestanden, da wurde kein, äh, einziger Altmietter rausgehau'n.‘ Da war'n die etwas erstaunt.“ (IP_14_§80)

Carsten versucht den beiden Mädchen zu erklären, dass ihr Diskurswissen falsch ist und stellt es richtig. Damit versucht er prinzipiell immer noch der Norm zu entsprechen, zu sagen: „Ich habe mich nicht schuldig gemacht“. Wenig später im Interview erzählt mir Carsten, warum diese Neubauprojekte wichtig sind. Damit managt er das Stigma in seiner zweiten Variante: er fordert die Norm heraus, indem er den „Normverstoß“ Neubau rationalisiert:

„Man vergisst aber auch immer wieder bei Neubauten, dass es z. B. auch Häuser sind, wo 'n Fahrstuhl is', wo es barrierefrei is', wo man dann auch als alte Menschen irgendwann mal leben kann. Wobei ich dann die Leute immer wieder gern fragen würde, wenn jetzt' irgendwo 'n Senior im Altbau, im 4. Stock wohnt un' nicht mehr geh'n kann, kommen die dann un' tragen ein' die Treppe hoch? Das heißt, ä-h, so Neubauten, wir ha'm hier auch 'ne Familie im Haus, die ha'm 'n Kind, das im Rollstuhl is'. Ähm, für die is' es natürlich auch, die könnten nicht in Altbau. Gut, sie könnten im Erdgeschoss drin sein. Aber es sind jetzt' Neubauten nicht-nicht zwangsläufig das Böse an sich. Irgendwann muss man mal was Neues bau'n. Und hier is' halt vor 60 Jahren abgerissen worden und, äh, soll'n mer jetzt' alle Häuser im alten Stil bau'n, äh, Gründerzeit, die gleichen alten Farben anstreichen und, äh, möglichst keine Fahrstühle, und nicht barrierefrei bau'n und damit 's dann dann nicht aneckt?“ (IP_14_§82)

Hier wird noch einmal deutlich, wie stark die Definitionsmacht des Diskurses ist. Carsten sieht sich in der Pflicht, starke moralische Argumente ins Feld zu führen, um dem Diskurs die Spitze zu nehmen.

Aber nicht nur exklusives Wohnen gilt in Prenzlauer Berg als diskreditierender Makel. Nicole (35) Sozialarbeiterin und Mutter einer 9 Monate alten Tochter, zog 2009 von Köln nach Prenzlauer Berg. Als wir über die Mütter von Prenzlauer Berg reden, bemerkt sie:

„Einerseits, ich bin keine, also ich gehör' gewissermaßen dazu, weil ich halt aus 'm Westen komme und hab' das Gefühl, ich muss mich jetzt' irgendwie schuldig fühl'n, oder ich muss jetzt', mich nich' schuldig fühl'n, aber irgendwie so ich bin nich', vielleicht nich' so ganz erwünscht. Andererseits is' es so, dass ich mir denke, ich erfülle so 'n paar von diesen Kriterien, aber eigentlich bin ich gar nich' so. Ich bin halt Mutter, klar. Ich hab' 'n Kind. Klar, ich gehör' gewissermaßen natürlich auch zu den', aber ich komm' aus 'm Westen, ja, mag sein, aber ich bin nich' so, wie das immer so als Klischee gesteckt wird.“ (IP_23_§102)

Bei Nicole sehen wir am prägnantesten, wie die Selbst-Identität nicht mit der zugeschriebenen Identität zusammenpasst. Die zugeschriebene soziale Identität ist so wirksam, dass sie sogar von Schuldgefühlen spricht, obwohl sie mit ihrem Haushaltseinkommen eher im mittleren Bereich aller Interviewten liegt und mit ihrer 3-köpfigen Familie in einer vergleichsweise kleinen Mietwohnung lebt. Ich werde das „Image-Problem“, welches Mütter in Prenzlauer Berg haben, im nächsten Kapitel noch näher betrachten.

Eine der interessantesten Reaktionen auf die Stigmatisierungen, die sowohl dem Diskurs als auch - wie wir gerade an Carstens Erlebnis sehen konnten - der direkten Interaktion entspringen können, ist aus der *black ghetto* Forschungen aus den USA bekannt. Loic Wacquant (1996) fand bei seinem Vergleich einer französischen Banlieue und eines afroamerikanischen Ghettos in der Chicagoer Southside das Phänomen, dass die Bewohner des Ghettos auf die Stigmatisierung von außen mit einer Ausdifferenzierung innerhalb des Ghettos reagierten.

“Yet the main effect of territorial stigmatization is similar in both countries: it is to stimulate practices of internal social differentiation and distancing that work to decrease interpersonal trust and undercut local social solidarity. To regain a measure of dignity and reaffirm the legitimacy of their own status in the eyes of society, residents of both banlieue and ghetto typically overstress their moral worth as individuals (or as family members) and join in the dominant discourse of denunciation (...).” (Wacquant 1996, S. 244)

Auch in Wacquants Idee der „infra-differentiations“ (ebd.) stecken moralische Grundsätze als Differenzmarker. Spannender ist jedoch, wie bestimmte Orte in Prenzlauer Berg selektiv stigmatisiert und mit spezifischen Eigenschaften von dessen Bewohnern assoziiert werden. Diese Orte sind nicht zufällig gewählt, sondern gelten – vor allem im medialen Diskurs – als Embleme der Gentrifizierung Prenzlauer Bergs: der Kollwitzplatz und der Helmholtzplatz.

Rainald beispielsweise, den wir schon kennengelernt haben, zieht eine klare Grenze zwischen seinem Kiez und der Nachbarschaft rund um den Kollwitzplatz:

„Die Lebensstile werden ähnlicher, aber es gibt schon noch Unterschiede. Also wir sind ja ganz bewusst nich' äh da in die Gegend äh um den Kollwitzplatz oder so, Rykestraße und so hingezogen. Wir ham uns damals viele Wohnung' angeguckt, die es auch da zu kaufen gab. Aber das is' mir schon zu hoch stilisiert, zu Schickimicki, äh-äh, gewesen, auch zu touristisch durchsetzt, so dass wir dann froh war'n hier an die Grenze zum Wedding zu komm'. Das is' ja das Gleimviertel hier“ (IP_10_§8)

Interessant ist hier der Maßstab der Differenzierung: Wir finden bei Rainald die Tendenz dem „Stigma Prenzlauer Berg“ zu entgehen, indem er seinen Kiez (und damit implizit auch sich selbst) als „normal“ beschreibt. Die erwähnte räumliche Nähe zum Wedding soll den Makel Wohlstand zusätzlich nivellieren. Auf meine

Frage, wie sich denn sein Kiez von anderen in Prenzlauer Berg unterscheidet, antwortet er mir sehr energisch:

„Ja das kann ich in einem Wort sagen, der is' nich' so überdreht...“

Interviewer: „Ok, überdreht wie?“

>etwas genervt< „Na überdreht, also geh'n se' doch auf 'n Kollwitzplatz. Also a) hast du da nun wirklich, äh, in Reih' und Glied die luxussanierten Wohnung'. Du siehst auch, die Leute selbst zum Teil, auch die da wohnen, halt feiner gekleidet als bei uns, is' mein Eindruck. Und das zweite ist: Du siehst natürlich die ganzen Touristenscharen, die genau das bewundern woll'n und deshalb zum Kollwitzplatz geh'n und zum Kollwitzmarkt und so. Äh un das is' in den zentraleren Teilen eben dann schon, sowohl in der Preisentwicklung der-der Mieten oder der Eigentumswohnungen bis hin zu den Leuten, die dort wohnen und ihren, ihren yuppiehaften Lebensstil dort pflegen. Das ist für mich schon bisschen, ja überdrehter, äh, als das wir- hier erleben wir eigentlich noch relativ normal. So wie ich mir das Leben mit Leuten ganz unterschiedlicher Herkunft, ganz unterschiedlicher Profession, äh, sozialer Bedürfnisse vorstelle, da sind wir hier noch relativ gemischt, würde ich sagen.“ (IP_10_§22)

Tina wiederum, die im gleichen Kiez wie Rainald wohnt, blickt eher aus einer Mutter-Perspektive distanziert auf den Helmholtzplatz:

„Also das is' noch 'ne andere Ecke als hier. Ich find's hier 'n bisschen entspannter. (...) Es sind zu viele Menschen mit Kinderwägen im Sommer, super viele Kinder, äh, un' man hat irgendwie, der Platz, der Spielplatz is' total- voll unübersichtlich. Und hier hat man eher so 'n bisschen (...) ja, hier hat man noch den Tag, wo sich das 'en bisschen mehr verstreut. Also es 'is 'en bisschen, außer sonntags natürlich, 'en bisschen entspannter. Is' vielleicht subjektiv.“ (IP_13_§62)

Und auch Tilman, der mit seiner Frau eine Zeitlang am Helmholtzplatz gewohnt hat, beschreibt den neuen Kiez im Vergleich mit dem „Helmi“ als normal.

„Und also-und das ist jetzt ... also wir ha'm das angenehm empfunden, hier. Weil das ist halt 'n klein bisschen- klein bisschen anders. Klein bisschen mehr Wohngegend und bisschen weniger Kinder, bisschen andere Strukturen, bisschen natürlichere Strukturen, ja. Aber wenn man jetzt drüben ist, wundert man sich, dass man da...“

Interviewer: „...mal gewohnt hat?“

„... das nicht, nee aber also, es ist jetzt schon so, dass wir hier halt angekommen sind, dass es mir nicht fehlt oder so, ja.“ (IP_29_§12)

In diesen Aussagen sehen wir wie der eigene Ort als „normal“ gesetzt wird, während andere Kieze als Abweichung definiert werden. Dabei wird in aller Regel nicht stigmatisiert, sondern eher die eigene Normalität, verkörpert im eigenen Kiez, mit der Abweichung der Anderen kontrastiert, ohne diese gleich abzuwerten. Kategorisierungen und manchmal auch Abwertungen spielen jedoch eine Rolle, wenn die Verbindung von Kiez und dessen Bewohnern naturalisiert wird. Wir konnten dies am Beispiel Rainald sehen, der Bewohner vom Kollwitzplatz als jene konstruiert, die „ihren yuppiehaften Lebensstil dort pflegen“. Die Konstruktion des „berücktigten“ Ortes ist plausibel, wenn das Bild von der gentrifizierten Nachbarschaft mit dem der Gentrifier in Übereinstimmung gebracht werden kann.

Die „Mühe“, diese Form der Binnendifferenzierung mit ihren Erklärungen und Rechtfertigungen, braucht sich die Szene, wie es scheint, nicht zu machen. Sie sind Vertreter einer diskursiven Raumordnung, die sich als Kontrast und auch als Korrektiv zum Ort der „unbegrenzten“ Möglichkeiten verhält. Für sie ist jeder Kiez (einschließlich des eigenen) in Prenzlauer Berg eine einzige Abweichung. Der positive Referenzpunkt, den sie verwenden, liegt nicht (mehr) im eigenen Kiez, sondern in dessen Vergangenheit (siehe Abschnitt 6.4).

Mit dem Hinweis auf Waquants Mikrodifferenzierungen möchte ich nicht behaupten, dass die jeweiligen Kontexte nicht zu beachten sind. Es macht sicherlich einen Unterschied, die sozialen Konsequenzen ghettoisierter Afroamerikaner oder der privilegierten Mittelklasse in den Blick zu nehmen. Was ich aber zeigen wollte war die symbolische Ausschließung von deviant definierten Gruppen. Die *sozialen* Konsequenzen mögen höchst unterschiedlich sein, der Mechanismus des Stigmamanagements, wie ihn Goffman beschrieben hat, wirkt bei beiden Gruppen dennoch. Ironischerweise finden wir einen ganz ähnlichen Prozess der Mikro-Differenzierung in einer Nachbarschaft, in der nicht Armut, sondern Wohlstand als Makel definiert wird. Ein logisch-konzeptionelles Problem bleibt allerdings: wir wissen nicht, ob die Infra-Differenzierungen tatsächlich eine Folge der Stigmatisierung von außen sind. Im Kern ist diese Binnendifferenzierung nichts anderes als eine Form der Stigmatisierung, deren Quelle irgendwo liegen kann. Goffman selbst, der sein Konzept des Stigmamanagements nicht im Sinne von

Wacquants „infra-differentiations“ verwendet hat, stünde dann aber vermutlich vor einem ähnlichen kausalen Problem. Die Strategien ein Stigma zu managen, müssen nicht automatisch das Resultat von Stigmatisierungen sein.

Die Frage, wer hat die Definitionsmacht, was in welchem Kontext ein Stigma ist und was nicht.

7.5 Diskussion

Symbolische Grenzziehungen und die Verbindung zum Ort

Normen, verstanden als Konkretisierungen von Werten in sozialen Alltagssituationen bilden einen Leitfaden dafür, was wir im Alltag für richtig oder falsch halten. Wenn diese Normvorstellungen differieren, können symbolische Grenzziehungen die Folge sein.

Symbolische Grenzziehungen können insofern mit der Bedeutung von Orten verbunden werden, als dass sie auf unterschiedlichen räumlichen Normvorstellungen basieren. Die Bewertung der moralischen Integrität oder der sozio-ökonomischen Position referenziert dabei nicht nur einfach auf Individuen oder Gruppen und deren Praktiken, sondern häufig auch darauf, was bzw. wer zu einem Ort passt und was/wer nicht. Die symbolische Grenze bei den Beispielen in diesem Kapitel resultiert aus einem Verstoß gegen die Ortsnorm, welche auf der vergangenen Bedeutung des Ortes gründet: zur Schau gestellter Wohlstand gehört nicht in den Kiez, obwohl man auch als inzwischen Besserverdienender der alten Norm des „Wenig-Habens“ verbunden bleiben kann wie die Beispiele Tobi und Uli zeigen.

Symbolische Grenzen haben aber noch eine andere Funktion: sie bedingen nicht nur soziale Grenzen, sie können sie auch infrage stellen. Der gemeinsam geteilte Raum hat dabei eine Katalysatorfunktion, weil er Ungleichheiten sichtbar macht. Soziale Ungleichheit, ausgedrückt in unterschiedlichen Statussymbolen und Ortspraktiken, aktualisieren auch räumlich immer wieder dieses Gefälle, welches allerdings keineswegs immer einem Machtgefälle von oben nach unten entsprechen muss. Ich werde diesen Punkt gleich wieder aufgreifen.

Stigmatisierungen als Konsequenzen symbolischer Grenzziehungen

Symbolische Grenzziehungen und Stigmatisierungen sind zwar nicht dasselbe, im Kern basieren beide jedoch auf Kategorisierungen, die in der Regel nicht mit dem Selbstbild der Kategorisierten übereinstimmen. Warum sind dann diese beiden Begriffe notwendig?

Was das Konzept der symbolischen Grenzen nur unzureichend klären kann sind deren Konsequenzen. Es kann nicht jeder eine soziale Grenze ziehen, die andere wirksam von Ressourcen abkoppelt, und nicht jede symbolische Grenze führt zu einer sozialen Grenze, wie wir in diesem Kapitel sehen konnten. Wenn die ehemalige Szene Prenzlauer Berg auch einiges an Zugehörigkeitsgefühl eingebüßt hat (siehe Abschnitt 6.4), eines haben sie behalten: die partielle Hoheit über die kulturelle Definition des Ortes. Diese Definition wird nicht unerheblich von jenem medialen Diskurs beeinflusst, der Kollektivsymbole wie den „Schwab“ und deren Bedeutung in der Nachbarschaft hervorbringt und stabilisiert.

Diese Macht des Diskurses ist allerdings nicht gleichzusetzen mit der Macht der interviewten Szene-Bewohner. Vielmehr korrespondieren die normativen, wirkmächtigen Medien-Diskurse mit den Vorstellungen der „Szene“ (ob es hier eine Personalunion gibt kann diese Arbeit nicht zeigen) und zwingen die Zugezogenen zu einer Positionierung. Damit haben solche symbolischen Grenzziehungen tatsächlich Folgen: die Diskreditierung der Neubewohner. Diese Diskreditierung koppelt sie allerdings nicht von ihren materiellen Möglichkeiten ab. Sie haben weiterhin ihr Wohneigentum im Kiez und alle Annehmlichkeiten, die sie, wie im Abschnitt 6.2 gezeigt, so schätzen. Es mag ein Stachel im Fleisch sein, wenn ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit verwehrt wird, ist aber nur mittelbar ein Problem fehlender Möglichkeiten. Was ihnen hier fehlt ist eine allgemein *anerkannte* Macht, sich ihrer Nachbarschaft als zugehörig zu definieren. Meine spät zugezogenen Interviewpartner tun dies zwar für sich, stehen aber immer wieder vor dem Problem einer wirkungsvollen Gegenerzählung, die ihnen die Zugehörigkeit verweigert. Und genau dies ist der Punkt, an dem sich die Machtbalance im Sinne Elias einer teilweise ökonomisch marginalisierten Gruppe zuneigt. Hier zeigt sich

auch, dass Wohlstand und Prestige nicht dasselbe sind. Die Symbole des Wohlstands, ausgedrückt in teuren Autos, exklusiven Wohnanlagen und einem expressiven Lebensstil sind wenig wert, wenn es noch wirkmächtige alte Bedeutungen gibt. Der Makel des späten Zuzugs, verbunden mit den damit einhergehenden Kategorisierungen, kann auf verschiedene Arten gemanagt werden: Die Anpassung an die Norm oder deren Neudefinition. In den empirischen Daten finden wir Hinweise auf beides, wobei die Normanpassung – die Korrektur, die deutlich machen soll, dass man dazugehört - überwiegt. Deshalb sind es genau die oben genannten Status-Symbole, die von den interviewten Neubewohnern abgelehnt werden.

Kapitel 8 Symbolische Grenzziehungen: Wir und die “Anderen” im öffentlichen Raum

Wie bekommen wir im öffentlichen Raum Informationen über die „Anderen“ und wie helfen uns diese Informationen beim Ziehen symbolischer Grenzen? Welche sozialen Grenzen stecken möglicherweise im öffentlichen Raum oder genauer: in der symbolischen Nutzung des öffentlichen Raumes? Dies sind die Fragen, denen ich mich im folgenden Kapitel widmen werde.

Aus der sozialwissenschaftlichen Perspektive soll der öffentliche Raum unterschiedliche Eigenschaften aufweisen: Idealerweise sollte er allen zugänglich sein. In seltenen Fällen ist er dies tatsächlich (Latham 2009, S. 185). Diesem Befund widmen sich seit Generationen Stadtplaner, (Stadt)Soziologen, Geografen und Philosophen. Insbesondere staatliche oder private Interventionen und die damit verbundenen Themen wie Privatisierung, Überwachung, Kommodifizierung und *fortification* (Davis 2010) öffentlicher (oder inzwischen privater) Teil-Räume werden diskutiert. Die in dieser Vogelperspektive erblickte Grenzlinie verläuft meistens nicht zwischen Nutzern öffentlicher Räume, sondern zwischen divergierenden Positionen, wie und was ein öffentlicher Raum zu sein hat (Latham 2009, S. 182). Dieser – in vielen seiner Facetten erforschte- Entzug des öffentlichen Raumes vor der Öffentlichkeit leitet über zu einer zweiten, eng damit ver-

knüpften, These: der des Verfalls des öffentlichen Raumes. Vor allem die politischen Philosophen, wie Jürgen Habermas (1993) oder Hannah Arendt (2015), setzten große Hoffnungen in die Funktion öffentlicher Räume. Sie verstanden diese, eher abstrakt, als diskursive Räume in denen die aktive Bürgerschaft Gesellschaft gestalten könne – und vor allem sollte - sei es durch die Einforderung politischer Rechte oder durch die öffentliche Diskussion politischer Belange (Neal 2010, S. 624). Wenn also die öffentliche Sphäre genutzt werden sollte, dann zu seinem eigentlichen Zweck: dem politischen Diskurs. Diese eher abstrakte Funktion leitete Habermas vor allem aus der Bedeutung der bürgerlichen „Marktplatz-öffentlichkeit“ der europäischen Aufklärung her, deren Ursprung er bereits in der antiken Polis verortete und dem er damit eben auch einen physischen Raum zuwies (Habermas 1993). Diese Deutung machte aus dem öffentlichen Raum ein politisches Projekt, an dem sich die Qualität des öffentlichen Raumes bis heute messen lassen muss.

Bereits mit der Entdeckung der Öffentlichkeit als politisches Korrektiv wurde schon dessen Refeudalisierung konstatiert (Habermas 1993). Auch die (Stadt)Soziologie beklagt seit einiger Zeit den „Verfall“ des öffentlichen Raumes (Sennett und Kaiser 1990) durch Privatisierung und Individualisierung (Hutchison 2010, S. 625). Gewissermaßen als Gegenmittel zu Privatisierung und Kommerzialisierung wird die ursprüngliche Funktion des öffentlichen Raumes als partizipative und diskursive Sphäre von Großstädten verordnet (Latham 2009, S. 183). Ich möchte hier nicht die komplexe Debatte rekonstruieren; wichtiger scheint mir die Erkenntnis, dass es in diesen Diskussionen tendenziell *um* den öffentlichen Raum als „Ermöglicher“ von politischer Teilhabe geht, in dem der politische Bürger seine „Pflicht“ ausübt politisch zu sein. Die Interaktionen im öffentlichen Raum sind damit festgelegt auf seine Funktion als diskursiver Raum. Diese normative Perspektive vernachlässigt allerdings die Nutzung des öffentlichen Raums als Ort der Austragung symbolischer wie sozialer Grenzziehungen, als Ort sozialer Identifikation und Disidentifikation.

Der Fokus dieses Kapitels liegt entsprechend auf der alltagsweltlichen Mikroebene von Interaktionen zwischen Individuen im öffentlichen Raum, die nicht originär politische Ziele verfolgen. Ich werde nicht die politische, sondern die soziale Dimension des öffentlichen Raumes in den Blick nehmen und frage nach der Rolle des öffentlichen Raumes für soziale Identifikationen und Kategorisierungen, die wiederum symbolische Grenzziehungen nach sich ziehen können.

8.1 Der Charakter sozialer Interaktionen im städtischen Raum

Jede Interaktion zwischen Individuen oder Gruppen kann die Quelle für Identifikationen aber auch für Kategorisierungen und Disidentifikationen sein. Gerade die Interaktion an der Grenze und über Gruppengrenzen hinweg ist der ideale Ort zur Konstituierung von simultaner Identifikation und Disidentifikation (Jenkins 1996, S. 24; Cohen 1985). Der öffentliche Raum ist geradezu geschaffen für diese Art von Grenzbegegnungen. Die prinzipielle Zugänglichkeit tatsächlich öffentlicher Räume erlaubt das Zusammentreffen biografisch und, besonders wichtig, kulturell Fremder (Lofland 1998, S. 8). Das macht den öffentlichen Raum so interessant für die Untersuchungen von Grenzziehungsprozessen.

Nun müssen wir uns allerdings die berechtigte Frage stellen, ob es zwischen Passanten, also in der Regel Individuen, die sich nicht persönlich kennen, überhaupt Interaktionen geben kann. Insbesondere in urbanen, öffentlichen Räumen sind einander Fremde eher die Regel als die Ausnahme. Simmel (1995) beobachtete um 1900 das Verhalten des Großstädtlers in der Hochzeit der Urbanisierung als reserviert und blasiert und deutet dies als Bewältigungs-Strategie, um die mannigfachen Eindrücke der unüberschaubaren Stadt psychologisch verarbeiten zu können. Zugespitzt könnte dieses Verhalten so interpretiert werden: „Ich kenne dich nicht und ich möchte dich nur kennenlernen, wenn ich es will.“ Der im europäischen Mittelalter geprägte Ausspruch: „Stadtluft macht frei!“ weist auf die Stadt als „Befreierin“ von Leibeigenen hin, da sie sich nach einer gewissen Zeit, die sie in der Stadt lebten, von der Leibeigenschaft ihres Grundherrn lösen konnten. In dieser Stadt hatte man seither, zumindest tendenziell, die Kontrolle darüber, wie viel man von sich preisgibt und mit wem man verkehren möchte.

Diese, Simmel nennt es „urbane“, Lebensart, die Unverbindlichkeit sozialer Begegnungen (im Gegensatz zu den vielfachen Verpflichtungen innerhalb von dörflichen Gemeinschaften), trägt natürlich nicht unerheblich zum friedlichen, temporären Nebeneinander ohne Obligationen zwischen unterschiedlichen Individuen oder Gruppen bei (Simmel 1995, S. 125f). Heißt diese gegenseitige Reserviertheit dann, dass es keine Interaktionen gibt? Genereller gefragt: Können (oder wollen) wir uns tatsächlich vor Interaktionen schützen, die Informationen über uns preisgeben?

Die im Zuge des cultural turn der 1960ern und 1970er Jahre entwickelte sozialkonstruktivistische Perspektive auf den öffentlichen Raum stellte die gemeinsamen und unterschiedlichen Bedeutungen in den Mittelpunkt, die seine Nutzer ihm beimessen (Neal 2010, S. 626). Ausgehend von Simmels Überlegungen zeigten Autoren wie Erving Goffman oder Jane Jacobs, dass soziale Beziehungen im öffentlichen Raum alles andere als reserviert und abweisend sein können. Schaut man bloß unter die Oberfläche der blasierten Fassaden finden sich durchaus eine Fülle von - meist eher subtilen - Interaktionen auf den Straßen und Plätzen von Städten:

“That is, public realm interaction is patterned because, far from ‘shutting down’ persons in urban space appear to be paying carefully attention to what I shall here conceive of as ‘principles of stranger interaction’.” (Lofland 1998, S. 27)

Die Form der Aufmerksamkeit ist Gegenstand dieses Kapitels. Vorher muss allerdings noch der Begriff Interaktion spezifiziert werden.

Für Simmel ist soziale Interaktion, er nannte es Wechselwirkung, die Kernvoraussetzung für Gesellschaft (Simmel 2006a, S. 19). Mit dem Begriff Wechselwirkung fängt Simmel das wechselseitige Einwirken von Individuen oder Gruppen aufeinander ein. Häufig assoziieren wir mit sozialer Interaktion, dass Menschen tatsächlich sichtbar und einander zugewandt interagieren, wie zum Beispiel in einem Gespräch. Erving Goffman wiederum fasst soziale Interaktionen viel breiter, indem er fragt, wie Interaktionen zwischen Fremden gelingen kann - oder zu Missverständnissen führt. Insbesondere die non-verbalen, weniger sichtbaren In-

teraktionen interessierten ihn dabei (Goffman 2009). So konnte er auch die subtilen Wechselwirkungen einander Fremder in den Blick nehmen. Gerade diese, nahezu unsichtbaren, Interaktionen sind im öffentlichen Raum an der Tagesordnung. Auch wenn Individuen sich auf Straßen und Plätzen nur flüchtig begegnen, können sie trotzdem Signale wahrnehmen und interpretieren. Seine Differenzierung zwischen *focused* und *unfocused* macht deutlich, dass es Interaktionen geben kann, die auf ein gemeinsames Zentrum gerichtet sind (*focused*) während andere eher beiläufig „passieren“ (*unfocused*). Gerade im öffentlichen Raum sind diese unzentrierten Interaktionen üblich. Deshalb möchte ich mein Augenmerk auf diese Form der Interaktion legen:

„[Die unzentrierte Interaktion, HS] ist jene Art Kommunikation, die praktiziert wird, wenn jemand sich eine Information über einen anderen Anwesenden verschafft, indem er, und sei es nur für den kurzen Moment, da ihm der andere ins Blickfeld gerät, ihn anscheinend beiläufig wahrnimmt. Nichtzentrierte Interaktion betrifft hauptsächlich die Handhabung bloßer gemeinsamer Anwesenheit.“ (ebd., S. 40)

Genau diese bloße Anwesenheit von Fremden ist das Setting, Goffman nennt es Zusammenkunft von Individuen oder Gruppen (*gathering*) in einem physischen Raum (*situation*) (ebd., S. 34), um das es hier gehen soll: das Teilen eines öffentlichen Raumes ohne sich persönlich kennen zu müssen. Wie auch bei der zentrierten Interaktion geht es hier darum, Informationen auszutauschen, nur eben nicht auf verbalem Wege. Deshalb stehen bei der Analyse nicht-zentrierter Interaktionen insbesondere non-verbale Zeichen wie Mimik, Gestik, die äußere Erscheinung etc. im Vordergrund. Diese „expressiven Zeichen“ (ebd., S. 50) sind von höchster Bedeutung, da sie das Fundament für die soziale Bewertung von Fremden bilden. Ein für sich kohärentes Bild über einen Fremden auf der Grundlage des „Sehens“ zu entwerfen fällt deutlich leichter als die Widersprüchlichkeiten eines Bekannten zu dekodieren:

„Da sich diese Zeichen, im Unterschied zur Sprache, sehr schlecht für komplexe Aussagen eignen, scheinen sie eher dazu angetan, Informationen über die sozialen Attribute des Handelnden zu vermitteln und über das Bild, das er von sich selbst, von den anderen und von der ganzen Veranstaltung hat.“ (ebd.)

Ich möchte diese unzentrierten Interaktionen Begegnungen nennen³⁰. Mit Begegnungen meine ich die temporäre gemeinsame Anwesenheit einander Fremder im öffentlichen Raum, in der mindestens eine Partei die andere als Individuum oder Gruppe wahrnimmt. Begegnungen von Fremden können, egal wie kurz und flüchtig sie auch sind, unser Verständnis von der Nachbarschaft und den Menschen, die dort leben, beeinflussen (Blokland 2011, S. 187).

Klar ist also, dass die Anwesenheit einander Fremder immer eine Wechselwirkung, also Interaktion auslöst, ob intendiert oder nicht. Lyn Lofland formuliert, im Anschluss an Goffman, die gegenseitige Anwesenheit von *Fremden* im öffentlichen Raum als „(...) as thoroughly social as what occurs in a conversation between two lovers (...)“ (Lofland 1998, S. 4).

Begegnungen einander Fremder im öffentlichen Raum scheinen also ein nahezu ideales Setting für die positive wie negative Evaluierung jener Fremden in Form sozialer Identifikation und Kategorisierung - die wiederum in Disidentifikationen münden kann - zu sein. Die bloße Anwesenheit sich zufällig begegnender Fremder im öffentlichen Raum kann positive Erfahrungen hervorrufen und das Gefühl von Zugehörigkeit stärken (Blokland und Nast 2014) oder eben auch Disidentifikationen bestätigen. Ob sich jemand mit der sozialen und/oder der räumlichen Umgebung identifiziert oder nicht, ist nicht von vornherein klar, sondern das Resultat der Wechselwirkung räumlicher und sozialer Identifikationen. Erst dieses Zusammenspiel schafft den Möglichkeitsraum für Identifikationen, Kategorisierungen oder Disidentifikationen. Diese Annahme möchte ich hier untersuchen. Dabei wird die Frage von Bedeutung sein, ob wir es tatsächlich mit Begegnungen einander Fremder zu tun haben oder ob nicht bereits Informationen über die Anderen existieren (siehe Kapitel fünf zum medialen Diskurs) und Informationen innerhalb dieser Begegnungen einfach widerrufen, bestätigt oder angepasst werden können.

³⁰ Obwohl Goffman „encounters“ tatsächlich als zentrierte Interaktion analysiert, möchte ich den Begriff Begegnungen verwenden, da er - zumindest im Deutschen - eher mit Flüchtigkeit assoziiert wird. Auch in anderen Forschungsarbeiten werden „*brief encounters*“ eher als gegenseitiges Wahrnehmen ohne verbalen Austausch gefasst, z. B. Binken und Blokland 2013, Blokland und Nast 2014

8.2 Die ungeschriebenen Prinzipien von Begegnungen Fremder im öffentlichen Raum

Lyn Lofland sieht, inspiriert von Goffmans Arbeiten (siehe z.B. Goffman 2009, 1971), soziale Interaktionen von Fremden im öffentlichen Raum eingebettet in ein „Normative or ‚legal‘ system (...)“ (Lofland 1998, S. 25). Dieses zwar ungeschriebene, aber dennoch verbindliche Regelsystem trage zum Funktionieren sozialer Interaktionen in öffentlichen Räumen bei, könne allerdings - ob unintendierte oder nicht – soziale Ungleichheit (oder zumindest die Wahrnehmung davon) generieren oder verstetigen (ebd., S. 40). Wir werden den Gedanken der Ungleichheit gleich wieder aufnehmen. Verbindlich ist dieses System deshalb, weil aus seiner Nichtbefolgung negative Sanktionen erwachsen können. Lofland identifiziert fünf übergreifende Prinzipien der Interaktion von Fremden im öffentlichen Raum: *cooperative motility*, *civil inattention*, *audience role prominence*, *restrained helpfulness* und *civility toward diversity*. Diese Prinzipien stellen ein Regelwerk für Interaktionen im öffentlichen Raum zur Verfügung, deren Anwendung allerdings eher intuitiv erfolgt, also keiner bewussten Handlungsanleitung gleicht. Gerade bei einander Unbekannten ist es wichtig, eine gemeinsame Definition der Interaktion zu finden; die oben genannten Prinzipien helfen beim gegenseitigen Verstehen und Interpretieren dieser sozialen Situation (ebd., S. 34). Bei der Frage nach der Uhrzeit einander Fremder erwarten wir, dass die Interaktion mit der entsprechenden Auskunft beendet ist. Ist dies nicht der Fall, könnte die weitere Interaktion zu Irritationen führen, bis sie wieder neu definiert wird.

Die fünf Prinzipien stehen nicht statisch nebeneinander, sondern sind miteinander verwoben, können also eher als „Paket“ verstanden werden, und, dies ist für die Grenzziehungsperspektive zentral, gegen diese Regeln kann verstoßen werden:

„Interweaving gives each single principle strength; it can also increase the vulnerability of the package. When there is a violation of one of the principles we are likely to see (...) a simultaneous violation of one or more of the others.“ (ebd.)

Um diese Art von Regel- oder auch Normverstößen im öffentlichen Raum wird es im Folgenden gehen.

In hochdifferenzierten Gesellschaften sind viele soziale Normen (ausführlicher siehe Abschnitt 4.4) nicht universal gültig, und Normverstöße, also das Missachten von Konventionen und Regeln, sind eigentlich an der Tagesordnung (Becker 2014, S. 37). Trotzdem zeigt das Befolgen der Regeln, dass es, trotz manifester Ungleichheiten, einen Grundkonsens über das zwischenmenschliche Verhalten gibt (Lofland 1998, S. 40). Allerdings können Regelverstöße als Differenzmarker sozial signifikant werden, wie Lyn Lofland bemerkt:

“Now it is exactly because the employment of the principles is such an effective tool for perpetuating systems of equality that their violations or *misapplications are effective in perpetuating systems of inequality*. Strangers may use their understandings of the “legal” system of the public realm, then, not only to deal deferentially with one another, they may also use those understandings to deal disrespectfully. Thus if equality is communicated by means of civil inattention, inequality may be communicated by its absence.” (ebd.)

Normverstöße, wenn sie als Angriffe auf Individuen und/oder Gruppen interpretiert werden, sind - je nach Lage der Machtbalance - sanktionierbar (Abels 2009b, S. 55). Eine Form der Sanktion ist die Stigmatisierung der „Regelbrecher“, wie ich bereits in Kapitel sieben diskutiert habe. Der von Lofland vorgeschlagene Rahmen des Normensystems und deren Verstößen im öffentlichen Raum wiederum zeigt eine Möglichkeit, wie die Nichtbefolgung ungeschriebener Normen im öffentlichen Raum zu symbolischen Grenzziehungen beitragen kann.

Von den fünf genannten Prinzipien sind für meine Arbeit zwei besonders interessant: *civil inattention* und *cooperative motility*. Dabei geht es mir nicht nur um die Zuschreibung meiner empirischen Daten zu Prinzip A oder B. Vielmehr zeigen meine Daten, wie das Zusammenspiel dieser Prinzipien nachhaltigen Einfluss auf die sozialen Konsequenzen von Begegnungen in öffentlichen Räumen haben können.

8.3 Kinderwagen und andere Hindernisse: Das Zusammenspiel von *cooperative motility* und *civil inattention*.

Um im Alltag ungehindert voranzukommen braucht es gewisse Spielregeln. Eine dieser Spielregeln nennt Lyn Lofland *cooperative motility*:

„If one grants that stranger interaction is, in fact, patterned, then the leap of the idea of cooperative motility, to the idea that strangers work together to traverse space without incident, is a simple one. (...) Most of the time our movement to the public realm is simply *uneventfull*, and, it is so because humans are cooperating with one another to make it so.” (Lofland 1998, S. 29)

Um einen Raum zu durchqueren sind wir auf die Bereitschaft unserer Mitmenschen angewiesen, uns diese Gänge so leicht wie möglich zu machen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Fußgängerampel an einer belebten Einkaufsstraße, an der sich bei Rot die Passanten auf beiden Seiten der Straße sammeln, um die Straße zu überqueren. Sobald den Fußgängern Grün signalisiert wird, setzen diese sich - auf relativ kleinem Raum - aufeinander zu in Bewegung. Würde an dieser Stelle das Prinzip der *cooperative motility* nicht befolgt werden, gäbe es bei jeder Grünphase etliche Zusammenstöße. Mit diesem speziellen Beispiel möchte ich verdeutlichen, dass diese Regel hier tatsächlich von den meisten Beteiligten akzeptiert wird, um ein effizientes (eigenes) Vorankommen zu sichern. Aber auch beim alltäglichen Gang durch den Kiez scheint das Prinzip *cooperative motility* von Bedeutung zu sein, denn exakt diese „Spielregel“ sieht ein Teil meiner Interviewpartner verletzt. Dizzi (37), die wir schon im Abschnitt 6.4 kennenlernten, hatte vor ihrem Zuzug in den Prenzlauer Berg 2003 schon viele Berührungspunkte durch die damals starke Hausbesetzerbewegung dort. Sie ist Mutter zweier Kinder (7 und 20 Jahr alt) und nutzt die Wege im Kiez regelmäßig, um ihren 7-jährigen Sohn aus der Schule abzuholen, und nimmt andere Mütter so wahr:

„[A]lso dis-dis‘ auch was, wo ich totale Aggressionen kriege, so diese >abwertend< Mütter, ne, diese ganzen Mütter mit den Kinderwagen. Ich weiß nicht, was die treibt, also ich weiß nicht, ob's mir auch nur so extrem vorkommt, aber, ich glaube, ich glaube dis stimmt, also die ham so was ganz Ignorantes, die ham so was...also die ham sowas, ähm...die ham sowas, äh... Egozentrisches >lacht<, also die die die, ne, die, die laufen zu viert mit

ihren Kinderwagen neben'nander, is den' scheißegal, ob man da irgendwie vorbei muss, oder ob man den' entgegen kommt und durch muss (...).“ (IP_01_§139)

In Dizzis Wahrnehmung wird nicht einmal versucht, im öffentlichen Raum zu kooperieren, um einander ohne Zusammenstoß zu passieren. Kooperation setzt gegenseitiges Sehen und das Erkennen, sowohl der räumlichen Situation als auch des Mitmenschen, voraus, das in Dizzis Schilderung nicht nur fehlt, sondern von ihr als demonstratives Nicht-Sehen, also „Ignoranz“, interpretiert wird. Interessant ist, das Dizzis: „*ich glaube dis stimmt, also die ham so was ganz Ignorantes*“ darauf hindeutet, dass sie die Zuschreibung „ignorant“ bereits kennt. Entweder gibt es einen Austausch mit anderen zu diesem Thema oder sie hat zumindest Kenntnis von einer gleichlautenden Interpretation.

Solche Zuschreibungen bilden nun die Grundlage für symbolische Grenzziehungen, wie wir sie bei Dizzi bereits im Kapitel sieben gesehen haben. Der öffentliche Raum bildet dabei das Setting, in dem diese Zuschreibungen bestätigt werden.

Eine weitere Facette des Zitats schließt an Loflands Prinzip der *civil inattention*, verstanden als „(...) copresence without commingling, awareness without engrossment, courtesy without conversation.“ (ebd., S. 30), an. Allerdings scheint die von Dizzi beschriebene *inattention* nicht nur weit über die Definitionsgrenzen von *civil inattention* hinauszugehen. Vielmehr gibt es die Norm der *civil inattention* erst, um solche Missbilligung sanktionieren zu können. Goffman bezeichnet ein solches Verhalten entsprechend als „unzivilisierten“ Vorläufer der *civil inattention*:

“Es ist möglich, daß jemand die anderen behandelt, als seien sie überhaupt nicht da, als Objekte, die keines Blickes würdig sind, von Interesse an ihnen gar nicht zu sprechen. Zudem ermöglichen Hinstarren und 'Wegsehen' es dem Einzelnen, sein Auftreten auch in Gegenwart der anderen fast gar nicht zu verändern. Es handelt hier um eine Art 'Unpersonen' Behandlung; unsere Gesellschaft legt solches Verhalten zuweilen Kindern, Bediensteten, Negern und Geisteskranken gegenüber an den Tag. Gegenwärtig setzt unsere Gesellschaft dieser Art von Umgang andere entgegen, die generell als den meisten Situationen angemessener gilt; wir wollen sie hier als 'höfliche Gleichgültigkeit' bezeichnen. Solches Verhalten setzt hinreichende visuelle Beachtung des anderen voraus, die beweist, daß man seine Anwesenheit würdigt (man gibt offen zu verstehen, man habe

ihn gesehen), während man im nächsten Moment die Aufmerksamkeit bereits wieder zurücknimmt, um zu dokumentieren, er stelle keinesfalls ein Ziel besonderer oder spezieller Absichten dar.“ (Goffman 1971, S. 84)

Ich zitiere Goffman deshalb so ausführlich, um die trennscharfe Unterscheidung zwischen der Norm und deren Verstoß zu verdeutlichen. *Civil inattention* bedeutet eben nicht das Ignorieren seiner Umwelt, sondern die Kenntnisnahme ohne eine besondere Absicht.

Vielleicht lässt sich unter diesem Aspekt die Beurteilung von Dizzi noch einmal anders deuten. Eigentlich stört sie nicht so sehr das „im Weg stehen“, sondern die Ignoranz, mit der dies in ihren Augen getan wird.

Das Zusammenspiel von *cooperative motility* und *civil inattention* wird hier sichtbar: die „Ignoranz“, also der Verstoß gegen das Prinzip *civil inattention*, führt in diesem Falle dazu, das Prinzip der *cooperative motility* tendenziell außer Kraft zu setzen. Es gibt offenbar keinen Spielraum, ohne Zusammenstoß aneinander vorbeizukommen. Dieser Zusammenstoß fand laut Dizzis Erzählung nicht statt; stattdessen musste sie zurückweichen:

„Also ich kotze total über...diese-, also ich-...Hufelandstraße zum Beispiel, ne, so, dis is für mich so'n Hasspflaster geworden, ick muss, ick muss Hufelandstraße, eigentlich muss ich dort immer, um zum Training [ihres Sohnes Paul, HS] zu kommen mit Fahrrad über die Hufelandstraße fahren und, ähm, mach ich jetzt aber nich mehr, ich fahr jetzt immer 'n Umweg...ähm, mit Paul, w e i l >Wort gedehnt< ich die Krise kriege, diese ganzen...äh, Menschen, die irgendwie, so ‚sehen und gesehen werden‘, draußen... in den Straßencafés die Bürgersteige blockieren und dit bisschen Bürgersteig wat noch frei is, da stehen dann irgendwie zwei Mütter mit ihren Kinderwagen im Weg und...wenn man sagt: ‚Entschuldigung?‘ >lacht< ‚kann ich mal bitte hier vorbei?‘, dann kieken se ehnn erstmal an und sagen dann so: ‚Achso, pff, joo, mhmm‘, so >lacht< ‚könnten wa ja mal Platz machen‘“. (IP_01_§139)

In Dizzis Augen wird sie von ihren Mitmenschen erst wahrgenommen, wenn sie explizit auf sich aufmerksam macht. Und auch dies wird eher mit Desinteresse und ohne Entschuldigung (wie für sie in solchen Fällen üblich) zur Kenntnis genommen, wie im letzten Satz des Zitates deutlich wird. Die Konsequenz für sie ist, dass sie nicht mehr den kürzeren Weg nimmt.

Wird Dizzi durch diese Begegnungen vom öffentlichen Raum ausgeschlossen? Zumindest deutet sie das Verhalten der „Mütter“ als Inszenierung eines spezifischen Lebensstils, der nicht der ihre ist. Das demonstrative „sehen und gesehen werden“ lässt keinen Blick für die Mitmenschen, die nicht dazugehören und verstößt gleichzeitig gegen das Prinzip der *cooperative motility*.

Lofland weist darauf hin, wie der Verstoß gegen eine oder mehrere Komponenten des ungeschriebenen Normensystems im öffentlichen Raum in seinem Subtext Respektlosigkeit mittransportiert und damit symbolisch Ungleichheiten artikuliert. (Lofland 1998, S. 40). Amalia beschreibt eine ähnliche Erfahrung subtiler Exklusion:

„Die ha'm ja ooch eine ungeheure Verachtung oftmals ja so gegenüber, äh-. Also die-die äußert sich natürlich nicht, indem die Leute angegriffen wer'n oder die mit dem Baseballschläger-, sondern es is' einfach so 'ne Verachtung, die is' so-die is' so, ähm, oft so- also die geht gar nicht unbedingt so über Sprache so, ja. Einfach so diese Bewegung oder dass man eben einfach nicht grüßt oder dass man irgendwie mitten off 'n Weg steht und einfach so. So 'ne Art von Egoismus, ähm, der gar nicht merkt, dass es Egoismus ist und, ähm, e'n Egoismus, der eben sozusagen auch alle Nachkommen der-der Familie einschließt, ja so. Ähm, also sozusagen dieses Ich hat sich eben durch die Kinder einfach nur halt nur so Satelliten gebildet, die aber eigentlich quasi mit dazu gehör'n zu dem großen Ich. Und dieses-diese verschiedenen Ichs, die dann so off 'm Spielplatz rumsitzen, ähm, die sind dann schon als Masse ziemlich unangenehm ja.“ (IP_19_§32)

Amalia zeigt in ihrem Zitat hier nicht nur sehr eindrücklich, wie der öffentliche Raum als Bühne der Selbstinszenierung symbolisch genutzt wird, sondern das genau dieses Verhalten für sie gleichzeitig Andere ausblendet und ausschließt.

Auch Uli (49), Vater eines 12-jährigen Sohnes, der seit etwa Mitte der 1990er Jahre im Bötzwkiez lebt, empört sich über die fehlende *civil inattention*, und auch er definiert dabei eine Gruppe mit bestimmten Eigenschaften, die ihm fremd sind:

„Ick hab den Eindruck, die ham keinerlei Selbstzweifel...zumindest treten se so auf, ja und...kann ich nich nachvollziehen, is nich meins...“

Interviewer: „Woran merkt man dis?“

„Na indem se mit...einer absoluten Überzeugung ihre Sachen eben rüberbringen, ja, dit Beispiel mit den Kinderwagen mein ick jetzt ooch. (...) ‚Wir ham Kinder...uns gehört der Gehweg. Wir ham Rechte, Sonderrechte im Notfall.‘ Ja, solche... Und ooch, ick weeß nich, ob's so gesund is, wenn man mit 30, 35 so 'ne Riesenwohnung kaufen kannst und so, is schön für die, dass sie's können, aber...weeß nich, ick denke es is daher so, dass es nu wirklich Führungskräfte und denn so unter sich im eignen Saft hier schmoren und sich gegenseitig wahrscheinlich denn ooch die...Taschen vollhauen.“ (IP_02_§220-224)

Aber nicht nur die Ausblendung, auch das Infrage stellen von Raumpraktiken anderer wird als Übergriff, als das Formulieren und Durchsetzen eigener Regeln, interpretiert, die dann gleichsam einem Verstoß gegen die ungeschriebenen Prinzipien des öffentlichen Raum gleichkommen. Diesen Gedanken möchte ich mit einer Geschichte, die mir Amalia im Interview erzählt, illustrieren:

„Oder- also, man hört ja manchmal ooch so Sachen wie neulich, hat ein Freund von mir, der irgendwie, der so Gasableser is', der auch die Stadt sozusagen aus so 'ner völich anderen Perspektive sieht. Der saß auf der ‚Marie‘³¹ un' hat geraucht un' denn kam 'ne Frau un' hat jesacht, ja er soll das Rauchen einstell'n. Un' da hat er gesacht, wieso- was sie dafür prädestiniert ihm das zu befehl'n. Hat sie gesagt: ‚Ich habe hier, äh, Eigentum gekauft‘ und da hat er gesagt, also er war so perplex, sacht er, also er konnte noch nicht mal sagen, aber doch nich' die Marie, die ha'm sie doch hier nich' gekauft, das is' doch öffentlicher Raum, ja. Also manchmal kann man gar nicht also so schlimm denken >lacht<. Das schlimmste Klischee bestätigt >lacht< sich dann auch, ja.“ (IP_19_§32)

Immer wieder höre ich in diesen Interviews Eigenschaften wie ignorant, egoistisch, rücksichtslos, und auch die Geschichte von Amalia eignet sich perfekt dazu, eine Referenzgruppe zu konstruieren, der man nicht angehören möchte. Dizzi formuliert das so:

„[Das] is hier so ne elitäre Masse, so und, und da gehör ich eigentlich nich rein, also da will ich mich auch gar nich' zugehörig fühlen.“ (IP_01_§139)

Diese Abgrenzung kann dann auch mit einer sozio-ökonomischen Grenzziehung verbunden werden, wie bei Uli:

„Ja, also ich fühle mich nich als Teil der >holt Luft< Mittdreißiger- Vierziger, die hier (1) zwei (.) Supergutverdiener, die sich für drei- vierhunderttausend hier ihre Wohnung gekauft haben.“ (IP_02_§48)

³¹ Die „Marie“ ist ein öffentlicher Platz an der Marienburger Straße in Prenzlauer Berg.

Die Interviewpassagen machen deutlich, dass der öffentliche Raum eine Quelle für das Sammeln von Informationen über die „Anderen“ ist und damit eine wichtige Rolle für das Ziehen symbolischer Grenzen spielt. Die im diskursiven Raum verwendeten Symbole, wie z.B. in der Cartoonserie der Berliner Zeitung „Die Mütter vom Kollwitzplatz“ von OL oder in der Reportageprosa „Lassen Sie mich durch, ich bin Mutter“ von Anja Maier (2011), finden ihre Entsprechung in einem als ähnlich wahrgenommenen Verhalten im öffentlichen Raum. Amalia sagt es in ihrem Zitat: „Das schlimmste Klischee bestätigt sich dann auch.“ So wirken der Diskurs auf den Raum und dieser zurück auf den Diskurs. Die mediale Inszenierung des Prenzlauer Berg als „kinderreichste Gegend Europas“ (Süddeutsche Zeitung) oder „Pregnancy Hill“ (Zitty) macht deutlich, wie wichtig und vor allem wie offen Orte für solche Zuschreibungen sind. Die Zuschreibung „Mütter“ bekommt hier eine ganz eigene Konnotation als in anderen Kontexten (beispielsweise in der Diskussion um alleinerziehende Mütter mit niedrigem Bildungsniveau). Mütter sind nicht gleich Mütter. Wichtig ist, in welchem räumlichen Kontext sie bzw. ihr Verhalten bewertet werden, wie dieses Zitat der Online-Ausgabe der Zeitschrift „Brigitte“ zeigt.

„Die jungen Mütter aus Prenzlauer Berg strotzen vor allgegenwärtigem Mutterdasein. Weil sie meist nicht unvermögend sind, können sie ihre Tage - für alle Welt sichtbar - latte-machiato-schlürfend in Cafés verbringen. Und wenn das zu langweilig wird, eröffnen sie Second-Hand-Läden für Babybekleidung. In diesem Punkt unterscheiden sich die Latte-Machiato-Mütter aus Prenzlauer Berg von denen aus Friedrichshain und Kreuzberg. Letztere verbringen mehr Zeit im Büro oder am Wickeltisch als im Café.“ (Senft 2008)

Die - zumindest für mich – zunächst etwas irritierende Wahrnehmung von Dizzi als Mutter gegenüber anderen Müttern in ihrer Nachbarschaft gewinnt an Plausibilität, wenn wir uns das hier gezeigte Gegenbild vergegenwärtigen. Die im öffentlichen Diskurs *und* in der Alltagswahrnehmung des öffentlichen Raumes immer wieder interpretierten Symbole kategorisieren „Mütter in Prenzlauer Berg“ als Teil einer Gruppe von „Wohlstandsmüttern“ mit vergleichbaren statistischen Indizes, wie Einkommen, Berufstätigkeit und Herkunft, sowie gruppenspezifischen Verhaltensweisen und bieten damit gleichzeitig für einige das Angebot zur Disidentifikation.

Dieser Mediendiskurs scheint Eindruck auf kürzlich zugezogene Mütter west-deutscher Herkunft zu haben. Nicole ist 35 Jahre alt, hat ein 9 Monate altes Kind und passt nicht ganz in das medial verbreitete Bild einer Latte-Macchiato-Mutter aus Prenzlauer Berg. Die diplomierte Sozialarbeiterin zog 2009 zu ihrem Freund in eine eher kleine 2-Raum-Mietwohnung und arbeitet in der Ganztagsbetreuung einer Kindertagesstätte in Westberlin. Das Haushaltseinkommen der beiden liegt mit 3500-4000 € am unteren Ende derer, die in den letzten fünf Jahren zugezogen sind. Allerdings übersteigt dieses Einkommen auch das der ostdeutschen Interviewpartner (bis auf Ullis) signifikant. Als ich mich mit Nicole darüber unterhalte, was sie an ihrem Kiez schätzt, erzählt sie mir, wie schnell man mit dem Kind an einen der wenigen grünen Orte in Prenzlauer Berg kommt, den Mauerpark.

„Ich find' die Nähe zum Mauerpark sehr gut. Einfach dass du schnell- dass du nicht erst über tausend Straßen d'rüber musst, sondern direkt hier, in relativ frischer Luft für 'ne Stadt, dich doch relativ weitläufig bewegen kannst. Und dass das alles eben sehr breit ist, ne. Sonst hast du das Problem, angenomm' du gehst mit 'ner ander'n Mutter mit 'nem Kinderwagen spazier'n, is' es einfach blöd, immer zu zweit dann, den Bürgersteig zu blockier'n. Is' einfach 'n blödes Gefühl, find' ich. Un' das is' schon ma' sehr positiv.“
(IP_23_§76)

In dieser Passage steckt untergründig die Sorge, zu genau diesen Müttern zu gehören, die sich Dizzi achtlos mit ihren Kinderwagen in den Weg stellen. Obwohl Nicole und ich uns erst später über diesen Diskurs unterhalten werden, stellt sie sich implizit auf die „richtige“ Seite. Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang einige Minuten später in unserem Gespräch, als es um die eher negativen Aspekte im Kiez geht:

„Was mich...manchmal so 'n bisschen stört, dann man natürlich immer...so 'n bisschen in so 'ne Richtung geschoben wird, ähm, das sind die Schwaben. Weil eigentlich juckt mich das nicht. Also das is' immer mal so-mal so, ne. Dass man sich immer so 'n bisschen schuldig fühlt, so, wir vertreiben die Urberliner. Das hört sich jetzt' blöd an, aber es is' so, nich' 'n schlechtes Gewissen, aber...ja es is' 'n komisches Gefühl manchmal, ne.“
(IP_23_§100)

Nicole kennt den Diskurs und grenzt sich nicht nur vom medialen Image der gentrifizierenden Mittelklasse-Mutter ab, sondern betreibt gleichzeitig eine Art von

Stigmamangement, wie wir dies schon in Abschnitt 7.4 gesehen haben. Sie fühlt sich schuldig und versucht sich der geforderten Norm anzupassen.

Deutlich selbstbewusster reagiert Sven auf den Diskurs, indem er das Stigma „Mutter in Prenzlauer Berg“ neu definiert und das Regelsystem im öffentlichen Raum in Frage stellt. Er zeigt eine ganz andere Evaluierung des „Fehlverhaltens“ von Müttern im öffentlichen Raum:

„Also was ich diese Prenzlauer Berg-Müttern diese ganze Diskussion usw. Da ich jetzt auch noch mal im 2. Durchgang noch mal 2 kleine Kinder habe, weiß ich, wenn man irgendwie den Kinderwagen voll hat mit Zeug und dann 'n Kind noch drin sitzt und damit auszuweichen, das ist einfach 'ne Kraftanstrengung. Und ich kann das durchaus versteh'n, dass die Mütter ihre Bahnen zieh'n und das hab' ich auch genauso gemacht. Ich wurde auch schon als Yuppi da beschimpft.“ (IP_22_§21)

Sven hat, schaut man sich seine ökonomische Situation, seine Wohndauer und seine Herkunft an, deutlich mehr mit der ehemaligen Szene Prenzlauer Berg gemeinsam als mit den kürzlich Zugezogenen. Tatsächlich ist sein monatliches Haushaltseinkommen mit ca. 2700 € sogar deutlich niedriger als das von Uli (3500 €). Die Frage, die sich nach dieser Aussage von Sven stellt ist: Was trennt ihn von seiner „eigentlichen“ sozialen Kategorie und was verbindet ihn mit der Gruppe der Zugezogenen, der er eigentlich gar nicht angehören „dürfte“? Warum weichen seine Aussagen so stark von seiner angenommenen Gruppenzugehörigkeit ab?

Die Abweichung erklärt sich nicht aus einem höheren sozioökonomischen Status, sondern aus seiner Vorstellung davon, welches Verhalten an einem Ort passend bzw. unpassend ist. Dahinter steht eine in weiten Teilen von der alten Szene differente Konstruktion der Bedeutung von Prenzlauer Berg, die schon in Abschnitt 6.2.2 thematisiert wurde.

8.4 Diskussion

Der öffentliche Raum ist nicht nur ein Mikrokosmos kaum wahrnehmbarer sozialer Interaktionen. Die Begegnungen dort tragen gleichzeitig zur Bestätigung des Wissens über die Anderen als „Momente der ‚unfreiwilligen‘ Kommunikation“ (Nekel und Sutterlüty 2008, S. 17) und damit zur Legitimierung symbolischer Grenzziehungen bei, wie wir sie schon in Kapitel sieben sehen konnten. Gleichzeitig ist der öffentliche Raum Verhandlungsort über die Bedeutung des Ortes, über die Frage, für wen und für was der Ort gemacht ist und weiterhin gemacht wird. Diese Verhandlungen werden in der Praxis der symbolischen Nachbarschaftsnutzung von subtilen Exklusionen begleitet, auf die mit symbolischen Grenzziehungen geantwortet wird. Die Zuschreibungen kollektiver Charaktereigenschaften wie Egoismus und Rücksichtslosigkeit folgen nicht logisch aus den im öffentlichen Raum wahrgenommenen Normverstößen, sondern beide bedingen sich gegenseitig: Die „Anderen“ lassen sich – beabsichtigt oder nicht – durch ihre Raumpraktiken markieren und werden damit als Gruppe identifizierbar. Hier wird aus der praktischen Nutzung, beispielsweise dem Im-Weg-Stehen mit den Kinderwagen, ein symbolisches Verhalten interpretiert, welches die neue Bedeutung des Ortes untermauert. Dabei wirken die symbolischen Praktiken dieser Gruppe so dominant in Bezug auf einige meiner Interviewten, dass sich diese, wenn nicht aus der Nachbarschaft selbst, so doch aus der Nutzung des öffentlichen Raumes der Nachbarschaft zurückzieht. Ob dies in einem größeren Maßstab passiert, müsste in nachfolgenden Studien genauer untersucht werden; in diesem Sinne formuliere ich vorsichtig, dass die praktische und symbolische Nachbarschaftsnutzung einer Gruppe von der anderen Gruppe als kulturelle Verdrängung wahrgenommen wird. Dies schließt an die Ergebnisse des sechsten Kapitels, dem Verlust von Möglichkeiten in der Nachbarschaft, an: Die ehemalige Szene, einstmals „Platzhirsch“ im Revier Prenzlauer Berg, kann oder will Lokalitäten, die als Symbole der neuen Bedeutung gelten, nicht (mehr) nutzen. Unweigerlich schließt damit eine neue Form der Nutzung die alte, die andere, aus. Wir haben im Abschnitt 6.4.1 gesehen, wie dominant diese symbolische und praktische Nutzung der Szene Prenzlauer Berg zu ihrer Zeit ebenfalls war; als so unterschiedlich sollte

sie also nicht eingeschätzt werden. Nichtsdestotrotz ist sie der Maßstab für die Beurteilung der heutigen, neuen Nutzung.

Wie lässt sich Loflands Idee des Regelsystems im öffentlichen Raum mit den innerhalb dieser Arbeit diskutierten Ortsnormen zusammendenken? Zunächst kann dieses Regelsystem ganz unabhängig von zugeschriebenen Ortsnormen existieren; Lofland (1998, S. 44) behauptet zwar, dass diese Regelsysteme innerhalb von Zeit, Raum und kulturellen Kontexte differieren können, generalisiert diese aber doch, zumindest für Gesellschaften des globalen Nordens, als universale und relativ beständige Prinzipien des öffentlichen Raumes. Was können wir dann für den spezifischen Ort mit seinen offensichtlich spezifischen Regeln lernen? Hinter der Abweichung von der Regel stehen konkrete und identifizierbare Personen oder Gruppen und ihre Raumpraktiken. Diese Regeln sind wiederum eng verknüpft mit dem lokalen Kontext einer situativen wie normativen Normalität. Gegenüber unpassendem Verhalten wird, wie wir sehen konnten, die symbolische Grenze gezogen. Die Bewertung eines Verstoßes gegen ein universales Regelsystem wird immer auch mit einem lokalen Inhalt gefüllt, auf den sich die Abgrenzung bezieht.

Eines sollte auch klar geworden sein: die Nutzer des öffentlichen Raumes mögen sich manchmal in Ablehnung gegenüberstehen, fremd sind sie sich jedoch nicht. Der öffentliche Raum ist nicht nur die Arena für den Abgleich von diskursivem und erlebtem Wissen, hier wird aus dem Fremden der vertraute Fremde (ebd., S. 60): jemand, dessen Praktiken uns vertraut sind, ohne dass wir sie schätzen.

Kapitel 9 Schlussbetrachtungen

Der erste Teil der Ausgangsfrage dieser Arbeit war, wie der gemeinsam geteilte Ort bei unterschiedlichen Bewohnergruppen zu deren Konstruktion sozialer Identitäten beiträgt. Eng verbunden war der zweite Teil der Fragestellung nach den daraus resultierenden symbolischen Grenzziehungen. Damit steckt in dieser Forschungsfrage beides: eine kognitive Dimension und eine Dimension der Praxis. Meinem Forschungsinteresse entsprechend war der zweite Teil, die Frage nach den Grenzziehungen, ein zunächst sichtbares Phänomen, das ich verstehen und erklären wollte. Die intuitive Entscheidung, zunächst die Wahrnehmungen - die kognitive Dimension - meiner Interviewpartner auf ihren Wohnort in den Blick zu nehmen und sich später mit deren Praktiken zu beschäftigen, war von dem Gedanken getragen, dass aus Wahrnehmungen Praktiken folgen. Im Verlauf des Analyse- und Schreibprozesses wurde mir immer mehr klar, dass es bei meinem Untersuchungsgegenstand nicht immer (wenn überhaupt) eine Ursache und einen Effekt gibt. Allmählich fand ich die Idee einer Wechselwirkung zwischen sozialen Prozessen überzeugender als die Suche nach einer kausalen Kette. Und so würde ich die in der Fragestellung formulierten „resultierenden Grenzziehungen“ eher als eine Wechselwirkung mit den Wahrnehmungen statt einem Resultat aus ihnen beschreiben. Im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen damit die Kognition und die Praxis als generelle Settings, die aufeinander einwirken. Aber auch hier stoßen wir auf die Schwierigkeit, Wahrnehmungen und Praktiken zwar analytisch, aber selten empirisch separieren zu können. Wenn Wahrnehmungen zu Praktiken führen, gilt das auch umgekehrt. Nicht das eine folgt auf das andere, vielmehr steht beides in einer unmittelbaren Wechselbeziehung.

Weiterführen möchte ich den Gedanken mit einem Blick auf das Konzept der sozialen Identität als Wechselspiel von sozialer Identifikation und Kategorisierung, das ich in Kapitel drei spezifiziert habe, in dieser Arbeit jedoch übergreifend nutzte. Auch soziale Identitäten haben einen kognitiven und einen praktischen, oder performativen Aspekt (Jenkins 1996, S. 22). In der Kognition stecken Wahrnehmungen, wie Menschen oder Dinge sind und Normvorstellungen, wie sie sein sollten. Die Praxis wiederum wirkt auf die kognitive Ebene zurück, indem sie Menschen und Dinge im Alltag durch eine spezifische kognitive Brille erfahren

lässt und normativ einordnet. Bei aller Prozesshaftigkeit und Fragilität dieses Austausches gibt es dennoch einen Grundstock an Erfahrungen und Wahrnehmungen, die uns mit anderen in Beziehung setzen. Obwohl wir Soziologen oft an Prozessen interessiert sind, verlieren wir dabei schnell den Blick für die Suche nach Stabilität, nach einem Ankerpunkt, von dem aus unsere Untersuchten ihre soziale Realität wahrnehmen und bewerten. Dies heißt auch, dass soziale Identitäten nicht nur als Prozess von sozialer Identifikation und Kategorisierung verstanden werden sollten. Wie bei jedem Prozess oder dem Zusammenspiel mehrerer Prozesse gibt es auch hier ein Ergebnis; eine Identifikation mit... und eine Kategorisierung von..., sei dieses auch noch so fragil und grundsätzlich veränderbar. Der Prozess beeinflusst das Ergebnis genauso wie das Ergebnis auf den Prozess wirkt.

9.1 Die Verbindung von Raum und sozialer Identität

In Kapitel vier habe ich gezeigt, wie soziale Identitäten konzeptionell mit Orten verbunden werden können. Essentiell sind dabei das Konzept des *elective belonging* (Savage et al. 2005) sowie die symbolische Nutzung der Nachbarschaft (Blokland 2011). Mit der symbolischen Nutzung der Nachbarschaft zeigen wir, wie wir uns dem Ort zugehörig fühlen. Erst die symbolische Nutzung verleiht der praktischen Nutzung „Sinn“. Dieser Sinn bezieht sich aber nicht nur darauf, was wir darunter verstehen, er wird auch von anderen interpretiert, manchmal missinterpretiert. Dazu ist die praktische Nutzung notwendig, aber nicht jede praktische Nutzung impliziert zwangsläufig eine symbolische Nutzung, mit der Bedeutungen transportiert werden. Ich habe in dieser Arbeit gezeigt, wie wichtig die symbolische Nutzung für die Konstruktion raumbezogener sozialer Identitäten sein kann.

In Kapitel sechs habe ich den relationalen Aspekt von Zugehörigkeit am Beispiel zweier Gruppen (der eingesessenen Szene Prenzlauer Berg und den später Zugezogenen) in den Blick genommen. Ich spreche von Zugehörigkeit als relationalen Prozess, weil dazugehören immer auch ein nicht-dazugehören impliziert. Auch Jenkins Konzept der sozialen Identität betrachtet Identifikationen und Kategorisierungen als zwei Seiten einer Medaille. Diese können sich sozial und räumlich manifestieren. Sich einem Ort zugehörig fühlen heißt auch, zu wissen,

welchem Ort man sich nicht zugehörig fühlt. Für die kürzlich Zugezogenen in meiner Studie war die Identifikation mit ihrer Nachbarschaft mit der Kategorisierung einer anderen Nachbarschaft, vornehmlich der aus der sie „geflohen“ sind, verbunden (siehe Abschnitt 6.2.1). Die eingesessene Szene hingegen steckt gewissermaßen in einer Nachbarschaft fest, aus der sie nicht fliehen kann oder will (siehe Abschnitt 6.4). So bleibt ihnen nur die höchst selektive Identifikation oder die Disidentifikation mit dem Ort.

Ob wir uns unserem Wohnort zugehörig fühlen ist eng mit der Frage verbunden, welche Möglichkeiten wir dort vorfinden. Der Begriff Möglichkeiten, den ich hier verwende, ist inspiriert von Amartya Sens Capabilities-Ansatz (siehe Abschnitt 6.2). In den empirischen Daten dieser Studie kommt es neben materiellen Möglichkeiten (die praktische Nutzung der Nachbarschaft) auch darauf an, ob diese Nutzung zu uns passt. Möglichkeiten lassen sich so in eine materielle und eine identifikatorische Dimension differenzieren. Nur wenn beide Dimensionen ein hohes Level aufweisen, spreche ich von Möglichkeiten. Diese Möglichkeiten, neben dem materiellen auch einen identifikatorischen Zugriff auf den Ort zu bekommen, habe ich am Beispiel der kürzlich Zugezogenen zeigen können. Deren gleichermaßen starke symbolische wie praktische Nutzung der Nachbarschaft zeigte an, wie effektiv sie ihre Selbst-Identität mit dem Ort in Passung bringen können. Kurz gesagt: Sie nutzen materielle Infrastrukturen, die zu ihrem Lebensstil passen.

Auf der anderen Seite des Kontinuums finden wir dann Restriktionen oder Unmöglichkeiten. Hier gibt es eine Lücke in einer, manchmal gar in beiden, Dimensionen. Am Beispiel der ehemaligen Szene Prenzlauer Berg habe ich gezeigt, wie vor allem die fehlende identifikatorische Dimension von Möglichkeiten den Zugriff auf den Ort einschränkt. Wie kommt nun dieser ungleiche Zugriff auf den Ort zustande? Hier sind die Bedeutungen, die wir Räumen zuschreiben, zentral. Solche räumlichen Bedeutungszuschreibungen, wie z.B. Provinzialität, Kreativität oder Hippieness, helfen uns bei der Identifikation mit oder der Disidentifikation von diesen Images. Gleichzeitig werden hier unterschiedliche Bilder der Nachbarschaft gezeichnet. Diese differierenden Bilder manifestieren sich in räumlichen Identitäten, die - genauso wie soziale Identitäten - nicht einfach Dinge in der Welt,

sondern sozial konstruiert und damit nicht nur veränderbar, sondern auch höchst partikular, sind. Eine wichtige Variable dabei ist die Zeit. Eine Momentaufnahme zu einer bestimmten Zeit kann diese Konstruktionsprozesse von räumlichen Identitäten nicht zeigen. Fundamentale Wandlungsprozesse von Räumen verändern diese nicht nur in ihrer Physis, sondern auch symbolisch, heißt: sie verändern ihre Bedeutung für uns und andere. Hier zeigt sich, dass *elective belonging* kein Zustand, sondern ein Prozess ist, der maßgeblich mit symbolischen Wandlungsprozessen verknüpft ist und früher oder später in ein *selective belonging* umschlagen kann. Diese selektive Zugehörigkeit kann gleichsam mit Kategorisierungen und Disidentifikationen verbunden sein. Genau das gilt für die ehemalige Szene Prenzlauer Berg, deren *elective belonging* in die Zeit der 1980er und frühen 1990er Jahre reicht. Der heutige Prenzlauer Berg bietet für sie nur selektiv Anknüpfungspunkte, erkennbar an der Charakteristik ihrer Nachbarschaftsnutzung. Wichtig sind hier *memorialized locales* (Lofland 1998, S. 65–66), die einerseits symbolisch als Marker der Abgrenzung zur Disidentifikation vom restlichen Ort und andererseits symbolisch und praktisch als neue Form der selektiven Identifikation genutzt werden (siehe Abschnitt 6.4). Diese Form der Zugehörigkeit ist vor allem als Differenzmarker zur neuen Bedeutung von Prenzlauer Berg zu verstehen und zeigt dabei auch das relationale Verhältnis von Identifikation und Disidentifikation, oder anders: von Identifikation durch Disidentifikation.

9.2 Symbolische Grenzziehungen und die Konstruktion von Orts- und Gruppenzugehörigkeiten

Das räumliche Zugehörigkeitsgefühl hat Implikationen für die Zugehörigkeit zu Gruppen, die im Prozess von sozialer Identifikation und Kategorisierung diskursiv konstruiert werden. Ein wichtiges analytisches Tool ist hier das Konzept symbolischer Grenzziehungen. Die symbolischen Grenzen, denen wir in Kapitel sieben und acht begegnet sind, gründen zu einem großen Teil auf das unterschiedliche Verhältnis zweier Gruppen zu ihrem Ort. Diese Differenz bezieht sich auf den ungleichen identifikatorischen Zugriff auf den Ort, der wiederum eng mit der Vorstellung von situativer und normativer Kieznormalität verbunden ist (ich komme gleich darauf zurück).

Die Definition des „Wir“ und des „Die“ steht dabei im Zusammenhang mit der Frage der Zugehörigkeit zum Ort und nicht vordergründig zu Klasse. Die sozio-ökonomische Grenze als eine von vielen möglichen symbolischen Grenzen, bezieht sich nicht in erster Linie auf eine Klassenkategorie, sondern auf die Ablehnung von Wohlstand im Ort. Diese Grenze ziehen eben auch Bewohner, die über vergleichsweise hohe finanzielle Mittel verfügen. Was die beiden untersuchten Bewohnergruppen voneinander trennt ist nicht immer deren ökonomische Lage, sondern die Bedeutung die sie dem Ort zuweisen. Wenn wir Orten eine Bedeutung zuschreiben, sagen wir was sie sind und was sie nicht sind, manchmal auch, was und wie sie sein sollten. Damit sagen wir gleichzeitig etwas darüber, wer dazu gehört und wer nicht. Dabei hilft uns die subjektive Einschätzung der situativen und normativen Normalität. Räumliche wie soziale Wandlungsprozesse sind mit differierenden Normalitätsvorstellungen verbunden, die sich im Ziehen symbolischer und damit auch immer normativer Grenzen manifestiert (siehe Kapitel sieben). Bei diesen Grenzziehungsprozessen spielen kollektive Erinnerungen eine wesentliche Rolle. Es geht aber nicht nur einfach darum, eine alte, vergangene Zeit zu betauern; konkret geht es darum, die situative und normative Normalität der Nachbarschaft wieder in Einklang zu bringen. Erst dies führt wieder zum Nutzen von Möglichkeiten. Symbolische Grenzziehungen sind somit nicht nur Distinktionsbemühungen, sondern auch Ausdruck von Auseinandersetzungen um den Zugriff auf die Nachbarschaft.

Am eindrucklichsten zeigten sich diese unterschiedlichen Normalitätsvorstellungen und die damit verbundenen Grenzziehungen im öffentlichen Raum (siehe Kapitel acht). Der öffentliche Raum präsentierte sich hier als Setting, in dem nicht nur differente, sondern auch konkurrierende Normalitätsvorstellungen sicht- und damit markierbar werden. Die Interpretation von Praktiken der „Anderen“ machte die Kategorisierung der typischen „Neu-Prenzlauerberger“ und die damit verbundene Disidentifikation von solchen Praktiken leicht. Die Informationen, die wir hier über die Anderen erlangen, strukturieren die Einschätzung und Bewertung von Orten und deren Bewohnern mit. Was hier aber unter der Hand auch passiert, ist die Konstruktion einer Gruppe der „Zugezogenen“ mit ähnlichen Eigenschaften, etwa: der typische zugezogene Prenzlauerberger ist arrogant, rücksichtslos und

egozentrisch. Wenn solche negativen Attribute ins Spiel kommen, wird aus der Kategorisierung die Disidentifikation. Diese Gruppenkonstruktionen können dann wieder auf das Image eines Ortes zurück wirken und zu dem Fehlschluss führen, dass Informationen, die wir über einen Ort besitzen, gleichzeitig auch etwas über die Eigenschaften seiner Bewohner aussagen.

Öffentliche Räume sind also keineswegs nur Räume, in denen wir unsere Gemeinsamkeiten erkennen und uns wohlfühlen. Sie sind genauso Arenen der Differenz sowie symbolischer Abgrenzungen und verweisen damit gleichzeitig auf die Rolle von *public familiarity* als Voraussetzung für das Performen von Ähnlichkeit und Differenz gleichermaßen (Blokland-Potters 2003, S. 109). Im öffentlichen Raum zeigt sich auch, wie weit eine situative von der normativen Normalität entfernt sein kann und verdeutlichen den Unterschied von Vertrauen und Vertrautheit. Uns können bestimmte Aspekte in der Nachbarschaft durchaus vertraut sein, ob sie uns vertrauen lassen wird erst klar, wenn wir sie bewerten und normativ einordnen. Ikonische Verdichtungen wie die „Mütter vom Kollwitzplatz“ und die Wahrnehmungen im „realen“ öffentlichen Raum bestätigen und verstärken sich wechselseitig und tragen zur Konstruktion von sozialer und räumlicher Zugehörigkeit bei. Irgendwann in dieser Konstruktion kleben die Eigenschaften der Bewohner am Ort und die Eigenschaften des Ortes an den Bewohnern. Interessant dabei ist, dass die Fremd-Definition von Zugehörigkeit sich in Inklusionen und Exklusionen ausdrücken kann: Ob wir Bewohner als einem Ort zugehörig definieren, mit dem wir uns nicht mehr identifizieren, oder sie von der Zugehörigkeit zum Ort, mit dem wir uns noch bzw. wieder identifizieren, ausschließen, läuft auf dasselbe hinaus. Beides ist verbunden mit der Macht zur Definition, die, wie Elias (1970) zeigte, keineswegs von vornherein feststeht, sondern Resultat der in dieser Studie gezeigten Markierungs- und Klassifikationskämpfe ist. Die heutigen *elective belongs* sind tatsächlich in der Position, den Ort nicht mehr explizit beanspruchen zu müssen – die Passung von Selbst-Identität und Ort ermöglicht ihnen einen bisweilen uneingeschränkten Zugang, der aber keineswegs die Macht zur Definition ihrer Ortszugehörigkeit einschließt. Die in Kapitel acht gezeigten Grenzziehungen machen diese Position für einige etwas unkomfortabel, aber nicht unmöglich. Aus symbolischen Grenzziehungen resultieren hier keine

sozialen Grenzen, sondern die Diskreditierung aufgrund von Normverstößen (was gehört nicht an den Ort). Diesen Grenzziehungen wird – zumindest bei den interviewten Neu-Bewohnern – mit der Anpassung an die Norm, aber auch der Neudefinition der Norm begegnet, um ihr Stigma zu managen.

Trotz der hier gezeigten Wichtigkeit der sozialen Prozesse im Raum selbst: Nachbarschaften existieren nicht als Container im luftleeren Raum, in dem irgendetwas konstruiert, verhandelt, erinnert oder zugeschrieben wird. Die Zuschreibung von Bedeutungen zu Orten (z.B. der Prenzlauer Berg als Ort der „Szene“ vs. dem Prenzlauer Berg als Ort der „neuen Bürgerlichkeit“) werden nicht nur innen, sondern auch von außen an den Ort herangetragen. Im Kapitel fünf, der Analyse des Mediendiskurses über den Ort, habe ich gezeigt, wie Bedeutungen mit räumlichen Symbolen verknüpft werden. Das Symbol des „Schwaben“, oder der „Latte Macchiato Mütter“ in Prenzlauer Berg sind solche Konstruktionen, die – vielfach im medialen Diskurs wiederholt – unentrinnbar mit dem Ort in Verbindung gebracht werden. Diese Symbole wurden gleichsam in den Interviews verwendet. Auch hier möchte ich nicht von einer kausalen Kette, sondern eher von einer gegenseitigen Verstärkung sprechen.

Die in dieser Arbeit diskutierten Prozesse von Identifikation, Kategorisierung, Zugehörigkeit und Grenzziehungen sind nicht ganz voraussetzungslos. Zentral ist bei dieser Art symbolischer Kämpfe, dass es dominante Gruppen gibt, die gewillt sind, diese auch zu führen. Ob es sich dabei, wie in diesem Falle, immer um dominante Fraktionen der kulturellen Mittelklasse handeln muss, wird die weitere Forschung zeigen, zu der diese Studie hoffentlich Impulse geben konnte.

Die Idee der vorliegenden Studie, symbolische Kämpfe, die im medialen Diskurs ausgetragen werden, zu entschlüsseln, zu zeigen, was unterhalb dieser Oberfläche stattfindet, hat mich auf einen weiten Weg sozial-theoretischer Überlegungen, zur kritischen Auseinandersetzungen mit bestehenden Konzepten und zum „Zusammendenken“ stadtsoziologischer und sozialtheoretischer Ansätze geführt. Was ich hoffe gezeigt zu haben ist, wie die Erweiterung sozialer Identitäten in den Raum funktionieren kann, und dass gerade deshalb Orte auch, und gerade heute, relevant sind. Orte können uns machen, und wir können Orte machen.

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz (2009a): Einführung in die Soziologie. Band 1: Der Blick auf die Gesellschaft. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.

Abels, Heinz (2009b): Einführung in die Soziologie. [Lehrbuch]. 4. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Abels, Heinz (2010): Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. 2. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss.

Agnew, John A.; Livingstone, David N. (2011): Space and Place. In: David N. Livingstone und John A. Agnew (Hg.): The SAGE handbook of geographical knowledge. Thousand Oaks, Calif: SAGE, S. 1–34.

ah (2010): Berlin: Prenzlauer Berg als hyperlokale Enklave. Online verfügbar unter <https://gentrificationblog.wordpress.com/2010/12/18/berlin-prenzlauer-berg-als-hyperlokale-enklave/>, zuletzt geprüft am 28.04.2016.

Allolio-Näcke, Lars (2010): Diskursanalyse. In: Günter Mey und Katja Mruck (Hg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH Wiesbaden, S. 662–675.

Andreotti, Alberta et al. (2013): Controlling the Urban Fabric: The Complex Game of Distance and Proximity in European Upper-Middle-Class Residential Strategies. In: *Int J Urban Reg Res* 37 (2), S. 576–597. DOI: 10.1111/j.1468-2427.2012.01177.x.

Apelt, Andreas H. (2013): Hinter der Stille. Berlin-Prenzlauer Berg 1979 - 1989. Unter Mitarbeit von Ron Jagers. Halle (Saale): Mittelalt. Verl.

arbeitsgruppe gemeinwesenarbeit und stadtteilplanung argus GmbH (2009): Sozialstudie Winsstraße 2009. im Zusammenhang mit dem Erlass einer Aufhebungsverordnung im Zusammenhang mit dem Erlass einer Aufhebungsverordnung für das Sanierungsgebiet Winsstraße im Bezirk Pankow von Berlin. Berlin.

Arendt, Hannah (2015): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. 16. Auflage. München: Piper (Serie Piper, 3623).

ASUM GmbH (2010): *Sanierungsgebiet Prenzlauer Berg - Böttzowstraße. Soziale Prozesse in der Stadterneuerung; Sozialstudie 2010*. Berlin.

ASUM GmbH (2012): *Sanierungsgebiet Prenzlauer Berg – Helmholtzplatz 2012. Endbericht zur Sozialstudie; Überprüfung der Ergebnisse der Sanierung*. Berlin.

Atkinson, Rowland (2006): *Padding the bunker: Strategies of middle-class disaffiliation and colonisation in the city*. In: *Urban Studies* 43 (4), S. 819–832. DOI: 10.1080/00420980600597806.

Bahrndt, Hans-Paul; Herlyn, Ulfert (2006): *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bauman, Zygmunt (2007): *Flaneure, Spieler und Touristen. Essays zu postmodernen Lebensformen*. Unter Mitarbeit von Martin Suhr. Neuausg., 1. Aufl. Hamburg: Hamburger Ed. Online verfügbar unter http://deposit.d-nb.de/cgi-bin/dokserv?id=2890586&prov=M&dok_var=1&dok_ext=htm.

Becker, Howard S. (2014): *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. 2. Aufl. 2014. Wiesbaden: Imprint: Springer VS (Neue Bibliothek der Sozialwissenschaften).

Bernt, Matthias; Holm, Andrej (2002): *Gentrification in Ostdeutschland: der Fall Prenzlauer Berg*. *Deutsche Zeitschrift für Kommunalwissenschaften* 41 (II), S. 125–150.

Binken, Saskia; Blokland, Talja (2013): *Everyday Encounters and Belonging in Public Spaces: Findings from Rotterdam and Utrecht*. In: Margarethe Kusenbach und Krista E. Paulsen (Hg.): *Home. International perspectives on culture, identity, and belonging*. Frankfurt (am Main): Peter Lang, S. 293–314.

Blokland, Talja (2006): *Memory Magic: How a Working-Class Neighbourhood Became an Imagined Community and Class Started to Matter when it Lost its Base*. In: Fiona Devine, Mike Savage und John Scott (Hg.): *Rethinking class*.

Cultures, identities and lifestyles. [Nachdr.]. Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 123–139.

Blokland, Talja (2011): 'Even when I see the real scoundrel around here, I don't feel unsafe'. On neighbourhood diversity, conflicts, and safety. In: Heike Herrmann (Hg.): Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 173–196.

Blokland, Talja; Nast, Julia (2014): From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods. In: *Int J Urban Reg Res* 38 (4), S. 1142. DOI: 10.1111/1468-2427.12126.

Blokland-Potters, Talja (2003): Urban bonds. Cambridge: Polity Press.

Blokland-Potters, Talja; Giustozzi, Carlotta; Krüger, Daniela (Hg.) (2016): Creating the unequal city. The exclusionary consequences of everyday routines in Berlin. Burlington, VT: Ashgate (Cities and society series).

Blumer, Herbert (2009): Symbolic interactionism. Perspective and method. [Nachdr.]. Berkeley, Calif.: Univ. of California Press.

Bonacker, Thorsten (2008): Konflikttheorien. In: Thorsten Bonacker (Hg.): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung. 4. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss., S. 179–197.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft).

Bourdieu, Pierre (1991): Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt/Main: Campus-Verlag (2), S. 25–34.

Bourdieu, Pierre (1997): Ortseffekte. In: Pierre Bourdieu und Alain Accardo (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK Univ.-Verl. (Edition discours, 9), S. 160–167.

Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea (Hg.) (2014): Soziale Milieus und Wandel der Sozialstruktur. Die gesellschaftlichen Herausforderungen und die Strategien der sozialen Gruppen. 2., korrigierte Aufl. 2014. Wiesbaden: Imprint: VS Verlag für Sozialwissenschaften (Sozialstrukturanalyse).

Bridge, Gary (2006): Perspectives on cultural capital and the neighbourhood. In: *Urban Studies* 43 (4), S. 719–730. DOI: 10.1080/00420980600597392.

Brown-Saracino, Japonica (2007): Virtuous marginality: Social preservationists and the selection of the old-timer. In: *Theory and Society* 36 (5), S. 437–468. DOI: 10.1007/s11186-007-9041-1.

Brubaker, Rogers (2002): Ethnicity without Groups. In: *Archives Européennes de Sociologie* XLIII (2), S. 163–189.

Bundeszentrale für politische Bildung und Robert-Havemann-Gesellschaft e.V. (2008): Wohnungsbesetzungen in Ost-Berlin. Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung und Robert-Havemann-Gesellschaft e.V. Online verfügbar unter www.jugendopposition.de/index.php?id=1652, zuletzt geprüft am 05.09.2014.

BÜRO FÜR STADTPLANUNG, -FORSCHUNG UND -ERNEUERUNG (2008): Sanierungsgebiet Kollwitzplatz. Sozialstudie 2008. Hg. v. Bezirk Pankow von Berlin. Berlin.

Burzan, Nicole (2007): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien. 3., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-90742-0>.

Butler, Tim (2003): Living in the Bubble: Gentrification and its 'Others' in North London. In: *Urban Studies* Vol. 40 (12), S. 2469–2486. Online verfügbar unter <http://usj.sagepub.com/cgi/content/refs/40/12/2469>, zuletzt geprüft am 27.04.2010.

Butler, Tim (2010): Consumption and Culture. In: Japonica Brown-Saracino (Hg.): The gentrification debates. New York, NY [u.a.]: Routledge (Metropolis and modern life), S. 235–260.

Butler, Tim; Robson, Garry (2003a): London calling. The middle-classes and the re-making of inner London. Oxford: Berg, zuletzt geprüft am 16.07.2010.

Butler, Tim; Robson, Garry (2003b): Negotiating Their Way In. The Middle Classes, Gentrification and the Deployment of Capital in a Globalising Metropolis. In: *Urban Stud.* 40 (9), S. 1791–1809. DOI: 10.1080/0042098032000106609.

Cohen, Anthony Paul (1985): The symbolic construction of community. Transferred to digit. pr. London: Routledge (Key ideas).

Coser, Lewis A. (1972): Theorie sozialer Konflikte. Neuwied & Berlin: Luchterhand.

Dausend, Peter (2010): Bötzw-Blues. Online verfügbar unter http://www.prenzlauerberg-nachrichten.de/alltag/_/botzow-blues.html, zuletzt geprüft am 30.07.2014.

Davis, Mike (2010): City of Quartz. Excavating the Future in Los Angeles. In: Gary Bridge und Sophie Watson (Hg.): The Blackwell city reader. 2nd ed. Chichester, West Sussex, U.K, Malden, MA: Wiley-Blackwell, S. 193–200.

Dirksmeier, Peter (2010): Super-Gentrification und metropolitaner Habitus: eine Kritik jüngerer Entwicklungen in der britischen Gentrificationforschung. In: *Raumforsch Raumordn* 68 (6), S. 447–457. DOI: 10.1007/s13147-010-0065-z.

Dörfler, Thomas (2007): Milieu- und Sozialräumlicher Wandel in Berlin/Prenzlauer Berg. Eine milieu- und raumspezifische Untersuchung. Bayreuth: Dissertation.

Drews, Axel et al. (1985): Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie. 1. Sonderheft Forschungsreferate. In: *INTERNATIONALES ARCHIV FÜR SOZIALGESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR*, S. 256–375.

Durkheim, Emile; Luhmann, Niklas (2012 [1893]): Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. 6. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1005).

- Elias, Norbert (1970): Was ist Soziologie? München: Juventa-Verl.
- Elias, Norbert et al. (1993): Etablierte und Außenseiter. 1. Aufl., [5. Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch, 1882).
- Featherstone, Mike (1993): Global and local cultures. In: Jon Bird, Barry Curtis, Tim Putnam, George Robertson und Lisa Tickner (Hg.): Mapping the Futures: Local Cultures, Global Change. London: Routledge, S. 169–187.
- Felsmann, Barbara; Gröschner, Annett (2012): Durchgangszimmer Prenzlauer Berg. Eine Berliner Künstlersozialgeschichte der 1970er und 1980er Jahre in Selbstauskünften. 2. Aufl. Berlin: Lukas-Verl.
- Fentress, James; Wickham, Chris (1992): Social memory. Repr. Oxford UK, Cambridge Mass.: Blackwell (New perspectives on the past).
- Fischer, Claude S. (1975): Toward a Subcultural Theory of Urbanism. In: *American Journal of Sociology* 80 (6), S. 1319–1341. DOI: 10.2307/2777297.
- Flierl, Thomas (1996): Prenzlauer Berg. Ein Bezirk zwischen Legende und Alltag. Berlin: Nicolai.
- Frank, Susanne (2011): Je näher man hinschaut, desto fremder schaut es zurück Aktuelle Diskussionen um Suburbanisierung und Gentrifizierung. In: Heike Herrmann (Hg.): Die Besonderheit des Städtischen. Entwicklungslinien der Stadt(soziologie). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 285–300.
- Frank, Susanne (2014): Innere Suburbanisierung als Coping-Strategie: Die „neuen Mittelschichten“ in der Stadt. In: Peter A. Berger, Carsten Keller, Andreas Klärner und Rainer Neef (Hg.): Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 157–172.
- Goffman, Erving (1971): Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum. Gutersloh: Bertelsmann Fachverlag (Bauwelt Fundamente, 30).

Goffman, Erving (1975): Stigma. Über Techniken d. Bewältigung beschädigter Identität. 1. Aufl. Frankfurt (am Main): Suhrkamp (Suhrkamp-taschenbücher wissenschaft, 140).

Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper (Serie Piper, 3891).

Goffman, Erving (2009): Interaktion im öffentlichen Raum. Neuausg. Frankfurt, M, New York, NY: Campus-Verl.

Gröschner, Annett (1998): Jeder hat sein Stück Berlin gekriegt. Geschichten vom Prenzlauer Berg. Originalausgabe. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Grosinski, Klaus (2008): Prenzlauer Berg. Eine Chronik. 2., erw. Aufl. Berlin: Karl Dietz Verlag.

Gupta, Akhil; Ferguson, James (1992): Beyond "Culture": Space, Identity, and the Politics of Difference. In: *Cultural Anthropology* 7 (1), S. 6–23.

Habermas, Jürgen (1993): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft ; mit einem Vorwort zur Neuauflage 1990. Unveränd. Nachdr., 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 891).

Hachmeister, Lutz; von der Heide, Mathias (2008): Freundschaft! Die Freie Deutsche Jugend.

Haeder, Alexander; Wüst, Ulrich (1994): Prenzlauer Berg. Besichtigung einer Legende. Berlin: Ed. q. Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/faz-rez/F19950202RBUCH2-106.pdf>.

Halbrock, Christian (2004): Vom Widerstand zum Umbruch. die oppositionelle Szene in den 80er Jahren. In: Bernt Roder und Bettina Tacke (Hg.): Prenzlauer Berg im Wandel der Geschichte. Leben rund um den Helmholtzplatz. Berlin: be.bra, S. 98–124.

Halbwachs, Maurice (1991): Das kollektive Gedächtnis. Ungekürzte Ausg., 4.-5. Tsd. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verl. (Fischer Wissenschaft, 7359).

Halbwachs, Maurice; Geldsetzer, Lutz (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 538).

Harding, Alan; Blokland, Talja (2014): Urban theory. A critical introduction to power, cities and urbanism in the 21st century. Los Angeles: SAGE.

Harrison, Simon (1999): Cultural Boundaries. In: *Anthropology Today* 15 (5), S. 10–13. DOI: 10.2307/2678369.

Häußermann, Hartmut et al. (2002): Stadterneuerung in der Berliner Republik. Modernisierung in Berlin-Prenzlauer Berg. Opladen: Leske + Budrich (Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 16).

Hegemann, Werner (1984): 1930. Das steinerne Berlin ; Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt. 3., unveränd. Aufl. 1979. Braunschweig: Vieweg (Bauwelt-Fundamente Stadtbaugeschichte, Baupolitik, 3).

Hitlin, Steven; Vaisey, Stephen (2013): The New Sociology of Morality. Annual Review of Sociology. In: *Annu. Rev. Sociol.* 39 (1), S. 51–68. DOI: 10.1146/annurev-soc-071312-145628.

Hitzler, Ronald; Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. 3., vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92532-5>.

Hohmuth, Jürgen; Schmidt, Kathrin (2012): 1055 Berlin. Der Prenzlauer Berg 1980 - 1990. 2., überarb. Aufl. Berlin: Ed. Braus.

Holm, Andrej (2006): Die Restrukturierung des Raumes. [S.l.]: Transcript-Verlag (Urban Studies).

Hradil, Stefan (2006): Die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Hutchison, Ray (Hg.) (2010): Encyclopedia of urban studies. Thousand Oaks, Calif: SAGE Publications.

Imbusch, Peter (2010): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien – ein Überblick. In: Peter Imbusch und Ralf Zoll (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 143–178.

Jäger, Margarete; Jäger, Siegfried (2007): Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss (Medien - Kultur - Kommunikation).

Jarness, V. (2015): Cultural vs Economic Capital. Symbolic Boundaries within the Middle Class. In: *Sociology*. DOI: 10.1177/0038038515596909.

Jenkins, Richard (1996): Social identity. London, New York: Routledge (Key ideas).

Jenkins, Richard (2008): Rethinking ethnicity. 2. Aufl. Thousand Oaks, CA: SAGE Publications.

Kain, Florian (2012): Schwaben sollen "Schrippe" sagen - findet Thierse. In: *Berliner Morgenpost*, 31.12.2012.

Karsten, Lia (2014): From Yuppies to Yupps: Family Gentrifiers Consuming Spaces and Re-inventing Cities. In: *Tijdschr Econ Soc Geogr* 105 (2), S. 175–188. DOI: 10.1111/tesg.12055.

Keller, Reiner (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 4. Aufl. Wiesbaden: VS-Verl. (Qualitative Sozialforschung, Bd. 14).

Keupp, Heiner (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Orig.-Ausg., 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verl. (Rowohlts Enzyklopädie, 55634).

Kroneberg, Clemens (2014): Motive und Folgen sozialer Grenzziehungen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* (4-5), S. 9–14.

Lamnek, Siegfried (2005): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 4., vollst. überarb. Aufl., [Nachdr.]. Weinheim: Beltz PVU.

Lamnek, Siegfried (2013): Theorien abweichenden Verhaltens I - "Klassische Ansätze". Eine Einführung für Soziologen, Psychologen, Juristen, Journalisten

und Sozialarbeiter. 9., durchges. Aufl. Paderborn: Fink (UTB Soziologie, 740).
Online verfügbar unter <http://www.utb-studi-e-book.de/9783838539355>.

Lamont, Michèle (1992): Money, morals, and manners. The culture of the French and American upper-middle class. Chicago: Univ. of Chicago Press (Morality and society).

Lamont, Michèle (2002): The dignity of working men. Morality and the boundaries of race, class, and immigration. New York, N.Y, Cambridge, Mass: Russell Sage Foundation. Online verfügbar unter <http://search.ebscohost.com/login.aspx?direct=true&scope=site&db=nlebk&db=nlabk&AN=282141>.

Lamont, Michèle et al. (2015): Symbolic Boundaries. In: James Wright (Hg.): International Encyclopedia of Social and Behavioral Sciences. Oxford: Elsevier, S. 19.

Lamont, Michèle; Molnár, Virág (2002): The Study of Boundaries in the Social Sciences. In: *Annu. Rev. Sociol.* 28 (1), S. 167–195. DOI: 10.1146/annurev.soc.28.110601.141107.

Latham, Alan (2009): Key concepts in urban geography. Los Angeles: SAGE (Key concepts in human geography).

Ley, David (1996): The new middle class and the remaking of the central city. Oxford: Oxford University Press (Oxford geographical and environmental studies). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/bowker/toc/9780198232926.pdf>.

Ley, David (2003): Artists, Aetheticisation and the Field of Gentrification. In: *Urban Studies* 40 (12), S. 2527–2544.

Lloyd, Richard Douglas (2006): Neo-bohemia. Art and commerce in the postindustrial city. New York, N.Y.: Routledge. Online verfügbar unter <http://www.loc.gov/catdir/toc/ecip0510/2005008803.html>.

Lofland, Lyn H. (1998): The public realm. Exploring the city's quintessential social territory. Hawthorne, N.Y: Aldine de Gruyter (Communication and social order).

- Lossau, Julia (2012): Spatial Turn. In: Frank Eckardt (Hg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 185–198.
- Mack, Raymond W.; Snyder, Richard C. (1957): The Analysis of Social Conflict -Toward an Overview and Synthesis. In: *Conflict Resolution* 1 (2), S. 212–248.
- Maier, Anja (2011): Lassen Sie mich durch, ich bin Mutter. Von Edel-Eltern und ihren Bestimmerkindern. Orig.-Ausg., 1. Aufl. Köln: Bastei Lübbe Taschenbuch (Bastei-Lübbe-Taschenbuch, Bd. 60299 : Sachbuch).
- Marquardt, Tanja (2006): Käthes neue Kleider. Gentrifizierung am Berliner Kollwitzplatz in lebensweltlicher Perspektive. Univ., Diss.--Tübingen, 2005. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 102).
- Massey, Doreen (1995): Places and Their Pasts. In: *History Workshop Journal* (39), S. 182–192.
- Massey, Doreen B. (1994): Space, place, and gender. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mau, Steffen (2014): Die Mittelschicht – das unbekannte Wesen? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ)* 64 (48), S. 3–10.
- Maxwell, Joseph Alex (2009): Qualitative research design. An interactive approach. 2. ed., [Nachdr.]. Thousand Oaks, Calif.: SAGE (Applied social research methods series, 41).
- May, Jon (1996): Globalization and the Politics of Place: Place and Identity in an Inner London Neighbourhood. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 21 (1), S. 194–215. DOI: 10.2307/622933.
- Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., aktualisierte und überarb. Aufl. Weinheim: Beltz (Studium Paedagogik). Online verfügbar unter http://www.content-select.com/index.php?id=bib_view&ean=9783407291424.

Menzel, Birgit; Wehrheim, Jan (2010): Soziologie Sozialer Kontrolle. In: Markus Schroer und Georg Kneer (Hg.): Handbuch Spezielle Soziologien: Springer, S. 509–524.

Merton, Robert King (1963): Social theory and social structure. New York, NY: Free Press.

Merton, Robert King (1995): Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin u.a: de Gruyter.

Miles, Matthew B.; Huberman, A. Michael (1984): Qualitative data analysis. A methods sourcebook. Beverly Hills, CA: SAGE.

Misztal, Barbara A. (2001): Normality and Trust in Goffman's Theory of Interaction Order. In: *Sociological Theory* 19 (3), S. 312–324. DOI: 10.1111/0735-2751.00143.

Neal, Zachary (2010): Public realm. In: Ray Hutchison (Hg.): Encyclopedia of urban studies. Thousand Oaks, Calif: SAGE Publications, S. 623–627.

Neckel, Sighard; Sutterlüty, Ferdinand (2008): Negative Klassifikationen und die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Sighard Neckel und Hans-Georg Soeffner (Hg.): Mittendrin im Abseits. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15–25.

Neubert, Ehrhart (1998): Geschichte der Opposition in der DDR 1949 - 1989. Univ., Diss.--Berlin, 1997. 2., durchges. und erw. Aufl. Berlin: Links (Forschungen zur DDR-Gesellschaft, 346). Online verfügbar unter <http://www.gbv.de/dms/faz-rez/F19971212HEIT---100.pdf>.

Pates, Rebecca (2013): Einleitung – Der „Ossi“ als symbolischer Ausländer. In: Rebecca Pates (Hg.): Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint: Springer VS (SpringerLink : Bücher), S. 7–20.

Patterson, Orlando (2014): Making Sense of Culture. In: *Annu. Rev. Sociol.* 40 (1), S. 1–30. DOI: 10.1146/annurev-soc-071913-043123.

Permentier, M. et al. (2011): Determinants of Neighbourhood Satisfaction and Perception of Neighbourhood Reputation. In: *Urban Studies* 48 (5), S. 977–996. DOI: 10.1177/0042098010367860.

Permentier, Matthieu et al. (2007): Behavioural responses to neighbourhood reputations. In: *J Housing Built Environ* 22 (2), S. 199–213. DOI: 10.1007/s10901-007-9075-8.

Rehberg, Karl-Siegbert (2007): Kultur. In: Hans Joas (Hg.): *Lehrbuch der Soziologie*. 3., überarb. und erw. Aufl. Frankfurt am Main: Campus, S. 73–105.

Reimann, Bettina (2000): Städtische Wohnquartiere. Der Einfluss der Eigentümerstruktur : eine Fallstudie aus Berlin Prenzlauer Berg. Opladen: Leske + Budrich (Stadt, Raum und Gesellschaft, Bd. 12).

Relph, E. C. (1976): *Place and placelessness*. London: Pion (Research in planning and design, 1).

Roder, Bernt; Tacke, Bettina (Hg.) (2004): *Prenzlauer Berg im Wandel der Geschichte. Leben rund um den Helmholtzplatz*. Berlin: be.bra.

Rössel, Jörg (2009): *Sozialstrukturanalyse. Eine kompakte Einführung*. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91709-2>.

Savage, Mike et al. (2005): *Globalization and belonging*. 1. Aufl. London: SAGE Publ. (Theory, culture & society).

Schroer, Markus (2007): Raum als soziologischer Begriff. Programmatische Überlegungen. In: Jan Wehrheim (Hg.): *Shopping Malls*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 35–53.

Schwörbel, Philipp (2010): Willkommen bei den Prenzlauer Berg Nachrichten. Online verfügbar unter http://www.prenzlauerberg-nachrichten.de/service/uberuns/_/willkommen-bei-den-prenzlauer-berg-nachrichte.html, zuletzt geprüft am 30.07.2014.

Scott, James C. (1998): Seeing like a state. How certain schemes to improve the human condition have failed. New Haven: Yale University Press (The Yale ISPS series).

Sen, Amartya (2005): Human Rights and Capabilities. In: *Journal of Human Development* 6 (2), S. 151–166. DOI: 10.1080/14649880500120491.

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (2005): 24. Bericht über die Stadterneuerung. Berichtszeitraum 01.01.2002 – 31.12.2003. Mitteilung des Präsidenten des Abgeordnetenhauses von Berlin. Berlin.

Senft, Elena (2008): Mutter für einen Tag. Hg. v. Brigitte. G+J Women New Media GmbH. Online verfügbar unter <http://www.brititte.de/liebe/familie/mutter-auf-probe-568398/>, zuletzt geprüft am 22.06.2016.

Sennett, Richard; Kaiser, Reinhard (1990): Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verl.

Sherman Heyl, Barbara (2001): Ethnographic Interviewing. In: Paul Atkinson (Hg.): Handbook of ethnography. Reprinted. Los Angeles: SAGE, S. 369–383.

Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben (1903). In: Georg Simmel, Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt (Hg.): Aufsätze und Abhandlungen 1901 bis 1908, Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 116–131.

Simmel, Georg (2006a): Das Problem der Soziologie. In: Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 811), S. 13–62.

Simmel, Georg (2006b): Der Streit. In: Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. 1. Aufl., [Nachdr.]. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 811), S. 284–382.

Smith, Neil; Williams, Peter (Hg.) (1986): Gentrification of the city. Boston: Allen & Unwin.

Strauss, Anselm L. (2007): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. Unveränd. Nachdr. d. 2. Aufl. 1998. München: Fink (UTB für Wissenschaft Uni-Taschenbücher, 1776, Soziologie).

Swaan, A. de (1995): Widening Circles of Identification: Emotional Concerns in Sociogenetic Perspective. In: *Theory, Culture & Society* 12 (2), S. 25–39. DOI: 10.1177/026327695012002002.

Swaan, A. de (1997): Widening Circles of Disidentification: On the Psycho- and Sociogenesis of the Hatred of Distant Strangers - Reflections on Rwanda. In: *Theory, Culture & Society* 14 (2), S. 105–122. DOI: 10.1177/026327697014002010.

TOPOS Stadtforschung (2012): Sozialuntersuchung im Sanierungsgebiet Teutoburger Platz 2012. Berlin.

Treibel, Annette (2008): Die Soziologie von Norbert Elias. Eine Einführung in ihre Geschichte, Systematik und Perspektiven. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden (Hagener Studentexte zur Soziologie). Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-91171-7>.

Tuan, Yi-fu (1977): Space and place. The perspective of experience. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Ullrich, Peter (2008): Diskursanalyse, Diskursforschung, Diskurstheorie. Ein- und Überb. In: Ulrike Freikamp (Hg.): Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik. Berlin: Dietz (Texte / Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 42), S. 19–31.

van Ham, Maarten; Manley, David; Bailey, Nick; Simpson, Ludi; MacLennan, Duncan (Hg.) (2012): Neighbourhood Effects Research: New Perspectives. Dordrecht: Springer Science+Business Media B.V. Online verfügbar unter <http://dx.doi.org/10.1007/978-94-007-2309-2>.

Vester, Heinz-Günter (2009): Kompendium der Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Vogel, Berthold (2010): Wohlstandspanik und Statusbeflissenheit. In: Nicole Burzan und Peter A. Berger (Hg.): Dynamiken (in) der gesellschaftlichen Mitte. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 23–41. Online verfügbar unter http://dx.doi.org/10.1007/978-3-531-92514-1_2.

Voigt, Jutta (2009): Westbesuch. Vom Leben in den Zeiten der Sehnsucht. Lizenzausg. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe / Bundeszentrale für politische Bildung, 0773).

Wacquant, Loic (1996): Red Belt, Black Belt. Racial Division, Class Inequality and the State in the French Urban Periphery and the American Ghetto. In: Enzo Mingione (Hg.): Urban poverty and the underclass. A reader. Oxford, Cambridge, Mass: Blackwell, S. 234–274.

Watt, Paul (2006): Respectability, Roughness and 'Race'. Neighbourhood Place Images and the Making of Working-Class Social Distinctions in London. In: *Int J Urban & Regional Res* 30 (4), S. 776–797. DOI: 10.1111/j.1468-2427.2006.00688.x.

Watt, Paul (2009): Living in an oasis: middle-class disaffiliation and selective belonging in an English suburb.

Watt, Paul (2013): Community and Belonging in a London Suburb: A Study of Incomers. In: Margarethe Kusenbach und Krista E. Paulsen (Hg.): Home. International perspectives on culture, identity, and belonging. Frankfurt (am Main): Peter Lang, S. 225–247.

Weber, Max (2002): Soziologische Grundbegriffe. In: Max Weber und Dirk Käsler (Hg.): Schriften 1894 - 1922. Stuttgart: Kröner (Kröners Taschenausgabe, 233), S. 653–716.

Wilson, William Julius (1987): The truly disadvantaged. The inner city, the underclass, and public policy. Chicago: Univ. of Chicago Press.

Wimmer, Andreas (2008a): Ethnische Grenzziehungen in der Immigrationsgesellschaft. Jenseits des Herder'schen Commonsense. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (Special Issue No. 48), S. 57–80.

Wimmer, Andreas (2008b): The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory. In: *Am J Sociol* 113 (4), S. 970–1022. DOI: 10.1086/522803.

Wirth, Louis (1938): Urbanism as a Way of Life. In: *American Journal of Sociology* 44 (1), S. 1–24.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research; Vol 1, No 1 (2000): Qualitative Research: National, Disciplinary, Methodical and Empirical Examples*.

Wuthnow, Robert (1993): Communities of discourse. Ideology and social structure in the Reformation, the Enlightenment, and European socialism. Cambridge, Mass, London: Harvard Univ. Press.

Yinger, J. Milton (1960): Contraculture and Subculture. In: *American Sociological Review* 25 (5), S. 625–635.

Yinger, John Milton (1984): Countercultures. The promise and peril of a world turned upside down. 1. Free Press paperback ed. New York, NY: Free Press.

Zukin, Sharon (1989): Loft living. Culture and capital in urban change. New Brunswick, [NJ]: Rutgers University Press.

Zukin, Sharon (1993): Landscapes of power. From Detroit to Disney World. [Reprinted]. Berkeley: Univ. of California Press.

Zukin, Sharon (2008): Consuming Authenticity. In: *Cultural Studies* 22 (5), S. 724–748. DOI: 10.1080/09502380802245985.

Anhänge

Anhang 1

Informationsblatt zur Interviewrekrutierung

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich, Henrik Schultze, Doktorand an der Humboldt Universität, Lehrbereich Stadt- und Regionalsoziologie, beschäftige mich in meiner Dissertation mit den Wahrnehmungen und Bewertungen von Bewohnern hinsichtlich der Lebensqualität ihres Kiezes.

Im Rahmen meines Forschungsprojektes suche ich Gesprächspartner, die derzeit in Prenzlauer Berg wohnen und Lust haben, über ihre Erfahrungen als „Prenzlauer Berger“ zu sprechen. Bei den Interviews (eigentlich wird es eher den Charakter eines Gespräches haben) wird es unter anderem um die Quartierszufriedenheit und die Nutzung der Nachbarschaft gehen. Erfahrungsgemäß dauern die Gespräche etwa 45 Minuten und werden selbstverständlich anonym behandelt. Ich würde mich freuen, möglichst viele Stimmungsbilder in meine Arbeit aufnehmen zu können.

Beste Grüße

Henrik Schultze

Kontakt:

henrik.schultze@hu-berlin.de

Anhang 2

Zeichenerklärung in den Interview-Zitaten

Wort unterstrichen = Betonung des Wortes

... = kurze Pause

(...) = Auslassungen